otucs.

62 n.

R

Friedrichs des Großen
Jugendjahre
Bildung und Geist.

Aus unbekannten Actenstücken, hier zuerst mitgetheilten Briefen und den Schriften des Königs dargestellt

von

Fr. Förster.

Nebst

einer Uebersicht der Regierung

Friedrich Wilhelms I.

und einer ausführlichen Recension der Werke

Friedrichs des Großen.

Sans aimer la louange insensible à tout blâme
J'ai toujours conservé le repos de mon ame
Et que m'abandonnant à la postérité,
Elle peut me juger en toute liberté.

Friedrich II.

Berlin, 1823.

In der Ad. M. Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung.

15 C

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

In meinem Handbuche der Geschichte des preußischen Reichs *) habe ich von dem thatenreichen politischen Leben Friedrichs des Großen, die ausführliche Darstellung seiner Jugendjahre und seiner vielumfassenden Bildung ausgeschlossen, um beiden wichtigen Gegenständen eine eigne Abhandlung zu widmen; ich lege sie den Freunden vaterländischer Geschichte zur gefälligen Aufnahme in zwei Abtheilungen vor.

Ueber die Regierung Fried. Wilh. I. und die Jugendjahre Friedrichs findet man

*) Ausführliches Handbuch der Geschichte, Geographie und Statistik des preußischen Reichs. Berlin bei E. H. G. Christiani. (Davon sind 3 Bde erschienen, der 4te ist unter der Presse.)

in der ersten eine Zusammenstellung der wichtigsten Actenstücke und Briefe, die mir handschriftlich mitgetheilt wurden; zur Ergänzung ist aus zerstreuten Blättern Einiges eingeschaltet.

Wer aber hier mit unberufener Neugier geheime Nachrichten über Familienverhältnisse sucht, die durchaus nicht vor das Publikum gehören und womit gewöhnlich die Memoiren angefüllt sind, der findet bei mir nichts für seine Unterhaltung; denn ich habe mir auf keine Weise erlaubt irgend etwas mitzutheilen, was die, dem Hofe Friedrich Wilhelms I. schuldige, Achtung verletzen dürfte; wie denn überhaupt solche Geschichtchen nicht zur Geschichte geschichte gehören.

In der zweiten Abtheilung hab' ich versucht den Geist Friedrichs, vornehmlich seine Gedanken über Philosophie, Religion und Staat, aus seinen eignen Schriften darzustellen.

So nahe es zu liegen scheint, die philosophische Bildung des Königs, als eine

sehr erhebliche Bestimmung in der Auffassung seines Lebens anzusehen, da man das, was er gethan hat, durchaus nicht versteht, wenn man sich nicht zuvörderst bemüht, das zu erkennen, was er gedacht hat, so ist doch seinen Historiographen bisher diese Seite ganz fremd geblieben und deshalb haben sie das Bild des Königs, den die Weltgeschichte längst als den Grossen feiert, entstellt und befleckt.

Friedrich, dessen Heiliger der, von dem Dichter besungene, St. Humanus war, hat sich nirgend versteckt, frei, fest und groß tritt er in die Welt herein; als König und Philosoph, als Dichter und Held, als Freund und Feind, niemals hat er sich verborgen. In den hellsten Farben, in den sichersten Umrissen, hat er uns das treuste Bild von sich in seinen Gedanken und Thaten gegeben, so wenig, wie er, hat noch kein Großer der Geschichte das Tageslicht gescheut; dennoch haben unwürdige Hände ihre mißrathene Copie für das echte Urbild aufzustellen gewagt.

Weder die feinen Zerrbilder, die durch den gekränkten Voltaire nach Frankreich gekommen sind, noch die plumpen Fratzen, die in Deutschland neuerdings verbreitet wurden, verdienen genannt zu werden, jene sind vergessen, diese verachtet man. Einige Andere dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Zuerst begegnet uns eine Gesellschaft Anecdoten-Jäger, die wie Bänkelsänger durch die Straßen ziehen, ihre Eulenspiegeleien als das wahrhafte Contrefey des großen Königs ausrufen und um die dürftigsten Klätschereien sich herumschlagen, als gedächten sie daraus dem Einzigen den Kranz der Unsterblichkeit zu flechten. —

Weiter sehen wir andere Geschichtschreiber mit einer gewissen geistreichen Anmaßung ihre Arbeit ausführen. Der Eine hat sich den frevelhaften Spaß gemacht, aus dem Bilde des Königs die hellen Augen, die hohe Stirn, den beredten Mund und worin sich sonst die edleren Züge des Geistes aussprechen, herauszuschneiden, sein eignes trübes Gesicht hat er dafür in die

Leinwand hineingepappt, ganz schelmisch guckt er zwischen den gepuderten Locken hervor und meint, wir sollten glauben: das wär' der große Friedrich. —

Ein anderer hat das Bild des Königs nur als Spectakelstück für ein Transparent zur Illumination gemahlt, er sitzt mit der Thranlampe seiner Begeisterung voll Theaterfeuer dahinter und carfunkelt; besieht man das Stück bei hellem Tage, so hat man Farbenkleckerei und Oelflecken. So könnten wir noch viele vermeintliche Meister anführen, die entweder allen Fleiß darauf verwendeten, die geborstenen Stiefeln und den verstreuten Taback treulichst wiederzugeben, aber den Geist vergassen, oder das kräftige Colorit des Bildes mit dem schmutzigen Kreidegrunde ihrer Weisheit deckten und darauf ihre bleichen Wasserfarben mit grobem Pinsel auftrugen. Dies würde zu weit führen, auch überhebt mich die strenge Critik eines verehrten Geschichtforschers dieser Arbeit. *)

*) S. v. Dohms Denkwürdigkeiten Bd. 4. S. 208 — 460

Wie kann man aber wohl eine wahrhafte Schilderung Friedrichs des Großen von denen erwarten, denen man auf jeder Seite ihrer Arbeit nachweisen kann, daß sie die Werke des Königs nicht gelesen, vielweniger zum Gegenstande eines aufmerksamen Studiums gemacht haben? Von allen, die über Friedrich schrieben, — und ich habe bereits über hundert kennen gelernt — fand ich nur zwei die seine Schriften vollständig gelesen haben: Johannes v. Müller und v. Dohm. Johannes v. M. schrieb schon 1789 in der Allgem. Literatur Zeitung eine ausführliche Recension der Berliner Ausgabe von Friedrichs Werken und gewann dadurch eine wahrhaft historische Ansicht von dem großen Könige; neuerdings hat der, um die vaterländische Geschichte sehr verdiente, Herr von Dohm uns eine Characteristik Friedrich's, als das schönste und leider! letzte Vermächtniß seines Fleißes gegeben, die ebenfalls auf ein genaues Studium der Werke des Königs begründet ist. Doch ist dem geachteten Staatsmanne die

Philosophie, die wir als den innersten Kern der Bildung Friedrichs betrachten müssen, fremd geblieben, ja, er hat sich selbst nicht von dem allgemeinen Mißtrauen freigehalten, das sich der gegenwärtigen Zeit gegen diese Wissenschaft bemächtigt hat, ein Mangel, der sich selbst an dem Wohlmeinenden dadurch rächt, daß er dem Könige manches Uebles mit Unrecht nachsagt.

Auf solche Urtheile hat sich in gewöhnlichen Schriften und in dem gewöhnlichen Gerede der Irrthum weit verbreitet, daß es mit dem politischen, wie mit dem religiösen Glaubensbekenntniß des Königs nicht zum besten gestanden habe, und man kann leicht hören, daß die Ununterrichteten ihn bald auf die Seite der Jacobiner, bald auf die der Atheisten stellen. *)

Daß der große und wahrhafte Sinn des Königs sich fern von den Ausschweifungen der einen wie er andern fanatischen

---

*) Man lese nur: Adam Müller über König Friedrich II. S. 168. u. f. Ferner: H. Steffens. Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. S. 483 u. f.

Parthei gehalten hat, wird meine Darstellung zur Gnüge lehren.

Fast härter noch, als über Glauben und Politik, hat man den König über seine vaterländische Gesinnung angefeindet, als ob Er es nicht gewesen wär, der die deutsche Gewissensfreiheit gegen jeden Angriff der Obscuranten, die politische Freiheit Deutschlands gegen das verbundene Europa gerettet hat, und durch den, wie Göthe sagt, erst wieder Lebensgehalt in die deutsche Welt kam. Ich habe mich besonders dabei aufgehalten, aus den Schriften Friedrichs zu zeigen, wie fest er sich bei der großen Achtung, die er der, uns damals weit voran geschrittenen, französischen Bildung schenkte, als deutscher König bewährt hat, und obwohl er der Weltgeschichte angehört, dürfen wir ihn doch mit Recht den Unsern nennen.

Berlin, den 11ten Mai 1822.

Erste Abtheilung.

Friedrichs des Großen Jugendjahre mit einer kurzen Darstellung der Regierung Friedrich Wilhelms I.

Schriften zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und zu den Jugendjahren Friedrichs des Großen.

---

1. Die Werke Friedrichs des Großen, und sein Briefwechsel; eine vollständige Nachricht hierüber findet man in der Beilage No. 2.
2. Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, margrave de Bareith, soeur de Frédéric le Grand depuis l'année 1706 jusqu'à 1742. écrits de sa main. 2 Tom. à Brunswick 1810. Deutsch in Tübingen 1810 u. 11.

   (Bei aller Naivetät nicht ohne Leidenschaft geschrieben und mit wenig Schonung gegen das eigne Haus.)
3. Charles, Louis Bar. de Poellnitz. Memoires de quatre derniers souverains de la Maison de Brandenburg. à Berlin 1791. Deutsch, Berlin 1791. (Nachrichten über die Kurfürsten Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm und über die Könige Friedrich I. — unter dem Poellnitz an den Hof von Berlin kam — und Friedrich Wilhelm I. Pöllnitz wurde zwar zweimal catholisch, erscheint aber in seinen Schriften als ein heitrer, geistreicher Hofmann.)

schrieben; es verbreitet sich auch über die Regierung Friedrichs II.

7. (de Mauvillon) Histoire de Frédéric Guillaume I. par Mr. de M , . à Amsterdam et à Leipzig. 2 Bd. 1741. (Unvollständig und ohne Kenntniß der innern Verhältnisse des preußischen Staats, die erst der Sohn dieses Verfassers genauer kennen lernte.)

8. Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff, meist aus ungedruckten Nachrichten. 4 Th. 1792 — 1794. Ein Verwandter des Grafen, Theresius Freiherr von Seckendorff ist der Verfasser und hat sine ira et studio wiedergegeben, was er in den Papieren seines Oheims fand, der an dem Berliner Hofe mehrere Jahre eine so bedeutende Rolle spielte und darüber sehr offenherzig erzählt.

9. Bar, de Bielefeld, Lettres familières et autres à la Haye 1763. (Uns interessirt darin besonders eine Schilderung des Lebens in Reinsberg, übrigens gehörte Bielefeld zu den schönen Geistern an Friedrichs Hofe, die dem Könige zwar in das Feld folgten, aber in Breslau Romane lasen und Liebesabentheuer suchten, während er die Oestreicher schlug. —)

10. (Formey, Prediger und Professor in Berlin.) Souvenirs d'un citoyen. 2 Tom. à Berlin 1789. (lauter unerhebliche Geschichtchen.)

11. Gelehrten-Geschichte des Weltweisen von Sanssouci 1763. — auch unter dem Titel: Vollständige Gelehrten-Geschichte des Weltweisen auf dem Throne. Frankfurt und Leipzig 1765. 2 Theile.

4. (David Faßmann) Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Königs von Preußen Friderici Wilhelmi bis auf gegenwärtige Zeit beschrieben. Hamburg und Breslau 1735. Der Verfasser gehörte zu den gelehrten Hofnarren, die Zutritt zu dem Tabackcollegium hatten, und an denen die bierwitzige Gesellschaft ihre Späße versuchte. Das Buch wurde in Preußen verboten, und die Literatur hat nichts daran verloren.

5. S. J. Morgenstern, Hofrath und Professor, Mitglied des Tabacks-Collegii. Ueber Friedrich Wilhelm I. 1793. So unordentlich der Inhalt zusammengestellt ist, so findet man darin doch sehr characteristische Züge. Morgenstern ward zwar nicht ganz so übel wie Gundling, Faßmann und andere seiner Collegen behandelt, doch widerfuhr ihm manche unangenehme Auszeichnung. Er wurde zum Canzler der Universität Frankfurt ernannt, wo die Professoren durch Unteroffiziere zu einer Disputation mit ihm über die Thesis: „omnes eruditi sunt stulti“ herbei geholt wurden. Er bestand so schlecht, daß der König die Disputation mit einem: Pereat Herr Astralicus! und mit Trommeln und Pfeiffen unterbrechen lies. —

6. (v. Benckendorff, Präsident der Ober-Amts-Regierung in Breslau unter Friedrich II.) Characterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms I., nebst verschiedenen Anecdoten. Neue Sammlungen. Berlin, 1787 — 89. Ein sehr gehaltreiches Werk, von einem wohlunterrichteten Manne ge-

(Der Titel betrügt uns sehr; wir suchen darin vergebens eine Bildungs-Geschichte Friedrichs.)

12. C. Fr Tzschucke, Geschichte Friedrichs II., des Einzigen, als Prinz, Regent und Feldherr. Berl. und Frankfurt. 1817.

13. Anecdoten und Characterzüge aus dem Leben Friedrichs II. 19 Sammlungen. Berlin 1787—89. Beiträge dazu: Vier Sammlungen 1788 — Neu aufgearbeitet von Stein als: Charakteristik Friedrichs II. 3 Th. Berlin 1798.

14. Neue Sammlung von Anekdoten und Characterzügen aus dem Leben Friedrichs II. 6 Stücke. Küstrin 1788 — 90.

15. Anekdoten von Kön. Friedrich II. und einigen Personen, die um ihn waren Herausgegeben von Nikolai. 6 Hefte. Berlin 1788.

16. Beitrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. Berlin 1788. (Enthält einen Briefwechsel König Friedrich Wilhelms I mit dem Feldprediger Müller während der Gefangenschaft des Kronprinzen in Küstrin. —)

17. Büsching, Character Friedrichs II. Halle 1788. (Gehört hierher wegen einiger Nachrichten über die Jugend Friedrichs, sonst entspricht das Werk seinem Titel durchaus nicht.)

Zu erwähnen sind noch die größeren Bearbeitungen der Geschichte Brandenburgs und des Preußischen Staats von Buchholz, Gallus und wegen der Literatur des Handb. von Pölitz.

Erstes Kapitel.

Der Hof und der Staat König Friedrich Wilhelms I.

Gehen wir durch die ebenen und geraden Straßen der Hälfte Berlins, die auf dem linken Ufer der Spree liegt, so haben wir den angenehmen Eindruck einer schönen, wohlgebauten Stadt, denn das Ebenmaaß ist bei Gebäuden, wenn es sich auch nur auf die gerade Richtung der Straßen beschränkt, die erste Bedingung des Wohlgefallens. Die regelfeste Stellung der Häuser erinnert uns aber zugleich, daß wir hier nicht in einer freien Stadt des heiligen römischen Reichs wandern, wo jeder Bürger, wie es ihm einfiel, den Giebel seines Hauses vorwärts oder seitwärts stellte, hier sehen wir bald, daß nicht nach dem Belieben der Einzelnen, sondern nach einem allgemeinen Befehl gebaut ward.

König Friedrich Wilhelm I. war der strenge Baumeister in der Stadt, wie in dem Staate, er sorgte für festen Grund, und gab die Richtung an,

in der der Bau weiter fortgeführt wurde. Hart muß die Hand und fest der Sinn des Meisters sein, der den Grundstein legt, — der Boden muß geebnet, gereinigt werden, Gestripp und Gesträuch wird getilgt, auch mancher schöne Baum gefällt; denn wo der Mensch baut, muß die Natur weichen, und wo der Staat soll zu Stande kommen, muß der Einzelne sich dem gemeinsamen Willen, dem gemeinsamen Vortheil fügen. Die späteren Geschlechter, die am frohen Feste den Richtkranz auf den fertigen Bau legen, denken mehr an den guten Tag, den sie erleben, als an die Arbeit dessen, der die Säulen vor Jahrhunderten feststellte, die sie heut bekränzen, und so wird dem Meister von der Mitwelt Verdruß, von der Nachwelt Undank zum Lohn; denn die Mitwelt wird angestrengt, verletzt, ohne die Vollendung zu sehen, oft ohne daran zu glauben; die Nachwelt ist mit dem gegenwärtigen Genuß beschäftigt und kümmert sich wenig um die Sorgen und die Noth der Väter, zumal auch sie noch so manches vor sich sieht.

Indem wir nun aus einer heiteren Gegenwart, wo wissenschaftliche Bildung den Freuden des geselligen Lebens schöne Grenzen gegeben hat, wo in der Kirche der Glaube, in dem Hause die Sitte, in dem Staate Recht und Freiheit sich geltend gemacht haben, zu einer Zeit zurückblicken wollen, wo Wissenschaft und Glaube sich feindlich gegenüber standen, wo in dem Hause keinesweges die Sitte, in dem Staate eben so wenig das Recht, unberührt von Willkühr, sich befestigt hatten, so müssen wir uns hüten das frohere und freiere Dasein durch den Verdruß

zu verkümmern, den frühere Geschlechter sich bereitet haben.

Zur Vergangenheit muß man mit dem sichern Bewußtsein treten, daß jede Zeit, wie der Mensch selbst, der Schmidt des eignen Glücks ist und nichts zu büßen hat, als die eigne Thorheit und Schuld; weit entfernt den Vollzieher des Urtheils, das die Zeit, das ein Volk sich selbst gesprochen, zu tadeln, haben wir in dem Fortgange der Geschichte vielmehr seine Rechtfertigung aufzuzeigen.

Das deutsche Reich war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch und durch anrüchig, nicht auf die kraftlose Stellung des Kaisers, der den höchsten Oberbefehl nur unter der schmähligen Bedingung erhielt, sich alles Befehls zu enthalten, nicht auf die Fürstenhöfe, die sich von fremdem Geld und fremder Unsitte bestechen ließen, — auf das Leben des Volks, der Stände wollen wir aufmerksam machen, da man diesen Theil so gern von aller Schuld freisprechen möchte. Der Grundzug in dem Charakter des Volks jener Zeit war Feigheit; so hatten die Fürsten jetzt nicht trotzige Vasallen, stolze Prälaten, übermüthige Bürger zu bändigen, in keinem Stand war Gefühl der eignen Ehre, in keinem, Sinn für das gemeinsame Vaterland, auch gab die Kunst und die Wissenschaft dem Leben keinen Halt, es schien eine allgemeine Schlafsucht sich des Volkes zu bemächtigen.

Von solcher Krankheit wird der Leidende nur dadurch gerettet, daß die matten Lebensgeister durch strenge Diät zur gesunden Munterkeit aufgeregt werden; das Volk mußte in der Furcht des Herrn

erzittern, um zu dem Selbstgefühl der Freiheit zu kommen; dieses bei seinem Volke hervorgerufen zu haben, bleibt das rühmliche Verdienst Friedrich Wilhelms I.

Die Darstellung der großen Wirksamkeit dieses unermüdeten Fürsten in dieser Hinsicht, gehört der politischen Geschichte an und liegt nicht in dem Kreise, auf den wir uns beschränken und war nur kurz zu erwähnen, um jedes Vorurtheil zu entfernen, das uns die weitreichende Thätigkeit des Königs in dem politischen Gebiet verbergen könnte, in das wir hier nicht eintreten, da wir nur den Boden wollen kennen lernen, auf dem der Fürst erzogen wurde, dessen Jugendjahre wir in einer Sammlung wichtiger Actenstücke mittheilen wollen.

Friedrich Wilhelm I. regierte in einer Zeit, wo das höchste Streben des Wissens, wie des Handelns die Nützlichkeit war; sie war ein strenger Maaßstab für einen König, der an dem Hofe seines Vaters so vieles erfahren, was er für unnütz halten mußte und der genug richtigen Sinn hatte, um das, für seinen Zweck wahrhaft Nützliche, zu erkennen. In einem Staat, der im Innern schlecht verwaltet, verarmt, verschuldet ist, nach außen sich nicht frei regen kann, da ihm die bewaffnete Macht fehlt, wo noch nicht so viel Gewerbfleiß, Geschick und Kunstsinn vorhanden ist, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse selbst zu schaffen, wodurch er von dem ausländischen Handel noch mehr, als von den ausländischen Cabinetten beschränkt und gedrückt wird, war es nicht an der Zeit, ein idyllisches Schäferleben zu führen und Dichter und Philoso-

ßhen hegen und pflegen zu wollen: auf dem Boden, der noch keine Erdtoffeln trug, durfte man nicht Ananas ziehen wollen.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm sich mit entschiedenem Widerwillen gegen den prächtigen Hofhalt des Vaters und gegen die gelehrten Gesellschaften der Mutter erklärt, er warf die französischen Bücher und den brokatnen Schlafrock ins Feuer, sein Umgang waren Waffen, und Kriegsmänner, das Feldleben frühzeitig sein Beruf, er hatte, unter Marlborough und Eugen gefochten und der Herzog Leopold von Dessau war ihm Freund und Vorbild. —

Wie er sich selbst hausväterlich einschränkte, so verlangte er dieselbe Beschränkung im ganzen Staat, er durchstrich die großen Gehalte der Kammerherrn und setzte die Ausgabe an seinem Hof monatlich auf 4000 Thaler fest; waren hohe Gäste gegenwärtig, so wurden sie mit anständigem Aufwande bewirthet, doch gleich darauf der ordentliche Haushalt wieder befohlen. So schrieb nach der Anwesenheit König August's von Polen der König dem Hofmarschall: „ihr müßt die Haushaltung wieder in Ordnung bringen, und wie vorher alle mögliche Menage observiren und da auf jeden Tag 93 Thaler zur Ausgabe bestimmt sind, so müssen selbige nicht darauf gehen, sondern wenn Sr. Kgl. Maj. in Potsdam oder Wusterhausen sind, die Königin aber in Berlin ist, muß es täglich nicht mehr als 70 oder 72 Thaler, wenn die Königin aber sich bei Sr. Kgl. Maj. befinden nur 55 Thaler kosten. Von dieser Woche soll wieder angefangen werden die gewöhn-

lichen Küchenzettel gemacht zu werden. Es wollen auch Sr. Kgl. Maj. daß künftig von Hamburg, oder andern fremden Orten nichts soll verschrieben werden, ohne bis vorher bei Sr. Kgl. Maj. angefragt worden und selbige es approbirt haben. Hingegen soll das Marschallamt die Veranstaltung machen, daß jederzeit gut Rindfleisch, gute fette Hühner und dergleichen vorhanden und consumirt werden. Charlottenburg den 13. Jun. 1728. Fr. Wilh. —

Ueber die Bewirthung Peters des Großen schrieb der König dem Generaldirektorium: „ich will 6000 Thaler destiniren, davor soll Finanzdirectoric nun so die Menage machen, daß ich den Zaaren defrenieren kann von Memel bis Wesel, in Berlin wird der Zaar aparte tractirt. Nit einen Pfennig gebe mehr dazu, aber vor der Welt sollen sie von 30 à 40,000 Thaler reden, das mir koste."

Die Königin hatte kontraktmäßige jährliche Einkünfte von 80,000 Thaler, sie war genöthigt davon die Kleider und das Leinen für die Königliche Familie und das Pulver und Blei zur Fasanen und Rebhuhnen Jagd zu kaufen.

So gern der König Seefische, Hummern, Austern aß, so selten verschrieb er sich solche Leckereien, er sparte es sich am Munde ab, was er für den Staat verwandte, wo er jedoch auch so wirthschaftlich haushielt, daß er an den Rand des Berichtes eines Kammerkollegiums schrieb: „der Quarc ist nicht das schöne Papier werth, sollen schlecht Papier nehmen, das ist mir gut genung." —

Nur für eine Ausgabe scheute der König keinen Aufwand, für die großen Recruten zum Pots-

dammer Leibregiment, von denen ihm mancher fünf bis zehntausend Thaler Handgeld kostete und hernach auch noch ansehnlichen Gehalt erhielt. Aus allen Ländern wurden große Männer im Guten und Schlimmen zusammengebracht, sie waren weder in den Bergschluchten des schottischen Hochlandes, noch in den Klosterzellen Italiens sicher genug. Nur einige Rechnungen über Recruten legen wir hier bei, weil dies gerade ein Punkt des Mißverhältnisses und später der Versöhnung des Kronprinzen mit dem Könige war. „Der Recrute Joseph Große aus dem Kloster ** hat an Handgeld baar empfangen 5000 Florenen. Dem Kloster, damit es ihn verabfolgen lassen 1500 Thaler. Der Recrute Andrea Capra kostet an Vorschuß den Spions welche ihn geliefert 2000 Thaler, dem Recruten selbst an Handgeld, Unkosten und Transport 2200 Thaler. Der Geheime-Rath von Bork schickte dem Könige aus England einen Flügelmann, für den sich folgende Rechnung vorfindet: „Allerdurchlauchtigster ꝛc. Ich lebe der festen Zuversicht, daß der von hier abgehende Kerl, Namens James Kirkland, ein Irländer von Geburt, seines Alters 20 Jahr glücklich ankommen und Ew. Kgl. Maj. Allergnädigste Approbation finden werde. — Alldieweilen ich geglaubt, daß er meritire in Ew. Kgl. Maj. Dienste zu treten, so habe ich weder Kosten noch Mühe gespart, ihn fort zu schaffen, und dabei wiewohl mit aller Behutsamkeit, ein Vieles gewagt, in getreuster Hoffnung von Ew. Kgl. Maj. darin nicht desavouirt zu werden, ꝛc.

Specification der aufgewandten Kosten:

1) Die Person, welche ihn mir verschafft und Leib und Leben daran gewagt	1000	Pfd.	Sterl.
2) Um 2 ausgeschickte Kundschafter	18 —	18	Schil.
3) Die Reise aus Irrland bis Chester	30 —		
4) Von Chester bis London	25 —	12	—
5) Der Kerl, der ihn auf der Reise begleitet	10 —	10	—
6) Ihm selber bei der Ankunft	1 —	18	—
7) Drei Jahr versprochnes Lohn	60 —		
8) Einem seiner Bekannten in London, der ihn helfen persuadiren	18 —	18	—
9) Vierzehn Tage Kostgeld	1 —	8	—
10) Vor Livrée, Schuh ꝛc.	19 —	6	—
11) Zur Reise von hier nach Berlin	21 —		
12) Postpferde von Gravesand nach London und zurück	6 —	6	—
13) An andere dabei gebrauchte Personen	8 —	7	—
14) An zwei Soldaten von der Garde, die auch dabei geholfen	15 —	15	—
15) Noch jemand der Wissenschaft davon zu geben versprochen	12 —	12	—
16) Zu Gravesand im Wirthshause	4 —	13	—
17) Einem Friedensrichter	6 —	6	—
18) Einem Menschen der immer bei ihm sein und bewahren müssen	3 —	3	—
19) Ans Schiff zu bringen		5	—
20) Vor Briefe nach Irland und zurück	2 —	10	—
1266 Pfd Sterling		10	Schilling.

Bei dieser großen Vorliebe für das Leibregiment, wurde die Sorgfalt für die andern Regimenter nicht versäumt, in allen Provinzen wurden jährlich Musterungen gehalten, zu denen der Kronprinz den Vater begleiten mußte; nicht sowohl auf äußeren Putz, als auf gute Bewaffung und Uebung der Truppen wurde Rücksicht genommen.

Mit den Revüen waren oft große Parforcejagden verbunden, ein Vergnügen, das sich immer leicht an die Kriegslust anschloß, da es mit Gefahr und blutiger Beute verbunden war, oft wurden an einem Tage 3 bis 4000 Schweine, an einem andern 1500 Hirsche und Rehe erlegt; nur gezwungen nahm der Kronprinz an solchen Vergnügen Theil.

Mit gleicher Thätigkeit wie für den Kriegsstaat war der König für den Civilstaat, die Verwaltung, besorgt. Er selbst machte sich zum Präsidenten des Kriegs- und Domänen-Directoriums und hielt die Herrn so streng zur Arbeit an, daß er sie Mittags nicht auseinander gehen ließ, „bis sie alle vorliegende Sachen gänzlich abgethan, so daß die Membra des General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directoriums, wenn dieselben bis 1 Uhr Nachmittag zusammen bleiben müssen, mit Essen und Trinken aus der Küche und Keller des Hofes versehen werden sollten.“ —

Von den mühsamen Geschäften des Tages suchte der König theils in seiner Familie, theils im Kreise einer vertraulichen Gesellschaft, Erhohlung und Aufheiterung. Seine Gemahlin, Sophie Dorothee, Prinzessin von Hannover, Tochter König Georgs I. von England, war sehr gebildet und nicht so sorg-

sam gewöhnt, wie es der König von seinen andern Umgebungen gewohnt war, in seinen ersten Regierungsjahren war es ihr sogar gelungen nicht geringen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu erhalten. Während des Feldzuges in Pommern befahl der König (27. Jun. 1714.) dem Staatsrath: „Wenn was passiret, was in's Land Krieg soll angeben und von großer Importenz, soll an meine Frau gesagt werden und um Rath gefragt. Sonst soll sich kein Mensch meliren in meine Affairen, als die Geheim Räthe; sonsten kein Mensch in der Welt!" In einem andern Schreiben (v. 18. Aug. 1714.) heißt es: „es soll kein Geld ausgegeben werden, als was in die Etats steht, kommt ein Extraordinärer Casus, soll man meine Frau fragen, abrobirt sie, muß sie auch unterschreiben. Es soll an meine Frau von allem gesagt und ihr mit um Rath fragen." — Später hatte die Königin dieses Vertrauen nicht mehr, sie hatte den König besonders dadurch gereizt, daß sie sich in die Heirathsangelegenheiten der Kinder, die wir später zu erwähnen haben, auf eine, oft voreilige, oder heimliche Weise mischte.

Die Frauen könnten leicht verführt werden jenes Zeitalters das glücklichste in ihrer Geschichte zu nennen, da sie fast an allen europäischen Höfen eine wichtige Rolle spielten; wir könnten ihnen vielmehr nachweisen, daß jene glänzende Zeit ihrer Herrschaft gerade die Zeit ihrer Erniedrigung war.

Von allen Höfen Europa's zeichnete sich der Hof von Berlin durch die strenge Sitte aus, die hier herrschte, hier war es aber auch, wo die

Gunst der Frauen keine Gewalt ausüben durfte; mit gewissenhafter Treue bewahrte der König sein Herz der Gemahlin, aber weder sie, noch irgend eine Begünstigte, konnte sich rühmen einen Einfluß zu haben auf seine politischen Unternehmungen.

So sah die Königin sich auf den engen Kreis ihres Hauswesens angewiesen, aber auch hier gab es manche Gelegenheit zu Mißverständnissen, zunächst über die Erziehung.

Der Kronprinz war zuerst einer alten Französin, Madame de Rocoules, die schon den König gewartet hatte, übergeben; der König hatte eine zärtliche Sorgfalt für den Erstgebornen. Er schreibt aus dem Lager von Stralsund an den Staatsrath (26. April 1715.): „Dieweil ich ein Mensch und kann sterben, oder todgeschossen werden, so befehle ich Sie alle mit einander vor Fritz zu sorgen; da Ihnen Gott vor belohnen wird und ich gebe Ihnen allen von meiner Frau an, meinen Fluch, daß Gott möge sie sowohl zeitlich, als ewig strafen, so fern sie mir nach meinem Tod nicht nach Potsdam in der aldasigen Schloßkirche in ein Gewölbe begraben. Sie sollen keine Festin machen, bei Leib und Leben keine Ceremonie und Festin, als daß Sie sollen die Regimenter in der Nähe das Gewehr nehmen und schießen lassen." —

In den Laufgräben vor Stralsund lernte der König Herrn Jaques Egide du Han de Jandun kennen, der dorthin den Sohn des Feldmarschalls Grafen von Dohna begleitet hatte. Dem Könige gefiel der Hofmeister, der seinen Zögling ins Feld geführt hatte, er bestimmte ihn zum Erzieher des Kronprinzen.

Duhan war mit seinem Vater 1687 aus der Champagne geflohen, da der Wiederruf des Edictes von Nantes die Reformirten aus Frankreich vertrieb. Der Vater wurde in Berlin Gesandtschafts- und Revisions-Rath, der junge Duhan hatte Rechtswissenschaft und Philosophie auf dem College Francois in Berlin, besonders bei la Croze studirt. Er blieb von dem Jahr 1716 bis 27 bei den Kronprinzen und es schloß sich ein so inniges Verhältniß zwischen dem Zögling und dem Lehrer, daß schon frühzeitig der Vater H. Duhan wieder entfernen wollte, hernach aber ihn, auch da er nicht mehr Lehrer war, hart bestrafte; davon weiter unten.

Friedrich selbst hat es immer mit liebenswürdigem Bekenntniß gestanden, wie viel er seinem ersten Lehrer schuldig zu sein glaubte, obwohl Duhan kein ausgezeichnetes Talent besaß und Friedrichs Bildung dann erst eine ernste und entschiedene Richtung gewann, als ihm in spätteren Jahren der Umgang mit andern Gelehrten in Rheinsberg von seinem Vater erlaubt worden war. Duhan unterrichtete den Kronprinzen in der Philosophie, französischen Litteratur, der Geschichte, und führte ihn bis er das 15. Jahr zurückgelegt hatte, jetzt sah der König seine Bildung als vollendet an. In den alten Sprachen hatte Friedrich keinen Unterricht, italienisch trieb er mit Lust. Für die Liebe zu dem Lehrer mehr, als für den Fortschritt des Schülers, kann folgender fehlerhafte Brief zeugen, den Friedrich damals an Duhan schrieb:

Mon cher Duhan

Je Vous promais que quand j'aurez mon propre argent en main, je Vous donnerez enuellement 1400 ecu par an et je vous aimerais toujour encor un peu plus q'asteure sil me l'est posible. Potsdam le 20 Juin 1727. Frédéric. Pr. r.

Religionsunterricht erhielt er von dem Hofprediger Andrae, Mathematik und Kriegswissenschaften trug ihm der Major von Schöning vor. Die weitere militärische Ausbildung des Kronprinzen übertrug der König dem General Grafen von Finkenstein, als Oberhofmeister und dem Obersten von Kalkstein, als Unterhofmeister; dies geschah im Jahr 1718. der Kronprinz erhielt jetzt einen eignen Hofstaat, für den anfänglich jährlich 360 Thaler, hernach 600 Thaler bestimmt waren. Die Oberhofmeister mußten genaue Rechnung ablegen; wir theilen die Ausgaben vom September 1719 mit:

		Rthl.	Gr.	Pf.
den 3.	In den Klingbeutel.	—	16	—
	An den Jäger vor den Hund.	2	—	—
den 6.	An Ihre Hoheit den Kronprinzen.	—	16	—
den 10.	In den Klingbeutel.	—	16	—
den 17.	In den Klingbeutel.	—	16	—
	In das Becken.	—	16	—
den 21.	Dem Jäger, so die Globen nach Berlin gebracht.	1	8	—
den 24.	In den Klingbeutel.	1	8	—
den 25.	An Hammking, der das grüne Kleid gemacht.	2	—	—

	Rthlr.	Gr.	Pf.
den 27. Bei der Abreise aus Wusterhausen an die Bettmägdchen.	—	16	—
Vor die Pfeiffe zurecht zu machen.	—	4	—
An die beiden Laquaien von Sr. Maj. dem Könige und der Königin, so aufgewartet haben.	1	8	—
Vor 2 Farbenschachteln.	—	16	—
Vor 6 Pf. Puder.	—	12	—
Vor Stibelettenknöpfe.	—	2	—
Vor 12 Ellen Haarband.	1	6	—
In Mittenwalde.	—	2,	—
In die Armbüchse.	—	1	—
An den Bothen, welcher die Hunde von Berlin gebracht.	—	12	—
Vor den Hirschfänger zu schleifen.	—	2	—
Vor weiß Rundschnur zu Klatschen.	—	4	—
Dem Menschen welcher sie bestellt und heraus gebracht.	—	2	—
An einen Jungen auf dem Felde welchen die Hunde gebissen.	—	4	—
An einen Mousquetier vom 2. Bataillon so Sr. Hoheit zu Gevattern gebeten.	2	—	—
Vor eine lebendige Schneppe.	—	2	—
An einen Hirtenjungen, so den todten Hund weggetragen.	—	1	—
Vor Pulver und Trinkgeld an den Canonier welcher zu Schützendorf gefeuert.	1	8	—
Vor die Königl. Knechte zu Bier in Schützendorf.	3	—	—

	Rthlr.	Gr.	Pf.
Vor ein Rothkehligen.	—	11	—
Vor Nagel und Löschpapier die Globos einzupacken.	—	4	—
Die Schuh auf'm Leisten zu schlagen.	—	1	—
An einen Armen.	—	2	—
An einen Reitknecht, welcher die Mundirung herausgebracht.	—	2	—
An die Alte Castellanin zu Wusterhausen.	—	16	—
Summe 23 Rthlr. 11 Gr.			

Graf v. Finkenstein. C. W. v. Kalkstein.

Der König sah die Rechnungen durch und fügte oft seine Bemerkungen hinzu. Die vom Jahr 1719 schickte er mit folgender Note zurück:

„Mit diese Rechnungen bin zufrieden und soll hiemit quittiret sein, aber zukünftig, wenn meine Laquaien, Kutscher, und Knechte Fritz aufwarten, sollen sie nichts davor bekommen, denn ich sie davor bezahle, denn Fritz und ich ist einerlei, sonsten bin mit allen zufrieden vor die guhte Haushaltung.

Friedrich Wilhelm.

Berlin den 4. Jun. 1740.

Der König wußte sehr wohl, daß er dem Staat einen Kriegsfürsten zum Nachfolger erziehen mußte, alles was den Kronprinzen sonst beschäftigen mochte, suchte er zu entfernen, das Excercierreglement und die Bibel waren die einzigen Bücher, die er ihm erlaubte. Es wurde für ihn ein Corps des Cadets aus adelichen Knaben errichtet, die er exercieren und

mit denen er manövriren nnd paradiren mußte. — Aber schon frühzeitig regte sich in dem Kronprinzen der Geist, dem dieser Zwang bald unerträglich wurde, er fand an der Königin eine zärtliche Mutter, die, auf die Gefahr des Zornes des Königs, ihm angenehmere Unterhaltung verschaffte. Friedrich hatte schon als Knabe Neigung und Talent zur Musik, die Königin lies ihm heimlich Unterricht in der Flöte geben, bald versammelte er eine Anzahl Musiker bei sich, mit denen er entweder in versteckten Gewölben Concerte gab, oder er bestellte die Freunde in den Wald, wo er, anstatt nach dem Befehle des Vaters Schweine zu hetzen, Flöten und Geigen aus den Jagdtaschen nehmen und im dichten Walde musiciren ließ.

Der berühmte Flötenspieler und Componist Quanz kam 1728 im Gefolge König August's von Polen nach Berlin. Er spielte in den kleinen Hofkapellen der Königin, auf Bitten des Kronprinzen nahm sie ihn mit 800 Thaler in ihren Dienst. Er war jedoch noch immer an den Dresdner Hof gebunden und erhielt jährlich nur zweimal Erlaubniß nach Berlin zu gehen. In den Frühstunden wenn man den König beschäftigt oder Nachmittags, wenn man ihn nicht zu Hause wußte, spielte Quanz mit dem Kronprinzen. Dieser warf dann die enge Uniform von sich, der steife Zopf wurde gelößt, er ließ sich die Haare à la française kräuseln, einen Haarbeutel einbinden und zog einen goldstoffnen Schlafrock an, er rühmte sich gegen seinen Tanzmeister den kleinsten Fuß unter allen Cavalieren zu haben. Quanz erschien dann auch parfümirt und frisirt, in

einem rothen Gallakleid, eine Farbe, die den König zum höchsten Zorn reizte. Einst überraschte der König die lose Gesellschaft, Quanz verbarg sich in ein Kamin, Flöten und Noten wurden schnell bei Seite geschafft der Kronprinz vertauschte den Schlafrock noch rasch genug mit der Uniform, aber der leidige Haarbeutel verrieth dem Könige die ausländische Garderobe. Er suchte die Tapetenschränke nach, ließ die brokatnen Schlafröcke in's Feuer werfen und die französischen Bücher dem Buchhändler Haude zum Verkauf zuschicken. Quanz erzählte, daß ihm nie eine Pause so schwer zu halten geworden sei, wie die, in dem Kamin.

Vergebens suchte der König den Kronprinzen an die Gesellschaft zu gewöhnen, in der er seine Erholungsstunden feierte. Täglich um fünf Uhr des Abends versammelten sich bei dem Könige einige Generale, Hofnarren, fremde Gesandte, durchreisende Gelehrte und von den Hofleuten, der Kammerherr von Pöllnitz zuweilen auch Bürger von Potsdam, es wurde Taback geraucht und Bier getrunken, wer nicht rauchte mußte wenigstens eine holländische Thonpfeife in den Mund nehmen. Später wurde ein Butterbrod, zuweilen Rheinwein aufgesetzt, man blieb bis Mitternacht beisammen.

Der König war in den früheren Jahren keineswegs wohlwollend gegen die Philosophie gesinnt wie durch die strenge Verbannung Wolf's genug bekannt ist, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen. Wolf lehrte in Halle mit großem Beifall, mit noch größerem Zulauf, seine Schriften gewannen eine außerordentliche Verbreitung, weil darin dem ge-

funden Menschenverstande, der jetzt seine Flügel zu versuchen anfing, ein willkommnes Element zur freien Bewegung geboten wurde.

Es bleibt einer späteren Abhandlung im zweiten Theile vorbehalten, die Stellung der Philosophie zur Theologie in jener Zeit darzustellen; hier erzählen wir nur, daß unter den hallischen Pietisten besonders der Professor Lange sich in einen lauten Federkrieg mit Wolf einließ, und da es ihm hier nicht gelingen wollte, auf heimlichem Wege die Lehren Wolfs dem Könige dadurch verdächtig machte, daß er ihm schrieb: „Wolf suche zu beweisen, daß der König keinen Soldaten bestrafen könne, der davon laufe, weil daran die Harmonia praestabilita Schuld sei.“ Wenn nun auch nicht zu fürchten war, daß die Potsdammer Garde Wolf's Metaphysik studiren werde, so schienen doch solche Gemeinsprüche verfänglich und Wolf erhielt einen Cabinetsbefehl, worin ihm bei der Strafe des Stranges befohlen ward, Halle binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen.

Die Theilnahme an Wolfs Schicksal äußerte sich zu unverholen, als daß sie dem Könige konnte unbekannt bleiben, er trug jetzt dem lutherischen Probst Reinbeck in Berlin auf, ihm über Wolfs Schriften Bericht zu erstatten. Da dieser sehr bündig für den Philosophen sprach, rief ihn der König zurück; Wolf fürchtete in neue Händel verwickelt zu werden, er erwartete eine günstigere Zeit zur Rückkehr.

Welchen großen Einfluß die allgemeine Bildung auf den König in dieser Hinsicht ausübte, be-

weist ein Befehl „an die reformirten Professores Theologiä auf den Academien und Gymnasien vom Jahr 1739.“ in welchem es heißt: „Es sollen die Studiosi Theologiae sich bei Zeiten in der Philosophie und einer vernünftigen Logik, als zum Exempel des Professor Wolfens recht feste setzen, damit sie sich deutliche und klare Begriffe von der ganzen Theologie machen.“

Der König hielt sich fest und treu zur evangelischen Kirche, die ihn durch alle Lande als ihren Schutzherrn anerkannte. Die Protestanten aus Polen, Ungarn, Frankreich, der Pfalz und Salzburg wendeten sich an ihn und fanden ihn immer bereit, ihre Rechte zu vertreten, oder sie in sein Land aufzunehmen. Die Spaltung der evangelischen Kirche, die schon Friedrich I. auszugleichen gesucht hatte, war Friedrich Wilhelm noch ernster bemüht aufzuheben. Ihm gelang es mehrere Unionskirchen zu stiften, in denen Lutheraner und Reformirte gemeinschaftlichen Gottesdienst hielten; in Gemeinden, wo zwei Prediger für die beiden Bekenntnisse, nur eine Kirche hatten, verglich man sich wenigstens zu abwechselndem Gottesdienst. Der König scheint sich näher auf die Seite der Lutheraner gestellt zu haben; da er die Lehre der Reformirten von der Praedestination für türkisch, aber nicht für christlich hielt, so stellte er nur lutherische Theologen als Garnison- und Feldprediger an, die Prinzessinnen die sich mit lutherischen Fürsten vermählten, traten zur lutherischen Kirche über. Die Theologen aber machten dem Könige manchen Verdruß, da sie nicht nur seine Einsicht und seinen guten Willen sondern auch

die Ehre der Kirche und ihren eignen Beruf, das Getrennte zu vereinen, verkannten.

Gegen die vom Könige befohlne Kirchengemeinschaft der Lutheraner und Reformirten in der Kirche zu Friedrichsfelde, berichtete der lutherische Probst Roloff an den König: „es geben sich dieser Sache wegen in meinem Gemüth unüberwindliche Schwierigkeiten, welche hiermit Ew. Kgl. Maj. in aller Unterthänigkeit vor Augen zu legen für nöthig erachte, in der gewissen Zuversicht Ew. Kgl. Maj. werden solches in höchsten Gnaden anzunehmen geruhen.“ Es folgte nun eine lange Reihe von theologischen Bedenken. Der Probst erhielt zur Antwort:

Wohlerwürdiger, lieber, Getreuer. Ich habe Eure Vorstellung vom 8. dieses, warum ihr meinet, daß das Simultaneum in der Kirche zu Friedrichsfelde nicht könne introduzirt werden, erhalten und ist Euch darauf in Antwort, daß Ich Euer Einwenden nur vor Possen halte. Ich halte beide Religionen einerlei zu sein und finde dabei keinen Unterschied, will also, daß es bei meiner Order verbleiben soll. Wusterhausen den 10. Sept. 1726.

Nachschrift von des Königs Hand: „der Unterschied zwischen unsern beiden Evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk, denn äußerlich ist ein großer Unterschied, wenn man es examinirt, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenwahl, als heiligen Abendmahl, nur auf die Canzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer, als die andere, Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben am Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre

Werk Gottes in Unreinigkeit zu bringen, was aber wahrhaft geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich soll einer den anderen dulden und nur Christi Ruhm vermehren, die werden gewiß selig, aber es wird nicht heißen, bist du lutherisch, bist du reformirt, es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten, oder bist du ein braver Disputator gewesen, es wird heißen: weg mit die letzten zum Teufel ins Feuer; die meine Gebote gehalten, kommt zu mir in mein Reich. Gott gebe uns allen seine Gnade und gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebote halten und daß Gott möge zum Teufel schicken alle die, die Uneinigkeit verursachen.

Friedrich Wilhelm.

Die Studenten erfreuten sich des öffentlichen Schutzes, ausgenommen, wenn sie zu groß zum Studieren waren, dann wurden sie oft mit Gewalt entführt. Die Universität Halle berichtete vom 10. März 1731 „daß ein Studiosus juris, Joh. Gottl. Schindorf, der seit 1726 fleißig die Collegia abgewartet, von einigen Soldaten auf öffentlicher Straße angegriffen, in einen zugemachten Wagen geworfen und zum Stadtthor hinausgeführt worden wäre" ꝛc — des Königs laconische Antwort war: „sollen nicht raisonniren, ist mein Unterthan." —

Bei alle dem trug der König große Sorge für die Volksbildung, nicht durch besondere Begünstigung der Academie, wohl aber durch Dorfschulen, Gymnasien und Soldaten-Unterricht. Die große Masse des Volks konnte nicht lesen und schrei-

ben, dafür zu sorgen hielt der König für nützlicher, als mit einigen Schöngeistern die gereifteren Früchte der schönen Literatur für sich zu brechen. Freilich gab es auch in Deutschland von diesem Baume wenig zu pflücken; die deutsche Umgangs-Sprache war in Norddeutschland noch immer ein Gemisch von Platt- und Hochdeutsch, die Schriftsprache sah so buntscheckig aus, wie das römische Reich, auf fünf Worte deutsch waren in den Büchern zehn französische zu rechnen, die Asiatische Banise, Tausend und Eine Nacht, die glückliche Insel Felsenburg war das Beste was man aufzuweisen hatte. Auf dem Theater ergötzte noch der Hanswurst mit seinen Zoten, der König liebte die Puppencomödie, und litt kein französisches Theater. Er war den Franzosen durchaus abgeneigt, keiner fand im Heer Aufnahme, wenn er nicht sechs Fuß maß. Die französischen Moden waren ihm so zuwider, daß er zum Aerger der vornehmen Gesellschaft, die sich immer nach dem neusten Gallakleid des französischen Gesandten trug, eben solche Kleider von seinen Profoßen — die damals für unehrlich, wie die Schafrichter, gehalten wurden, tragen ließ.

In Sinnesart und Lebensweise hatte der König eine entschiedene Neigung für die Holländer, sie schienen ihm unter den Völkern von deutschem Stamme die echtesten. Seine häusliche Einrichtung war ganz holländisch, einfach und reinlich, seine Castellane waren Holländer, seine Zimmer mit Bildern aus der niederländischen Schule verziert, er selbst malte auf diese Weise, besonders wenn er wegen des Podagra das Bett hüthen mußte, weshalb sich

noch Gemälde von ihm mit der Unterschrift finden: Fr. Wilh. in tormentis pinxit.

Auch für das politische Leben der Holländer hatte der König so große Vorliebe, daß er einst sagte: „wär ich bei König William *) geblieben, er hätte gewiß einen großen Mann aus mir gemacht.“ Aber, unterbrach ihn der Herzog von Holstein, sie sind ja ein großer König, und William hätte Sie nicht größer machen können. — Ihr redet, war die Antwort, wie ihr es versteht, freilich konnte er es, er hätte mich zum Statthalter wählen lassen und mich selbst das Handwerk gelehrt, die Armeen von ganz Europa zu commandiren; wißt Ihr denn was Größeres? —

Pölnitz erzählt: „ich habe den König öfter sagen hören, daß sein Herz ächt holländisch sei und man habe ihm in seiner Jugend immer geschmeichelt, er könnte einmal zum Statthalter erwählt werden. Er versicherte, wie sehr ihn dies erfreut habe, und wie er die Holländer den Gesetzen gemäß beherrscht haben würde, da er ein wahrer Republikaner sei.“ Er nannte sich fast niemals König, sondern den ersten Diener des Staats und erklärte:“ „wenn er hier zu Lande just nicht der Erste wär, so wär' er längst schon in eine Republik gegangen, um dort als der letzte freie Bürger zu leben. „Im Jahr 1738 setzte er schriftlich schon den Plan auf, die Regierung niederzulegen und in Holland als Privatmann zu leben. Er wollte dann

*) Wilhelm von Oranien Statthalter der Niederlande, hernach König von England.

nach Hornslardyk ziehen, hier die beste Tabaksgesellschaft versammeln, die Prinzen sollten in Leyden studieren, die Töchter die Wirthschaft seines Gutes besorgen und mit ihren Ersparnissen ihr Glück beim Heringfang versuchen. —

Seine republikanischen Grundsätze kamen jedoch dem eignen Reiche wenig zu Gute. Hier nannte er den den Glücklichsten, „der an der fernsten Grenze wohne, ihn alle drei Jahr einmal sehe und dann mit gutem Gewissen ihm unter die Augen treten könne." Wenn er auf der Straße unbeschäftigte, oder müßige Spatziergänger fand, die durften leicht eine Zurechtweisung mit dem spanischen Rohr fürchten; am strengsten aber übte er die richterliche Gewalt aus.

Ihm war die Justiz ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit, gleich bei dem Antritt seiner Regierung schrieb er dem Justizministerium: „die schlimme Justiz schreit gen Himmel, und wenn ich's nicht remedire, so lade ich selber die Verantwortung auf mich." — Er befahl ferner: „in den Provinzien, wo mehr als einerlei Recht, theils das römische, theils das Sächsische, theils ein Gewohnheitsrecht gilt, wollen wir an richtigen Verfassungen arbeiten lassen, damit alle, aus einem ungewissen Recht entspringenden Fehler und Gebrechen abgeschafft werden. Die Constitutiones sollen fleißig verfaßt und im Lande publiciret werden."

„Fiat justitia, pereat mundus!" war das Sprüchwort, das der König öfter auf Todesurtheile schrieb, die er befahl, und wenn er das Gesetz gab, daß, wer über drei Thaler stehle, gehenkt werden sollte,

so beweißt dies die Spitzbuberei des gemeinen Volkes.

Mußten die kleinen Diebe henken, so ließ er die Großen nicht laufen. Ein Kriegs- und Domainen Rath von Schlubeuth in Königsberg, war wegen Veruntreuung zu dreijähriger Festung verurtheilt, der König ließ unter den Fenstern des Collegiums einen Galgen aufbauen und ihn zur Warnung für die andern aufknüpfen.

Der geheime Rath Wilden war wegen Unterschleif zu zwei Jahr Festung verurtheilt. Der König schrieb dem Director des Criminal-Collegiums, dem geheimen Rath Krug von Nidda (mit eigner Hand auf einen abgerissenen Bogen blaues Papier.) „Obwohl ich berechtigt wäre den Schurken, den Wilden, mit dem Strange vom Leben zum Tode zu bringen, so will ich doch aus angestammter Königlicher Huld, Gnade vor Recht ergehen lassen. Jedoch soll er noch heute früh um 9 Uhr das erste Mal vor der Hausvogtei, das ander Mal vor dem Grumkowschen Hause, das dritte Mal vor dem Spandauer Thor von dem Schinder zur Staupen geschlagen werden und nachher auf zeitlebens in das imfame Loch nach Spandau gebracht werden.“ —

Die ausübende und vollziehende Gewalt, die der König sich selbst vorbehielt, war jedoch keineswegs weiter herab gestattet, wie wir dies aus dem Prügel-Mandat vom Jahr 1738 wissen: „Sr. Königl. Majestät unser allergnädigster Herr haben misfällig vernomen, auch Allerhöchst selbst gesehen, wie daß die Pächter und deren Schreiber die Unterthanen, wenn diese ihrem Hofe

Dienste thun müssen und eben nicht fleißig, oder nicht recht arbeiten, mit Peitschen und Stockschlägen antreiben und übel tractiren. Wenn aber S. K. M. dergleichen barbarischem Wesen, die Unterthanen gottloser Weise mit Prügeln oder Peitschen wie das Vieh anzutreiben, absolute nicht haben, noch ferner gestattet wissen wollen. Wer dagegen handelt, soll das erstemal 6 Wochen in der Festung karren, das zweitemal aufgehangen werden. Was jedoch die Preußische Lande betrifft, so wollen Sr. Königl Majestät solche hierunter ausgenommen und dieses Verboth dahin nicht extendiret haben, weil das Volk daselbst sehr gottloß, faul und ungehorsam ist. In den hiesigen Ländern soll aber von den Kammern ein schriftliches Patent aufgesetzt und in denen Krügen angeschlagen, und denen Unterthanen daselbst vorgelesen und sie daran erinnert werden, ihre Hofdienste willig, getreu und fleißig zu verrichten, in Entstehung dessen sie mit Stockspannen, spanischem Mantel und Festung bestraft werden würden. Mit Peitschen und Stockschlägen sollen sie aber bei ihren Hofdiensten sich nicht sclavischen Weise tractiren lassen, sondern, wenn ihnen dergleichen wiederführe, sich gehörigen Orts darüber beschweren." —

Ein eben so großer Fortschritt zur Grundlage einer freieren Staatsverfassung war die Aufhebung des alten Lehnsverhältnisses. Durch eine Verordnung vom 5 Jan. 1717. erklärte der König: „alle Länder ohne Unterschied in allen seinen Ländern für Allodial, oder Erbgüter, erließ ihnen den sogenan-

ten Nexum fendalem und was demselben Herkommens gemäß als Dienstverhältniß anklebte, für alle seine Nachkommen zu ewigen Zeiten."

Die tiefe und durchgreifende Bedeutung der Freiheit des Eigenthums, die hiermit gegeben ward, zu verstehen, ist Aufgabe des Rechtsphilosophie.

Wie dem Bauer und Ritter, so zeigte sich der König auch dem Bürger günstig Zu jedem Amte, zu dem wissenschaftliche Bildung und Kenntniß gehörte, hatte jetzt schon der dritte Stand Zutritt, die Minister: Ilgen, Thulemeier, Katsch, Viebahn, Boden, Creuz und Kraut waren von bürgerlicher Geburt. Selbst in dem Heere wurden bürgerliche Unterofficiere befördert; der König schreibt dem General-Major, Herzog von Holstein (Potsdamm den 19 Febr. 1717). Ew: liebden sollen mir von dero Regiment 10 Unterofficiers vorschlagen, die capables sind, daß ich sie zu Officiers machen kann, davon Ew. Liebden auch versichert sein müssen, daß sie keine Brandweinsäufer sind." — Beklagte der alte Adel auf lächerliche Weise sich über Zurücksetzung, so gab der König beruhigende Antwort. Einst richtete ein Freiherr von Strunkede aus Cleve eine lange Klagschrift an den König: über das geschmälerte Recht des alten Adels durch einen Regierungsrath Pabst; er schreibt: „Dieser ic Pabst hat nicht nur im Gefolg erhaltenen allergnädigsten Patentes, vor wenig Tagen auf der Ritterbank in der Regierung Votum et Sessionem genommen, (worinen ich mich allergehorsamst gefügt, obgleich nicht ohne Seufzen) sondern es hat derselbe sich folgenden Sonntags unterstanden in der deutschen

Kirche, mitten in den von Ew. Königl. Majestät hiesigen Ritterbürtigen Bedienten jederzeit allein bekleideten Sitz zu setzen und dadurch ein allgemeines Aufsehen in der Kirche zu verursachen und da derselbe aller meiner höflichen Zuredung ohnerachtet, solchen, ihm nicht zuständigen, Sitz, wegen der in der Regierung ihm angewiesenen Stelle, behaupten wollen, so bin ich und einige zugegengewesene Ritterbürtige gemüßiget gewesen, diese Kirche zu verlassen und uns in die französische zu begeben. — Zu Ew. Königl. Majestät erleuchteter Erwägung und Allergnädigster Decision stelle ich als ein bis in den Tod verpflichteter Diener allerunterthänigst anheim, ob nicht Dero hohes Interesse darunter versiret, dero getreue Ritterschaft in ihren alten Prärogativen beizubehalten; solchenfalls zweifle ich nicht, dieselben allergnädigst geruhen werden, zu einiger Wiederencouragirung Dero getreuen, itzo bis in die Seele affligirten ritterbürtigen Bedienten auch zu Vorkommung obgemelder bösen Erfolgen, den ꝛc. Pabst allergnädigst, doch nachdrücklich, zu injungiren, daß er seine demensurirte Ambition einschränken und in der Kirche sich mit seinem vorigen Sitz begnügen lassen solle u. s. w." der König schrieb mit eigner Hand zum Bescheid: „Dieses sein Thorheit, in Berlin ist kein Rang, in Cleve muß keiner sein. Wenn Pabst über mir sitzt in der Kirche, so bleibe ich doch was ich bin, meine Extraction bleibet allezeit — Friedrich Wilhelm."

Auch zum Vortheil des städtischen Gewerbes entschied der König oft gegen die Privilegien des

Landadels, bald mit mehr, bald mit minderer Schonung. Um von dem Auslande unabhängig zu werden, suchte er die Bedürfnisse für das Heer und für den gewöhnlichen Lebensbedarf im Lande zu gewinnen. Bisher wurden sogar die groben Tücher zur Bekleidung des Heers von England verschrieben, die rohe Wolle wurde von den Engländern wohlfeil aufgekauft, um sie verarbeitet, für theuern Preis zurückzusenden. Der König befahl die Errichtung einer Tuchweberei in dem Lagerhause, verbot die Wollausfuhr und forderte von der Ritterschaft 100,000 Thaler Vorschuß. Es fehlte von dieser Seite nicht an Widerspruch. Der König schrieb deshalb an die Geh. Kriegs Räthe v. Kreuz, v. Görne und an die Vorsteher der Landschaft, die damals Landräthe hiessen, v. Wilmersdorf und v. Platen: „Ich habe den Bericht gekriegt wegen daß die Landschaft soll in dem Lagerhause 100,000 Thaler legen und das Pagenhaus dazu annehmen; ich sehe aber, daß etliche Schelmen Difficultet machen, weil es mein Werk ist und nit aus die andern herrührt. Kraut sagt ja in das Schrift, das sie mir geschickt haben, daß, wenn es die Landschaft übernimmt, die Manufactur doch nicht geholfen ist und die Sache über Hauffen ist, da sich ein Hauffen Schelmen freuen, daß die Sache caput ist.

Ich habe gestern an Gregory schreiben lassen, daß er aus England Kirse Proben kommen lassen, daß er die Lieferung des Apell annehmen soll vor die Montur von Ao. 19. — wie viel Geld wird nit aus dem Lande gehen, wie wohlfeil wird nit die Wolle werden, ist es nit besser ein raissonnable

Preis nehmen von Wolle, als hernach den vierten Theil .... Daß das Geld im Lande bleibt ist der lapis philosoforum, so sollen sie gleich zu sammen thun und schleunig eine Resolution fassen. Der ich ꝛc Postdam den 16 Jul. 1717 Fr. Wilh. Die Geheimen Räthe faßten nun, ohne die Ritterschaft hinzuzuziehen, ein Gutachten ab, worin sie für das Ausfuhr-Verbot und für die Erhebung der 100,000 Thaler von der Landschaft stimmten. Der König antwortete hierauf: „Wegen Verbot der Wolle ist anher schrieben, ist aber gegen die Reversales, was wird der Adel sagen; wenn die Landschaftsräthe Görne, Platen und Wilmersdorf hätten mit approbirt, so wärens keine Royalisten allein gewesen, sie sollen eine declaration auffetzen an die Ritterschaft, daß es sondern consequence, noch ihren Rechten zuwider sei. Ich kann in Wahrheit sagen, daß dies Werk generalement guht und nützlich vor dem Lande ist, aber ich habe es mit der größten repunniance geschrieben von der Welt, weil itzo die Ausfuhr der Wolle, ist das Messer die Leute am Halse gesetzet; die Orders sollen nit eher abgehen, bevor Görne, Platen und Wilmersdorf gehöret ist, ich mache mir ein Gewissen, meinen getreuen churmärkischen Adel das Messer an Halse zu setzen, ist mein Wille, hole der Teufel lieber meine zeitliche Wohlfahrt, als daß so viele Leute Bettler werden und ich reich. Können sie aber meinen getreuen Adel gustiren, guth. Wegen die 100,000 Thaler, guth, sie sollen mit dem Adel sprechen, daß sie auf den Fuß gesetzt werden wie Anno 1710, 11. 12. da

kann Edelmann manifactur leben. Friedrich Wilhelm.“ Der Adel gab seine Zustimmung.

So unumschränkt der König seine Willkühr glaubte, so wußten doch Einige, denen er besonders Vertrauen schenkte, ihn zu ihrem Vortheil zu beschränken und von sich abhängig zu machen. Von den eignen Hofleuten wußte der General und Minister von Grumbkow am besten mit dem Könige umzugehn, folgsamer jedoch war er dem Gesandten des Wiener Hofes, Grafen Seckendorf, der dadurch den ganzen Berliner Hof von sich abhängig zu machen gewußt hatte.

Die lebendige Schilderung die uns Pölnitz von ihm giebt, ist nicht sehr vortheilhaft: „von Seckendorf affectirte deutsche Redlichkeit, die er doch nicht kannte und befolgte unter der trügerischen Außenseite der Frömmigkeit, alle Grundsätze des Machavel. Mit dem schmutzigsten Eigennutze verband er grobes Betragen. Lügen waren ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er den Gebrauch der Wahrheit von Kindesbein an verlohren zu haben schien; es war die Seele eines Wucherers, die bald in den Körper eines Kriegsmannes, bald in den eines Kaufmannes fuhr. Falsche Schwüre und die abscheulichsten Niederträchtigkeiten kosteten ihm nichts, sobald er etwas durchsetzen wollte. Mit seinem Gut war er geizig, aber verschwenderisch mit dem Gelde seines Herrn und gab von beiden täglich die auffallendsten Beweise.“ Vielleicht dürfte sich in dieses Urtheil ein persönlicher Unwille über den Vorzug, den Seckendof an dem Hofe fand, wo Herr von Pölnitz gern mehr gegolten hätte, einge-

mischt haben. Der König blieb Seckendorf beständig gewogen und als er abberufen ward, schrieb er: „Ein sichres Zeichen, daß eine große Veränderung gegen mich bei dem wienerischen Hofe vorgegangen, ist, daß sie den Seckendorf abgerufen. Wir verstunden uns, ich liebte ihn und estimire ihn, er hielte mir viel zu Gute und wenn wir uns böse gemacht hatten, wurden wir gute Freunde, mehr als zuvor und es war mein Mann und habe ich vor ihn gethan, was ich vor keinen Minister in der Welt thun werde. Was Seckendorf bei mir nicht ausrichten können, da mag ein anderer wegbleiben. Meine Frau und die ganze Welt ist gegen ihn, der Fürst von Anhalt und mein Fritz hassen ihn wie die Pest, aber er ist doch ein brav Kerl und hat mir lieb."

Dem Kaiser lag sehr daran im guten Vernehmen mit dem Könige zu stehen, dessen Kriegsmacht durch ganz Europa großen Ruf hatte, das freundschaftliche Verhältniß hatte aber mehr den Schein der Abhängigkeit, und da Fr. Wilh. damals auf die Unterstützung des Kaisers bei der Erwerbung der Jülichschen Erbschaft rechnete, so war er fügsamer, als man erwarten durfte. Er befahl seinen Ministern in Regensburg, es ein für allemahl mit dem Kaiser zu halten und erklärte sich oft sehr laut gegen die Franzosen und den sächsisch-polnischen Hof, der damals von dem Kaiser mit weit mehr Verdacht, als der Berliner angesehen wurde. Einst an offner Tafel trank der König dem verabschiedeten sächsischen Minister Grafen von Man-

teuffel die Gesundheit zu: „Wenn man die Blitzfranzosen nicht wären, es würde alles gut gehen. Hört er wohl? aber ich scheere mir nichts drum; ich halte es mit dem Kaiser und Reiche, hole sie der Teufel. Vivat Germania teutscher Nation!“

Wie sehr sticht gegen diese ehrliche Treuherzigkeit die steife Bedenklichkeit ab, die dem Kaiser Karl VI. von seinen Ministern gemacht wurde, da ihn Friedrich Wilhelm in Böhmen besuchen wollte. Das Gutachten der Minister des Kaisers war: „Sondern sie befänden vor gut zumalen doch des Königs in Preußen gefaßte und durch den General von Seckendorf eröffnete Intention Ew. Kaiserl. Majest. eine Visite zu geben, nicht allerdings zu hemmen, anbei aber hauptsächlich zu consideriren sei, daß allerhöchst gedachte Selbe bei solcher Zusammenkunft die Hand ihnen um so weniger geben könnten, als ein solches *res summae consequentiae* und der Allerhöchsten Kaiserlichen Authorität nachtheilig, übrigens aber auch bei denen Königen in Frankreich und England groß Aufsehn machen würde.“ — Seckendorf machte auf der Reise den Quartiermeister des Königs, den Kreisbeamten in Schlesien und Böhmen gab er für die Aufnahme des Königs folgenden Befehl: „Wegen der auf der Königl. Tafel zu furnirenden Viktualien sind insbesonders allerhand Flußfische und Krebse, so Sr. Maj. lieben, nebst Fleisch anzuschaffen. Zum Getränk wird vornehmlich für einen guten alten Rheinwein, hiernächst aber auch für Braun- und Weißbier zu sorgen sein. Wo möglich Ihro Kgl. Maj. Mittags allezeit in Scheunen

Zelten oder Gartenhäusern zu essen geben, wo es sehr luftig. Das Nachtquartier auch in Gartenhäusern oder Scheunen, weil Kgl. Maj. nicht gern sind, wo es warm und außerdem nicht wohl hohe Stiegen steigen." — Der Besuch bei dem Kaiser hatte keinen weiteren Erfolg, als das die Kaiserin dem König in einer goldnen Tabacksdose die Eventualbelehnung auf Ostfriesland gab, was aber Anlaß zu manchem Verdruß für den König war. Denn da er jetzt schon die Ostfrisischen Titel und Wappen annahm, wurde ihm dies von dem Kaiserlichen Hofe in sehr ungnädigen Ausdrücken untersagt. Der König schrieb deshalb an Seckendorf: „ich werde so antworten, daß ich hoffe, seine Kaiserl. Maj. werden zufrieden sein; indessen kann ich in Wahrheit sagen, daß von mir keine Malice ist, da ich in Wahrheit geglaubt, daß es ein Baggatel ist, als wenn man Einen „Baron" nennt. Indeß assuriren Sie Ihro. Kais. Maj. daß durch die Lumperei in nichts meine wahre Freundschaft soll alterirt werden und mir nur leid sei, daß Ihro. Kais. Maj ungnädig sei. Mein lieber Freund, sein sie so gut und mach Er alles wieder in Gerechten, daß ich mit meinem guten Kaiser gut bleibe." —

Nicht gleiche Gesinnung hegte Fr. Wilh gegen den englischen Hof; er war an dem Hofe zu Hannover als Kind gewesen und hatte mit dem nachmaligen Könige Georg sich durchaus nicht vertragen können, die Werbung gab unaufhörlich Veranlassung zur Entzweiung und die mißlungene Doppelheirath, die wir später zu erwähnen haben, führte einen gänzlichen Bruch herbei. Der englische Hof

hatte sich späterhin an den allesvermögenden Grumbkow gewendet um eine Versöhnung einzuleiten. Der König war auch geneigt und schrieb an seinen Minister: „Ich versichre allen tort, chagrin et Blame, so der König von Engeland mir bisher gemacht und an andern Höfen machen lassen, von ganzem Herzen zu vergeben und zu vergessen, und wünsche nichts mehr, als mit des Königs Person in guter redlicher Freundschaft zu leben und eine beständige Harmonie zu cultiviren; wofern man aber fortfährt mir es wieder zu nahe zu legen, so weiß ich, wie unser Herr Gott, es nicht haben will, daß man sich den Fuß auf den Hals treten ließe, und kann und will ich solches Unrecht nicht leiden. Was die Staats-Faxen oder Intriguen anlanget, so kann ich nicht anders entriren, als wenn ich meine Interesse und Convenience klar dabei finde." —

Dies mag genügen, um die Umgebungen und den Boden kennen zu lernen, auf dem wir unsern jungen Helden finden.

Zweites Kapitel.

Jahr- und Tagebuch von 1725 bis 1730.

Die ehrenvollste Rechtfertigung hat Friedrich der Große seinem Vater durch die Anerkennung seiner Regierungsweise und durch die Thaten, die er mit dem Geld und dem Heer des Vaters ausführte, gegeben. In seinen Memoiren schreibt er von jener Zeit: „wir übergehen den häuslichen Verdruß

dieses großen Fürsten mit Stillschweigen. Man darf einige Nachsicht für die Fehler der Kinder haben zu Gunsten der Tugenden eines solchen Vaters.“ Als Kronprinz aber mögen wir es ihm nicht verdenken, wenn er sich nicht zu der rauhen Lebensweise gewöhnte, die man von ihm forderte. Während das Tabackscollegium sich mit den Hofnarren belustigte, saß Friedrich mit wenigen Freunden bei der stillen Lampe und las Wolf's Metaphysik, sein weiches Gemüth und sein schwächlicher Körper erlaubten ihm nicht an den Parforcejagden mit Lust Theil zu nehmen, ohne daß er krank geworden wär. Die Vergnügungen in der deutschen Hanswurst-Comödie waren ihm sehr zuwider, er lernte bald Corneille, Racine und Voltaire kennen und las die Griechischen und Römischen Classiker in französischen Uebersetzungen. Geschichte der alten Staaten war sein Lieblingsstudium, er lernte darin ein Leben der Sitte, des Rechts, der Schönheit kennen, gegen welches das Leben, in welches er sich geworfen sah, wie Fratze und Carricatur erschien. Er erfuhr wohl auch das Unrecht und die Schandthaten der Vergangenheit, aber verehrte auch die rächende Nemesis, die der Schuld auf der Ferse folgt. Wie wenig ihm Zeit zu seinen stilleren Feunden gegönnt war, erfahren wir aus folgendem Jahr- und Tagebuche das die Jahre 1725 bis 30 umfaßt.

1725. Revue in Magdeburg. Auf der Rückkehr stieg der König mit dem Kronprinzen in Plaue an der Havel bei dem Etatsminister

von Gärne ab; hier ernannte der König den Kronprinzen zum Capitain.

1726. 3. Jan. begab sich der König in Begleitung des Kronprinzen und des Fürsten von Dessau nach Pommern, zu der bei Colbatz angestellten großen Schweinsjagd; sie kamen den 17. dieses Monats wieder zurück.

d. 15. März stürzte der Kronprinz mit einem wilden Pferde und beschädigte sich den Kopf.

d. 30. Mai Abends zehn Uhr trat der Kronprinz die Reise nach Pommern und Preußen an, wo der König Musterung hielt. Da der Kronprinz zum erstenmal nach Königsberg kam, so beschenkte ihn der dortige Magistrat mit einem kostbar gestickten Beutel mit 1000 Stück Speziesdukaten.

d. 22. Juni kam er glücklich nach Berlin zurück.

d. 9. Juli begleitete er den Vater über Halberstadt und Cleve, wo die dortigen Regimenter die Revue passirten. Ein kleiner Abstecher ward nach Holland gemacht.

d. 4. Aug. trafen sie wieder in Potsdam ein.

d. 13. Aug. wurde in Potsdam eine große Jagd gehalten, in der auf königlichen Befehl 1400 Tannhirsche zusammen getrieben und solche in einer besonders dazu verfertigten Allee par force gejagt wurden. Der Kronprinz, der Fürst von Dessau und die anwesende Generalität waren dazu geladen. An diesem Tage wurde viel Wild erlegt, auch starb zu Potsdam der bei dem großen

Grenadiren gestandene Oberstlieutenant Pinn. Der Kronprinz erhielt seinen Platz und führte seinem Herrn Vater am 20. August ein Bataillon zur Musterung vor. Zwei Monat blieb der Kronprinz wegen der Jagden bei dem König in Wusterhausen.

1727. 24. Jan. dem Geburtstage des Kronprinzen hielt der König an denselben eine sehr nachdrückliche Rede, worinnen er demselben zum zurückgelegten 15. Jahr Glück wünschte, auch zum beständigen Andenken ein Geschenk an Silbergeschirr machte. Den 26. begleitete der Kronprinz den König nach Potsdam.

d. 6. Febr. kam der kaiserliche General Graf von Seckendorf von Wien zu Berlin an und wurde am folgenden Tage zum Könige beschieden. Seine Vorschläge betrafen die Verheirathung des Kronprinzen mit einer kaiserlichen Prinzessin und die Jülichsche Erbschaftssache.

d. 15. Aug. ging der König mit dem Kronprinzen nach Stettin, wo sie die angelegten Festungswerke besahen. Die dortige Bürgerschaft empfing die hohen Gäste mit großer Freudigkeit und feierte den 16 Aug. den Geburtstag des Königs sehr glänzend.

Zu Anfang Septembers wurden von dem Kronprinzen die ihm bisher zugeordneten beiden Oberhofmeister Finkenstein und Kalkstein abgerufen, der König nahm ihn von jetzt beständig unter seine eigne Aufsicht.

1728. 13. Jan. reiste der König mit dem Kronprinzen nach Dresden, wo König August glänzende Feste gab. Fr. Wilh. war sehr unzufrieden mit der Aufführung des Kronprinzen, der gegen die schöne Gräfin Orselska mehr Zärtlichkeit geäußert hatte, als der Vater sich erlaubte.

Die strenge Zucht und Sitte, die der König Fr. Wilh. an seinem Hofe zu erhalten wußte, sucht man in jener Zeit vergebens an den andern Höfen, am wenigsten fand man sie an dem Königl. Polnischen Hofe in Dresden. Die Markgräfin von Bareuth — die Schwester Friedrichs — erzählt uns davon in ihren Memoiren: „Ich erwähnte schon, wie sehr der König von Polen die Frauen liebte, er unterhielt ein wahres Serail, seine Ausschweifungen überstiegen jeden Begriff, man sagt er habe von seinen Maitressen 354 Kinder gehabt. Seine Begünstigste war jetzt seine eigne Tochter, eine in Warschau wohnende Französin hatte sie ihm geschenkt, er nannte sie Gräfin Orselska. Sobald der König (Fr. Wilh.) nach Dresden kam, ward er von einem Vergnügen zum andern fortgerissen, daß Schwermuth und Frömmigkeit sich verlohren. Die Freuden der Tafel wurden nicht versäumt, der Ungarwein nicht gespart, die Freundschaft beider Könige ward sehr innig.

Grumkow meinte seinen Herrn auf so gutem Wege zu haben, daß er der Verführung nicht entgehen werde, man nahm deshalb Abrede. Eines Abends, nachdem man wacker gezecht hatte, führte der König von Polen meinen Vater in beständigem Gespräche aus einem Zimmer in das andere; mein

Bruder folgte. So kam man in ein zauberisch geschmücktes Gemach, der König bewunderte die Pracht, da sauk plötzlich ein Vorhang nieder und eine Nymphe, schöner wie Venus und die Grazien, lag nachlässig auf einem Ruhebett. — — Der König von Polen sowohl als Grumkow hofften, daß man an diese Angel anbeißen werde — sie irrten sich. Der König hielt sogleich dem Kronprinzen den Hut vor's Gesicht und hieß ihn sich entfernen, — er hatte genug gesehen. Zum Könige von Polen sagte er kalt: „sie ist recht schön," uud ging fort. Grumkow erhielt einen Verweis, der König sagte ihm, daß er dergleichen nicht liebe und nicht hoffe, daß man es wiederhole. Mein Bruder war indeß in die Orselska verliebt. Der König von Polen hatte Ursach eifersüchtig zu sein und überließ ihn die schöne Formera, die als die Venus des Cabinets galt." —

Der Kronprinz erhielt den weißen Adlerorden, daran die Juwelen auf 15000 Thaler geschätzt wurden. Am 19 März erhielt er das Patent als Oberstlieutenant.

d. 26. Mai traf König August mit dem Kurprinzen in Potsdam ein zu einem Gegenbesuche. In dem Schreiben, in welchem er seine Ankunft meldete, bat er: „daß bei Dero Anwesenheit von keinen Affairen gesprochen und man durch kein Ceremoniel genirt werden möge, sondern Sie mögen gern alles thun und sich divertiren nach eignem Gefallen, auch nicht zum trinken forcirt sein." Der König schrieb zur Antwort an den Rand: „sehr lieb ist mir am

liebsten.“ — Er fuhr von Berlin aus mit dem Kronprinzen dem Könige von Polen entgegen bis in die Jungfernhaide. Hier ward eine hölzerne Tafel aufgestellt zum ewigen Gedächtniß der glücklichen Begegnung. Dem polnischen weißen Adler reichte eine Hand aus den Wolken hervor eine Krone, darunter las man:

Der König August hielte mit dem Sohne
Dem Folger seines Reichs der weißen Adler Krone
An diesem Orte still, sprach wie er gnädigst wollte,
Daß er mit Preußen stets in Freundschaft leben sollte.
Das hat er zugesagt. Hierunter kannst du sehen
Mein Leser, welchen Tag und Jahr es ist geschehen.
Gott gebe beider Volk auch solchen Sinn und Geist,
Weil es uns allesamt zur Bruderliebe weißt.

den 29 Mai 1728.

Unter dem Titel: „das frohlockende Berlin erschien eine Schrift, die die Feste erzählte, die hier gegeben wurden.

1729. 24. Jan. erklärte der König, der wegen seiner Kränklichkeit oft für sein Leben besorgt war, den Kronprinzen für majoren. Er ordnete ihm wieder zwei Gesellschafter zu, den Obersten von Rochow und den Herrn von Kaiserling, einen curländischen Edelmann. Der erstere hatte sich dem Könige als ein Mann von strengen Sitten, ehrlich und gehorsam bis zur Aengstlichkeit empfohlen, weniger erklärbar ist die Wahl des andern, der nach der Schilderung des Herrn von Pöllnitz von alle dem, was

der König verlangte, das Gegentheil war. „Kaiserling war lebhafter und unruhiger, als ein Gascogner, er sprach wie ein Buch, deutsch, französisch, italienisch, lateinisch, polnisch und holländisch, ja zuweilen redete er alle diese Sprachen auf einmal in der Gesellschaft. Sein Gedächtniß diente ihm statt des Verstandes, alles wußte er besser als die andern, überall war er zu Haus, und doch waren seine Kenntnisse sehr seicht. Dabei fehlte es ihm nicht an liebenswürdigen Eigenschaften, er war die Herzensgüte selbst, er trieb es damit so weit, daß er Jedermanns Freund war, was man denn freilich nicht hoch anschlug, doch kannte ihn Jedermann als einen redlichen Ehrenmann an. Die Frömmlinge waren ihm feind wegen seiner Freigeisterei, sie beschuldigten ihn, er habe keine Religion; der Kronprinz schloß sich auch an ihn an und schätzte ihn noch als König.“

Hier können wir auch die beiden Freunde des Kronprinzen erwähnen, von Keith und von Katt. Auch von diesen giebt Pöllnitz eine getreue, lebhafte Schilderung. „Keith, damals noch Page des Königs, hatte ein sanftes theilnehmendes Gemüth und bezeugte dem Kronprinzen Mitgefühl bei der Strenge die er erfuhr. Dieser gab ihm dafür manchen Beweis des Vertrauens, und daß er ihm etwas werth sei, und so mußte in dem Pagen, der von dem künftigen Könige so ausgezeichnet wurde, der Gedanke erwachen, einst eine bedeutende Rolle zu spielen; er ward jedoch bald nach Wesel als Lieutenant versetzt. Katt war Lieutenant unter den Gardegens-

d'armes. Er hatte dem Kronprinzen sich unentbehrlich gemacht, sein Außeres empfahl ihn wenig; er war klein die Pocken hatten sein Gesicht sehr zerrissen, er war von der Sonne verbrannt, seine starken Augenbraunen hingen wie schwere Wolken über seinen melancholischen Augen. Die Gunst des Prinzen hatte seinen Ehrgeiz gesteigert, auf alles machte er Anspruch, der Kronprinz versagte ihm nichts, er trug beständig ein Miniaturbild der Prinzeß Friederike bei sich, das er sich von dem Kronprinzen ausgebeten hatte. Er benahm sich in dem Verhältniß zu seinem hohen Freunde, wie ein indiskreter Liebhaber, überall zeigte er seine Briefe vor, erhob ihn zum Himmel und tadelte öffentlich alles was der König that; er forderte einen jeden auf Parthei mit ihm für den Kronprinzen gegen den Vater zu machen. Seine Lebensart war nicht regelmäßiger als sein Verstand, er war ein Wüstling bis zum Uebermaaß, affectirte gar keine Religion zu haben und überließ sich mit einem Worte allen Ausschweifungen."

Nicht viel günstiger ist das Bild, das uns die Schwester des Kronprinzen von dem Lieutenant Katt giebt. „Sein Vater, der General von Katt, — so erzählt sie — hatte ihn studiren lassen und bestimmte ihn wegen seines ausgezeichneten Genies zum Civildienst; der König befahl es anders und nahm ihn unter die Garde Gensd'armen. Der Umgang mit dem französischen Gesandten Graf Rothenburg, Reisen und Lectüre hatten seinen Geist und seine Sitten verfeinert, er war sehr gebildet und besaß einen höchstangenehmen und leichten Ge-

sprächston. Zugleich war er sehr häßlich von Gesicht, braun und voll Räthe, die die Pocken zurückgelassen hatten, die dichten schwarzen Augenbraunen, die ihm fast die Augen deckten und über der Nase sich vereinigten, gaben ihm eine unglückselige Physiognomie. Er war ungeheuer ausschweifend und spielte den starken Geist. Bei ihm verlohr mein Bruder alles Christenthum und ließ sich zur ausgelassensten Liederlichkeit fortreißen. Ich merkte wohl hier und da etwas in meines Bruders Gesprächen und widerlegte oft sein System von der Prädestination, wodurch er behauptete, man könne sich der Sünde nicht erwehren. — Ich hätte nicht gedacht, daß er mit diesem Satze alle Religion umwerfen würde." —

Dem Vater blieb solcher Umgang nicht verborgen und seine Strenge gegen den Kronprinzen ward dadurch nun noch mehr gerechtfertigt; er ließ ihn sogar wieder Fähnrichsdienste thun.

In Mai reiste der König allein nach Preußen, der Kronprinz blieb in Potsdam unter der Aufsicht des Obersten von St. Sauveur; dieser erhielt Befehl „den Fechtmeister Pantzendorf nach Potsdam kommen zu lassen, damit der Kronprinz Lection habe."

An den Oberküchenmeister von Holweden erging die Order: „daß, wenn Sr. Königl. Maj. nach Preußen gehen, der Kronprinz die Zeit über in Potsdam verbleiben werde. Es soll also vor ihn in Potsdam eine Tafel angerichtet werden, an welcher mit dem Kronprinzen der Oberste von Kalkstein, der Ober-Küchenmeister von Holweden und der Major Senning ordinär, und hienächst noch

sechs Officiere, die der Kronprinz bitten wird, also in allen zehn Personen speisen sollen Des Mittags sollen vier, des Abends drei Essen gegeben werden und darunter allezeit Vorkost sein. Wenn der Kronprinz zu Gaste gehet, soll kein Tisch gehalten werden, es hat also der Ober-Küchenmeister von Holweden sich danach zu achten und zu sehen, daß sowohl bei dieser Tafel, als auch in Berlin alle mögliche Menage observirt werde. Berlin den 16. Juni 1728.

Friedrich Wilhelm.

Die Heirathsanträge die der Graf Seckendorf machte, waren durchaus nicht im Sinne der Königin, die gern eine Verbindung ihrer Kinder mit dem väterlichen Hause in England einleiten wollte. Auch der König war sehr geneigt dazu und die Unterhandlungen wurden ernsthaft angeknüpft. Der Herzog von Glocester (er starb als Prinz von Wales) sollte sich mit der ältesten Prinzessin von Preußen, Friederike, und der Kronprinz mit der englischen Prinzessin Amalie vermählen. Man wollte durch diese Familienbande jenes politische Bündniß noch enger knüpfen, das beide Höfe gemeinschaftlich mit Frankreich und den Generalstaaten zu Herrenhausen bei Hannover geschlossen hatten (3 Sept. 1725.). Die Sendung des Grafen Seckendorf hatte vornehmlich die Absicht, die politische Verbindung, und also auch die Familienvereinigung Preußens und Englands zu hintertreiben. Es glückte ihm den König zu überreden, daß England ihn mit ungebührlichem Stolze behandle und so ge-

lang es ihm zuvörderst durch ein politisches Bündniß, das zu Wusterhausen den 12 Oct. 1726 unterzeichnet wurde, den König ganz auf die Seite des Wiener Hofs zu ziehen. Desto hartnäckiger hielt die Königin den einmal gefaßten Plan fest, und selbst als der König wegen gewaltsamer Werbung in Hannover, von Georg II. eine Kriegserklärung erwarten mußte, unterließ sie die Heirathsunterhandlungen nicht, so streng sie auch der König untersagt hatte. Als er die fortgesetzten Verbindungen, die die Königin mit den englischen Minister Doubourgeai fortsetzte, erfuhr, schickte er ihr durch die Generale Fink, Bork und Grumkow die Erklärung: „daß er ihrer Intriguen, die sie mit dem englischen Hofe spiele, müde sei, daß er ihr hiermit durchaus verböte, sie weiter fortzusetzen, daß er jetzt fordre, daß sie sich entschließe, ihre Tochter entweder dem Marggrafen von Schwedt, oder dem Prinzen von Weißenfels zu geben. Verweigre sie den Antrag, so sei er fest entschlossen ganz mit ihr zu brechen und sie mit dem Kronprinzen, den er nicht weiter für seinen Sohn anerkennen werde, da er gemeinschaftliche Sache mit ihr mache, nach Brandenburg zu verbannen.“ Den Generalen, denen er diesen schwierigen Auftrag gab, schrieb er: thut Eure Schuldigkeit als treue Diener und versuchet alle Mittel meine Gemahlin dahin zu bringen, daß sie sich meinem Willen unterwirft, ich werde es euch jederzeit Dank wissen. Thut ihr es aber nicht, so sollt ihr nebst Euren Kindern es gewiß empfinden.“ — Die Königin verweigerte standhaft ihre Einwilligung; der König ging nun selbst

zu ihr, mußte sich aber zur Nachsicht bequemen, da die Königin, die eben guter Hoffnung war, mit Bitten, Thränen, Schwüren und Ohnmachten ihn so aus der Fassung brachte, daß er ihr versprach, noch einmal die Anträge zu hören, die der englische Minister Hotham, den man eben erwartete, machen würde.

Der König hätte wohl gern seine Prinzessin an den Erben der englischen Krone vermählt gesehen, aber in sein Haus wollte er keine englische Prinzessin nehmen. Der Ritter Hotham kam mit ausgedehnter Vollmacht an, die Königin durfte sich schon an dem Ziel ihrer Wünsche glauben, als der König das Verhältniß von neuem dadurch störte, daß er über Tafel nur auf die Gesundheit des Prinzen v. Wales und der Prinzeß Friederike trank und dem Riiter erklärte: der Kronprinz sei noch zu jung, auch verlange er daß man ihm zum Statthalter von Hannover ernenne und dort mit der Neuvermählten residiren lasse. Auch hierzu traf die Einwilligung von dem englischen Hofe ein, Hotham überbrachte sie dem Könige mit der Anfordrung, den General Grumkow, der sich durch einen Briefwechsel nach London dem dortigen Hofe verdächtig gemacht habe, zu entlassen. Der König sah recht gut, daß diese Bedingung, durch die Intriguen des eignen Hauses angezettelt war, er warf dem Minister Hotham die Briefe vor die Füße, „am wenigsten, rief er im heftigsten Zorne aus, — sollt Ihr in meinem Hause mir Gesetze vorschreiben," und machte eine Bewegung mit dem Fuße, von der der Minister glauben mußte, daß sie ihm gegolten habe. Er nahm

diese Begegnung als eine Beleidigung gegen die Krone Englands und erklärte, sogleich Berlin zu verlassen. Vergebens suchte der König am andern Tage den erzürnten Britten zu beruhigen, der dänische Gesandte suchte den Vermittler zu machen und rieth den Kronprinzen an Herrn Hotham zu schreiben; dies ist der Brief: „Nachdem ich von dem dänischen Gesandten Herrn von Leuenöhr, die neulichen Aeußerungen des Königs, meines Vaters, erfahren habe, so zweifle ich nicht, daß Sie sich seinen Wünschen fügen werden. Haben Sie die Güte zu bedenken, daß mein und meiner Schwester Glück, so wie die Fortdauer des Bündnisses und das gute Vernehmen der beiden Häuser von ihrer Antwort abhängen. Ich hoffe, daß dieselbe nach meinen Wünschen ausfallen wird und daß Sie meinen Bitten Gehör geben werden. Ich werde diesen Dienst, den ich mein ganzes Leben hindurch erkennen und wofür ich stets die vollkommenste Hochachtung an den Tag legen werde, nie vergessen. Sein sie auch versichert, daß ich jederzeit ihr wohlaffectionirter und sehr guter Freund sein werde. — Friedrich." — Hotham antwortete: „Der Herr von Katt hat mir das Schreiben E. K. H. überbracht. Das Vertrauen, das Sie in mich setzen, fordert meine ganze Erkenntlichkeit. Wäre die Rede bloß von meiner eignen Person, so würde ich im Stande sein, selbst das Unmögliche zu versuchen um Ihnen meine Ehrfurcht und Bereitwilligkeit, Ihren Befehlen zu gehorchen, zu zeigen. Da aber der mir angethane Schimpf die geheiligte Person des Königs, meines Herrn, betrifft, so bin ich außer

Stande, mich dem Wünschen E. K. H. zu fügen. Unterdessen werde ich mich bestreben, dieser Sache die bestmöglichste Wendung zu geben. Ob dieses nun gleich die gegenwärtigen Unterhandlungen auf einige Zeit unterbrechen wird, so hoffe ich doch, daß dies nicht auf immer der Fall sein wird. Ich bin ꝛc. —

So sehr die Königin über diese Antwort betrübt war, so wenig bekümmerte sie den Kronprinzen. Er zuckte die Achseln und sagte seiner Schwester im Scherz: sie könne nun Aebtissin werden, im Ernst fügte er aber hinzu, daß er sich bald aus diesen Händeln ziehen werde, sein Entschluß davon zu gehen, sei der Ausführung nah und er wisse, wo man ihn mit offnen Armen aufnehmen werde. Sie haben mich, sagte er, zu König Arthus Tafelrunde geladen, dort ist der Hafen der Freiheit und um einer schönen Braut willen ist schon die Ritterfahrt zu wagen.

So sehr die Schwester ihn mit Thränen beschwor, den väterlichen Hof nicht zu verlassen, so gab er ihr doch die bestimmte Versicherung, daß er seine Flucht nicht länger verschieben werde. Er fürchtete, daß der König, der ihm kürzlich mit den Worten: ich werde dir dein Schreiben anstreichen! — vorüber gegangen war, Nachricht von einem Briefe habe, den er der Königin von England geschrieben hatte, worin er versicherte, sich nie mit einer anderen Prinzessin, als einer englischen, zu vermählen. —

Der Kronprinz, und mehr noch der Lieutenant Katt, der, wie ein indiscreter Liebhaber, die Briefe

seines Freundes vorzeigte, hatten so wenig Geschick ihr Unternehmen zu verbergen, daß bald der ganze Hof und zuerst Grumkow und Seckendorf davon wußten. Als ein Zeichen, wie sehr er mit den Kronprinzen verbunden sei, zeigte Katt hier und da das Bildniß der Prinzessin Friederike vor, daß ihm von dem Kronprinzen mit einigen Juwelen und Briefschaften anvertraut worden war.

Eben hatte der König, erzürnt, daß er für den Kronprinzen 7000 Thaler Schulden bezahlen mußte, ein strenges Edict (22 Jun. 1730) erlassen, „daß bei Strafe der Karre und nach Befinden Leib und Lebens, Niemand einem Minderjährigen, auch nicht von der Königlichen und Markgräflichen Familie, Geld leihen sollte.“ Dennoch hat Katt einige Summen für den Kronprinzen aufzutreiben gewußt, auch hatte er bei dem Königlich Polnischen Cabinets-Minister von Hoym einen Paß für den Kronprinzen nachgesucht, da dieser unter einem fremden Namen eine Reise incognito zu machen wünsche. Hoym wußte, was Niemanden in Berlin ein Geheimnis war, und berichtete an den Hof nach Dresden über das Vorhaben des Kronprinzen, den man hier mit dem Könige zu dem Lustlager bei Mühlberg erwartete.

Drittes Kapitel.

Flucht und Gefangenschaft.

Nicht die unbestimmte Leidenschaft der Jugend, warmes Blut und heißes Gefühl für Freiheit, Vaterland nnd solche allgemeine Worte sind ein so festes Band für wahre Freundschaft, als die gleiche Bemühuug in Kunst oder Wissenschaft, wird man hierin eines Sinnes mit dem andern, so ist das Verhältniß dauernd geknüpft. Eben so giebt es aber auch eine Feindschaft, die stark genug ist, die festesten Bande des Blutes zu trennen, wenn wir uns über das entzweien, was uns der heiligste Beruf des Lebens ist. Auf sehr verschiedenen Wegen begegnen wir hier dem Vater und dem Sohne, wir können uns weder für den einen, noch für den andern entscheiden. Der Vater hatte Recht, gegen den Erben seines Kriegsstaates streng und unwillig zu sein, den er nur für einen Flötenspieler, Poeten und bösen Christen halten mußte, der Sohn hatte eben so sehr Recht, gegen den Vater, der ihm rohe Sitten statt edler Bildung aufdringen wollte, seine Mündigkeit geltend zu machen. Je enger die Natur beide verband, desto härter mußte der Schmerz werden, da es zum Bruch kam.

Oft hatte der Vater zu Schlägen und Schimpfworten noch den Spott hinzugefügt und dem Sohne gesagt: du bist ein Prinz ohne Ehre, wäre mir so

begegnet worden, ich wäre längst zum Teufel gelaufen. Er forderte ihn auf: dem Throne zu entsagen und ihn seinem nächsten Bruder August Wilhelm, der sich weit mehr um das Kriegswesen bekümmerte, zu überlassen. Der Kronprinz besaß Stolz genug, um zu erklären, daß er sich eher würde den Kopf abschlagen lassen, nur wenn der König durch ein öffentliches Manifest als Ursache der Ausschließung von der Thronfolge erklärte, daß er kein ehelicher und leiblicher Sohn von ihm sei, versprach er sich in den Willen des Vaters zu fügen. Er wußte wohl, daß er auf diese Weise den Verlust der Krone nicht zu fürchten hatte.

Wir haben uns nicht zu bemühen einen einzelnen Grund aufzusuchen, der die Veranlassung zu der Flucht wurde, durch die der Kronprinz sich auf immer von der strengen Aufsicht des Vaters befreien wollte, das ganze Verhältniß, in dem er lebte, forderte ihn dazu auf, und nach einem Beispiel hatte er nicht weit zu suchen, da Friedrich I. eben so als Kronprinz von dem Hof seines Vaters heimlich entflohen war.

Der Kronprinz hatte öfter schon gegen den Vater den Wunsch geäußert, auf Reisen zu gehen; dieser, der mit seinen unruhigen Plänen bekannt war, schlug es ihm ab, um ihn jedoch in beschränkterer Weise seinen Wunsch zu erfüllen, erlaubte er, daß er ihn auf einer Reise nach dem südlichen Deutschland, dem Rhein und Holland begleiten durfte. Mit Freuden nahm der Kronprinz diese Erlaubniß an, er war fest entschlossen, sobald ihm

die Witterung der Freiheit günstig die Segel schwelle, auf gutes Ritterglück davon zu gehen. —

Am 15. Juli 1730. reiste er mit dem Könige ab. Eine Einladung des Königs August führte sie zuerst nach dem Lustlager bei Mühlberg. Schon hier war der Kronprinz im Begriff den Vater zu verlassen, König August aber, der durch seinen Minister in Berlin von dem Vorhaben des Kronprinzen unterrichtet war, überredete ihn, das Fest und die Freundschaft nicht auf eine so unangenehme Weise zu stören.

Von hier begab sich der König zu dem Markgrafen von Anspach; auch dieser war schon mit den Plänen zur Flucht bekannt und weil er fürchtete, daß, wenn sie bei ihm unternommen werde, er an dem König einen schlimmen Gast haben würde, so erlaubte er nicht einmal den Kronprinzen, Pferde aus seinem Marstalle zu reiten. Der Graf Seckendorf erhielt in Anspach Briefe aus Berlin, die ihm meldeten daß die Flucht des Kronprinzen dort schon das Stadtgespräch sei; er theilte sie dem Könige mit, der jetzt den Obersten von Rochow und den General von Waldow, die er in seiner Begleitung hatte, für die Person des Kronprinzen verantwortlich machte. Die Gesellschaft fuhr jetzt weiter und wendete sich nach dem Rhein; länger gedachte der Kronprinz sein Unternehmen nicht verschieben zu dürfen, er schrieb an Katt:

„In zwei Tagen bin ich frei, ich habe Geld, Kleider, Pferde, meine Flucht wird unfehlbar gelingen, und sollt ich verfolgt werden, so will ich in einem Kloster mir eine Freistatt suchen, wo man

unter Skapulier und Kutte den argen Ketzer nicht heraus finden soll. Du wirst mir sogleich nachfolgen mit dem, was ich dir anvertraut habe, und wenn wir uns auch erst jenseit des Meeres wiederfänden; nimm deinen Weg über Leipzig und Wesel nach Holland dort wirst du von mir hören." —

Durch einen sonderbaren Zufall ward dieser Brief der Verräther des Unternehmens, dessen Ausführung unfehlbar schien. In aller Eil hatte der Kronprinz den Brief: „An den Lieutenant v. Katt über Nürnberg" addressirt, in „Berlin" aber vergessen. Der Postmeister in Nürnberg vermuthete, daß dieser Brief an einen preuß. Werbe-Officier, Namens Katt, der eben in Nürnberg sich aufhielt, gerichtet sei, und gab ihn an diesen.

Während dem folgte der Prinz, ohne Ahnung jener Verwechselung, mit der ihm eigenen Unbefangenheit sorglos seinem Vater bis nahe bei Frankfurth am Main, wo in einem Dorfe Nachtquartier genommen ward.

Der König hatte vorgezogen, statt der eingeräucherten Wirthsstuben, mit seinem Gefolge einige Scheunen mit bequemer Streu zu beziehen; bei den Kronprinzen schlief der Herr von Rochow und ein Kammerdiener. Von hier zu entfliehen war fester Entschluß des Kronprinzen, den jungen Keith, Leibpagen des Königs, Bruder des Lieutenant Keiths in Wesel, hatte er überredet, ihm um Mitternacht Pferde zu bringen, um mit ihm auf Abentheuer auszureiten.

Sobald er seine beiden Schlafgesellen festeingeschlafen wußte, kleidete der Kronprinz sich an;

er hatte Ueberrock und Mantel nach französischem Schnitt bei sich, unter diesen hoffte er sichrer zu reisen als in der Uniform. Aber das verrätherische Scheunthor knarrte zu laut, der Kammerdiener erwachte, rief dem Herrn von Rochow zu, der Kronprinz ward vermißt, beide liefen, ohne sich anzukleiden, nach der andern Scheune, in der die Herrn von Buddenbrok, Waldow und Derschow schliefen, um hier Lärm zu machen. Alle eilten in das Dorf wo sie den Kronprinzen an einen Wagen angelehnt fanden, seine Reitpferde erwartend. Sehr bestimmt antwortete er ihnen auf die Frage: was er vorhabe? — daß er nicht nöthig habe ihnen Rechenschaft davon zu geben. Die Pferde kamen an, der Kronprinz versuchte aufzusitzen, die Officiere hinderten es jedoch theils mit Gewalt, theils mit Bitten und mit dem Versprechen, daß der König durchaus nichts von diesem Vorgang erfahren sollte; nur baten sie ihn, nie anders, als in Uniform, auszureiten. Der König erfuhr auch wirklich von diesem Vorgange nichts, und noch einmal war das Ungewitter vorübergegangen, aber nur um am folgenden Tage sich desto heftiger zu entladen.

In Frankfurt erhielt der König durch eine Stafette den Brief des Kronprinzen an Katt, der ihm von Nürnberg zugeschickt ward, er kannte die Hand und auch die Gesinnung des Kronprinzen zu gut, als daß er hier zweifeln konnte. Außer sich vor Zorn, befahl er den Kronprinzen sogleich auf das Schiff zu bringen, das bereit lag zur Fahrt nach Wesel. Am folgenden Tage erst stieg der König ein, er war noch so zornig, daß er den Kronprinzen bei der

Brust faßte und ihn mit dem Stockknopf die Nase blutig stieß. Mit verbißnem Schmerz rief dieser aus: „Iamais un Visage de Brandenbourg n'a souffert un affront pareil!“ die Herrn von Waldow und Rochow warfen sich zwischen beide und erhielten vom erzürnten Vater die Erlaubniß, den Prinzen auf einer besondern Jagt nach Wesel zu bringen. Zuvor ließ der König ihm den Degen abnehmen, die Taschen durchsuchen, um zu sehen, ob er nicht Briefe bei sich habe. Man fand nichts, der Kronprinz hatte einige verdächtige Schriften sogleich in das Wasser geworfen. So kam man nach Bonn, wo der König in gegenwärtiger Verfassung dem dortigen Hofe auszuweichen wünschte, allein er fand den Kürfürsten von der Pfalz und dessen Bruder Theodor am Ufer des Rheins. Er konnte nicht abschlagen, eine Nacht in Bonn zuzubringen; da er hier öffentlichen Lärm scheute, war er sehr besorgt, der Prinz möchte von hier noch einmal die Flucht wagen. In zwei Tagen war die Fahrt nach Wesel zurückgelegt, hier wurde der Prinz in ein Zimmer eingeschlossen und erhielt starke Bewachung; bei Lebensstrafe war verboten mit ihm ein Wort zu reden.

Am folgenden Tage befahl der König dem Commandanten der Festung, General von Rosel, den Kronprinzen zu ihm zu führen. Warum, fragte der noch immer erzürnte Vater, hast du austreten wollen? Weil Sie, antwortete der Prinz, mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie Ihren Sklaven behandelt haben. — „Du bist ein infamer Deserteur, der weder Muth, noch Ehre hat.“ — Ich habe so

viel als Sie, entgegnete der Prinz, ich habe das nur thun wollen, was sie, wie sie oft sagten, an meiner Stelle thun würden. —

Diese heftige Antwort reitzte dem König zu neuer Wuth, er zog den Degen. Entschlossen faßte den General Mosel den Arm des Königs; „tödten sie mich, rief er, aber schonen sie das Haupt des Kronprinzen." (Diese Scene ist von Schubert gezeichnet, von Berger gestochen.) Der König ward dadurch überrascht und der General nutzte die Gelegenheit den Kronprinzen wieder auf sein Zimmer zu führen.

Auf angelegentliche Vorstellungen der Generale des Gefolges, vermied der König den Prinzen wieder zu sehen. Er übergab den Generalen von Dossow und von Waldow und dem Obersten von Rochow die Bewachung des Prinzen mit den Befehl: ihn so geschwind und heimlich als möglich nach Mittenwalde bei Berlin zu bringen und daselbst seine weitern Befehle zu erwarten. Er verbot ihnen das Hannöversche Gebiet zu berühren, weil er fürchtete, daß der Kronprinz leicht hier Freunde finden möchte, die ihm gefällig sein könnten.

Fast wäre dem Kronprinzen die Flucht aus Wesel noch geglückt. Von unbekannter Hand waren ihm Bauernkleider und eine Strickleiter zugesteckt worden. Schon hatte er die Leiter befestigt und stieg herab, als das Werda? der Schildwacht ihn zur Rückkehr bestimmte.

Während der Reise nach Brandenburg machte der Kronprinz keinen weiteren Versuch zur Flucht, was wohl möglich gewesen wär, wenn er sich hätte

dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel oder dem Herzoge Friedrich von Sachsen-Gotha durch deren Gebiet er geführt wurde, entdecken können. Beide haben den Herrn von Pöllnitz versichert, daß sie bereit gewesen wären, den Kronprinzen nicht zu dem Vater bringen zu lassen. Vielleicht sind dies nur gute Versichrungen, die hinterher leicht zu geben waren, schwerlich würden jene Fürsten eine Einmischung in so besondere Familienangelegenheiten des ihnen wohlbekannten, eisenfesten Königs gewagt haben.

Viertes Kapitel.

Der Lieutenant von Keith. Actenstücke über seine Flucht. — Der Lieutenant von Katt.

Sobald der König den Kronprinzen in Frankfurth fest nehmen ließ, sandte er Befehl nach Berlin, um den Lieutenant v. Katt, und nach Wesel, um den Lieutenant v. Keith, der früher Page bei ihm war, und in einem nahen Verhältniß zum Kronprinzen stand, zu verhaften. Ein glücklicher Zufall rettete Keith. An dem Tage der Ankunft des Königs ging er unbesorgt auf dem Markt spatzieren, er frug einen Pagen, der mit der Bagage des Königs voraufgefahren war, nach Hofneuigkeiten. Von ihm hörte er von der Gefangennehmung des Kronprinzen, von dem Gerücht über Katt's Verhaftung in Berlin und von Briefen, die er eilig dem Kommun-

danten übergeben solle. Keith merkte, wem dies gelten möchte, er stieg eiligst zu Pferde und ließ die Stadt hinter sich; man traf ihn nicht mehr, da man ihn verhaften wollte. Er hatte nur einen Spatzierritt vorgegeben, man fand alle seine Sachen in gewöhnlicher Ordnung und wartete deshalb ruhig, aber vergeblich, auf seine Rückkehr. Schon hatte er die holländische Grenze gewonnen, als ihn der Oberstlieutenant Dumoulin nachsetzen mußte; dieser verfolgte seine Spur bis in den Haag und stieg in eben dem Wirthshause ab, in dem Keith eingekehrt war, aber sich sogleich in den Schutz des englischen Gesandten, Milord Chesterfield, begeben hatte. Von ihm erhielt Keith Pässe nach London und während Dumoulin von dem Groß-Pensionair die Auslieferung des preußischen Officiers, als eines entwichenen Majestäts-Verbrechers forderte, war dieser schon in sicherem Port.

Hierher gehören zwei Berichte des Herrn von Dumoulin aus dem Haag an den König nach Wesel und Berlin.

1.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Ob ich mich schon nach meinem letzteren allerunterthänigsten (und per Staffeta abgegangenen) Bericht vom 22. dieses, alle ersinnliche Mühe und Fleiß gegeben, die entwichenen Lieut. Kait und Katt zu erfragen und aufzusuchen, so habe dennoch keine andere Nachrichten einziehen können, als daß der erstere, wie ich bereits ganz gehorsamst ge-

meldet, nach Engelland herübergegangen ist; von Katt aber habe bis dato noch nicht die geringste Nachricht haben können und ist der Lient. Cordier noch beständig dieserwegen in Amsterdam, den Lieut. Erlach aber habe nach Rotterdam, Moor-dyk, Helwodschluss et Bril geschickt, um die Passagen sowohl nach Frankreich als nach England zugleich zu observiren, ich kann indessen nicht verhehlen, wie nahe es mich geht und wie schmerzlich es mir ist, daß ich in die mir allergnädigst anvertraute Commission nicht besser habe reussiren können und so unverrichteter Sache wiederum zurücke gehen muß. Gott ist mein Zeuge, daß ich weder Tag noch Nacht fast nicht geruht habe, und daß ich alle meine Facultäten angewendet habe, Ew. Königl. Majestät allergnädigsten Willen zu erfüllen; ich werde künftigen Montag oder Dienstag von hier über Amsterdam nach Wesel abgehen. Sollten Dieselben mir noch etwas gnädigst zu befehlen beifallen, so könnten alda Dero Allergnädigste Ordres erhalten und bewerkstelligen, sonst werde ich mich nach Berlin verfügen und Ew. Königl Majestät ausführlichen Rapport in aller Unterthänigkeit können abstatten, der ich bis ins Grab mit aller Unterthänigkeit, Treu und Submission beharre.

Ew. Kgl. Maj.

Haag den 25. Aug. 1730.

allerunterthänigst treugehorsamster Knecht

A. du Moulin.

Am Rande steht von des Königs Hand:

„soll wieder kommen."

2.

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Ew. Königl. Maj. melde in aller Unterhänigkeit, daß mich der General Keppel gestern besucht und versichert hat, daß man den Lieut. Katt wirklich schon arrestirt hätte. Ich habe ihn dann gefragt, wo er selbiges her wüßte, welches er nicht sagen wollen, allein ich habe nachdem erfahren, daß der Englische Secretair aus Berlin einen Courir nach seinem Hof abgeschickt, welcher solches hier en passant an Milord Chesterfield gesagt, wovon es denn Keppel sonder Zweifel wird erfahren haben. Weilen nun mehr und mehr versichert bin, daß Keith nach England gegangen ist, so habe nicht nöthig erachtet die zwei commandirten Lieutenants, Cordier und Erlach, länger hier im Lande zu behalten, sondern ihnen unter heutigem Dato Order gegeben, sich wiederum nach ihrer Garnison zu verfügen, welches Ew. Königl. Majestät hoffentlich allergnädigst approbiren werden. Gestern Abend um 10 Uhr ist der verstorbene Envoyé Meinertshagen in einem von Ew. Königl. Majestät Dörffern, 2 Stunden von hier, mit einer kleinen Suite von Kutschen beigesetzt worden und weilen mich der Domainen-Rath Meinertshagen ersuchet, die sämtlichen Schriften des Verstorbenen, so die Gesandtschaft angehen, mit ihm conjunctim zu besiegeln, so habe solches in der Meinung wohlzuthun, bewerkstelliget, inzwischen wird gedachter Domainen-Rath, so lange kein anderer Envoyé sein wird, Ew. Kgl Majestät Intressen in allen Stücken auf das beste wahrneh-

meldet, nach Engelland herübergegangen ist; von Katt aber habe bis dato noch nicht die geringste Nachricht haben können und ist der Lient. Cordier noch beständig dieserwegen in Amsterdam, den Lieut. Erlach aber habe nach Rotterdam, Moor-dyk, Helwodschluss et Bril geschickt, um die Passagen sowohl nach Frankreich als nach England zugleich zu observiren, ich kann indessen nicht verhehlen, wie nahe es mich geht und wie schmerzlich es mir ist, daß ich in die mir allergnädigst anvertraute Commission nicht besser habe reussiren können und so unverrichteter Sache wiederum zurücke gehen muß. Gott ist mein Zeuge, daß ich weder Tag noch Nacht fast nicht geruht habe, und daß ich alle meine Facultäten angewendet habe, Ew. Königl. Majestät allergnädigsten Willen zu erfüllen; ich werde künftigen Montag oder Dienstag von hier über Amsterdam nach Wesel abgehen. Sollten Dieselben mir noch etwas gnädigst zu befehlen beifallen, so könnten alda Dero Allergnädigste Ordres erhalten und bewerkstelligen, sonst werde ich mich nach Berlin verfügen und Ew. Königl Majestät ausführlichen Rapport in aller Unterthänigkeit können abstatten, der ich bis ins Grab mit aller Unterthänigkeit, Treu und Submission beharre.

Ew. Kgl. Maj.

Haag den 25. Aug. 1730.

allerunterthänigst treugehorsamster Knecht

A. du Moulin.

Am Rande steht von des Königs Hand:

„soll wieder kommen."

2.

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Ew. Königl. Maj. melde in aller Unterhänigkeit, daß mich der General Keppel gestern besucht und versichert hat, daß man den Lieut. Katt wirklich schon arrestirt hätte. Ich habe ihn dann gefragt, wo er selbiges her wüßte, welches er nicht sagen wollen, allein ich habe nachdem erfahren, daß der Englische Secretair aus Berlin einen Courir nach seinem Hof abgeschickt, welcher solches hier en passant an Milord Chesterfield gesagt, wovon es denn Keppel sonder Zweifel wird erfahren haben. Weilen nun mehr und mehr versichert bin, daß Keith nach England gegangen ist, so habe nicht nöthig erachtet die zwei commandirten Lieutenants, Cordier und Erlach, länger hier im Lande zu behalten, sondern ihnen unter heutigem Dato Order gegeben, sich wiederum nach ihrer Garnison zu verfügen, welches Ew. Königl. Majestät hoffentlich allergnädigst approbiren werden. Gestern Abend um 10 Uhr ist der verstorbene Envoyé Meinertshagen in einem von Ew. Königl. Majestät Dörffern, 2 Stunden von hier, mit einer kleinen Suite von Kutschen beigesetzt worden und weilen mich der Domainen-Rath Meinertshagen ersuchet, die sämtlichen Schriften des Verstorbenen, so die Gesandtschaft angehen, mit ihm conjunctim zu besiegeln, so habe solches in der Meinung wohlzuthun, bewerkstelliget, inzwischen wird gedachter Domainen-Rath, so lange kein anderer Envoyé sein wird, Ew. Kgl Majestät Intressen in allen Stücken auf das beste wahrneh-

men. Der sächsische Envoyé General de Brose, ist diesen Morgen bei mir gewesen und hat mir versichert, daß er mit gestriger Post von seinem Bruder in Spanien Briefe erhalten, daß das Enbarquement der Truppen dieses Jahr nicht vor sich gehen würde.

ich werde von hier übermorgen abgehen, der ich schließlich mit aller ersinnlichen Treu und Submission lebenslang beharre.

Ew. Kgl. Maj.

Haag den 26. Aug. 1730.

P. L. du Moulin.

Keith fand gute Anfnahme in England, jedoch fürchtete man am Hofe zu London, den König Friedrich Wilhelm zu sehr aufzureitzen, wenn man dem Flüchtling öffentlich Schutz gewähre; er ward mit einer Pension zunächst nach Irland geschickt, von wo er hernach, als Preußen wiederholt die Ausliefrung forderte, nach Portugal in die Dienste Königs Don Juan V. trat. Friedrich II. rief ihn später zurück, nahm ihn in sein Gefolge auf, und machte ihn zum Curator der Academie.

Der Page Keith, der dem Kronprinzen in dem Dorfe bei Frankfurth die Pferde gebracht, wurde gefangen gesetzt, hernach als Füselier untergesteckt. Er daukt dem Könige für gnädige Strafe:

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

„Ew. Königl. Majestät haben in Gnaden geruhen wollen, mir des Arrests zu entlassen und als Füselier bei der Leib-Compagnie Moselschen Regiments zu stellen; ich danke in allerunterthänigster Submission für die mir hierunter erzeigte hohe Kgl. Gnade und verspreche die ganze Zeit meines

Lebens mit Aufopferung meines letzten Blutstropfens Ew. Königl. Majestät treu und redlich zu dienen. Der ich in allerunterthänigster Devotion ersterbe."

Ew. Königl. Majestät.

Wesel den 1. Nov. 1730.

ganz unterthänigster Knecht
v. Keith.

Der König hat dabei die Randnote gemacht:
„soll erlicher sein als sein Schelm Bruder."

Der entwichene Lieutenant Keith wurde abwesend von einem Kriegsrecht gerichtet, zuvor aber öffentlich vorgeladen. Der Oberst von Dossow führte dabei den Vorsitz. Er schreibt dem Könige:

1.

Ew. Königl. Majestät Confirmation, der über den gewesen Lieutenant meines Regiments, den von Keith, ausgesprochenen Sentence zu folge, so ist gestern derselbe zum erstenmal durch öffentlichen Trommelschlag citiret und ist ihm der 4. Januarius 1731, persönlich zu erscheinen, angesetzt worden. Wäre es von Ew. Königl. Majestät Approbation, so könnte man in der publiquen Zeitung in Holland diese Citation setzen lassen, daß es in Engeland kund würde. Ich ersterbe in aller Submission.

Ew. Kgl. Maj.

Wesel den 18. Nov. 1730.

allerunterthänigster treugehorsamer Knecht
J. W. v. Dossow.

Dabei von Königs Hand:
„gut soll es lassen in der holländischen und französischen Zeitung setzen."

2.

Ew. Königl Majestät soll, so viel wie wir hier von dem jetzigen Aufenthalt des gewesenen Lieut. Keith gehört, allerunterthänigst rapportiren, nehmlich, daß er mit einem vornehmen Recommendations-Schreiben aus Engelland nach Frankreich übergangen, woselbst er sofort in Militärdienste angenommen und er soll eine Compagnie zu Pferde erhalten haben. Andere nähere Umstände habe bis dato nicht in Erfahrung bringen können, dieweilen keine Passagier aus Frankreich diesen Winter hier angekommen.

Seine letzte Citation ist geschehen, welche den ersten Martis zu Ende, der Tag ist also heran, daß die Execution an ihm geschehen soll, dafern Ew. Königl. Majest keines andern befehlen. Der ich lebenslang in aller Submission ꝛc.

Wesel den 19. Februar. 1731.

v. Dossow.

Von des Königs Hand:

„soll die Execution geschehen."

3.

Ew. Königl. Maj. soll allerunterthänigst rapportiren: ich habe auf Ew: Königl. Mai. hohen Befehl die Execution wider den gewesenen Lieut. v. Keith vollstrecken und selbigen in effigie aufhängen lassen. Nun haben Ew. Königl. Majestät bei dero Allerhöchsten Anwesenheit allergnädigst befohlen, daß seine hinterlassenen Sachen sollten verauctionirt und das darauskommende Geld bis zu fernerer allergnädigsten Order, in der Kleider Kasse

verwahrlich eingelegt werden. Solches ist auch dann zu allerunterthänigster Folge geschehen. Es wurde aber dazumahlen sein annoch weniges zurückgelassenes Silber nicht mit verkauft, sondern es steht noch zur Zeit bei mir in einem verschlossenen Coffer; ich soll derohalben bei Ew. Königl. Majestät allerunterthänigst anfragen, wie es Ew: Königl. Majestät mit gedachtem baaren Gelde und dem wenigen Silber-Zeuge wollen allergn..digst gehalten wissen und ob nicht Ew. Köngl. Majestät seinem hiesigen Bruder das wenige allergnädigst accordiren wollen. Der ich lebenslang mit allererfinnlichen Submission beharre ꝛc.

Wesel den 17. März 1731.

v. Dossow.

von des Königs Hand:

„alles was er hat soll er verauctioniren und das Geld anher schicken."

Nicht so glücklich entging der Lieutenant von Katt der Gefahr, in die ihn die Freundschaft des Kronprinzen, und mehr noch die eigne Unversichtigkeit gezogen hatte. Zeitig genug erfuhr er durch den dänischen Gesandten, von Leuenohr, was dem Kronprinzen begegnet sei, auch bot er ihm Pferde und Geld an zur schnellen Flucht. Katt aber war sorglos genug, sich zuvor noch einen französischen Kuriersattel zu bestellen.

Am 15. August erhielt der Chef der Gensdarmen, von Natzmer, den Befehl, Katt zu verhaften. Er hatte ihm kurz vorher Urlaub zu einer Jagdpartie nach Friedrichsfelde gegeben, deshalb gingen

mehrere Stunden hin, ehe Natzmer Anstalt zum Arrest machte. Da er aber hörte daß er noch in der Stadt anwesend sei, begab er sich in seine Wohnung, wo er ihn eben im Begriff fand, das Pferd zu besteigen, daß ihn auf und davon tragen sollte. Natzmer kündigte dem Lieutenant den Befehl des Königs an, worauf jener ruhig antwortete: „ich habe nichts zu fürchten." Der Oberst dachte jedoch ernster über diese Sache und rieth ihm noch freundschaftlich seine Briefe zu ordnen. Katt verbrannte einen Theil davon, das Kästchen aber, daß der Kronprinz versiegelt ihm zugesendet, übergab er zu treuen Händen für die Königin. Ein Adjudant führte ihn nun nach der Hauptwache, die damals in der Friedrichsstadt auf dem Gensd'armen Markte neben der französischen Kirche sich befand. Hier blieb er bis zur Ankunft des Königs.

Eine sehr glaubwürdige Erzählung über die Verabredungen des Kronprinzen mit Katt und Keith und über die Schicksale beider Feunde, besitzen wir von der Hand des Freiherrn von Hertefeld, der als Landrath zu Bötzelaar bei Xanthen am Rhein lebte. Er schreibt:

„Mein Vater, geboren im Jahr 1709, stand im Jahr 1730 bei den Gensd'armes als Lieutenant, bei welchen sein unglücklicher Freund, der Lieutenant von Katt auch stand. Dieser, der Lieutenant von Keith und der Lieutenant von Spaen, waren des damaligen Kronprinzen Vertraute, welche seine Entweichung nach Engeland befördern sollten.

Katt blieb zu Berlin und sollte dem Kronprinzen über Leipzig und durch's Reich folgen. Keith

welcher zu Wesel war, hatte den Auftrag, die Anstalten zur Flucht zu treffen. Spaen, damals Lieutenant bei der großen Garde zu Potsdam, wußte die Sache, hatte aber keinen thätigen Antheil daran. Die Entweichung des Kronprinzen sollte in dem Augenblicke geschehen, da der König von Wesel abreisen würde; denn da der Kronprinz gewöhnlich nach dem Könige von den Stationen abfuhr, so würde er einige Stunden gewonnen haben, ehe seine Flucht dem Könige bekannt geworden wär.

Katt hatte bei des Königs Abreise von Berlin Urlaub zu einer Reise auf's Land genommen, er zögerte damit bis gegen die Zeit, da er des Königs Ankunft zu Wesel vermuthete, und eine Ausbesserung an seinen Wagen hielt ihn einen Tag länger auf als er wollte. Am Abend vor seiner Abreise begegnete ihm der Major v. Assеburg von den Gensd'armes und sagte ihm mit verschrocknem Gesicht: Sind Sie noch hier? das wundert mich. Katt antwortete ihm: Ich reise diese Nacht. Assеburg wußte, daß ein Kurier die Nachricht von des Kronprinzen Arrest gebracht hatte, durfte sich aber wegen des damals zu Berlin herrschenden Mistrauens nicht weiter äußern. In der Nacht bekam der Oberst von Pannewitz, Commandeur der Gensd'armes, den Befehl, den Lieutenant von Katte arretiren zu lassen; er verschob es bis am Morgen, in Hoffnung Katt würde davon gehen; aber der Regimentsadjudant fand ihn und brachte ihm den Befehl, zu den Obersten zu kommen. Gegen acht Uhr des Morgens bekam mein Vater, welcher eben die Wache hatte, Befehl, einen Unterofficier und 4 Mann nach des

Obersten Quartier zu senden, und gegen halb 9 Uhr wurde Katt in des Obersten Kutsche von den Adjudanten und der Wache begleitet, an meinen Vater in der Gensd'armen Wache abgeliefert, mit der Beifügung: Er müsse mit seinem Kopfe für den Gefangenen haften; welches ein wachhabender Officier dem andern überliefern mußte.

Als Katt nach Küstrin geführt wurde und mein Vater von ihm Abschied nahm, mit den Worten: j'espére de vous révoir bientôt! so antwortete jener: Non, mon ami, on demande du sang. Er schenkte meinem Vater einige Bücher, worin er seinen Namen geschrieben hatte, zum Andenken.

Spaen wurde an eben dem Tage zu Potsdam von dem Obersten von Knesebek arretirt. Nach Katts Tode wurde er cassirt, und auf ein Jahr nach Spandau gebracht; gleich nach seiner Entlassung ging er in holländische Dienste und starb im Jahr 1768 auf seinem Landgute Bellevue bei Cleve als General Major in Holländischen Diensten. Oefter habe ich ihn daselbst gesehen und gesprochen. Er erzählte öffentlich, daß der Kronprinz nach England gehen wollen, um sich mit einer engländischen Prinzessin zu vermählen, und daß wenn Katt entkommen wär, es vermuthlich ihm den Kopf gekostet haben würde, weil der erzürnte König ein Opfer verlangt habe. Friedrich der Große hatte bei seinem Regierungsantritt nichts für Spaen gethan; bei seiner Reise nach Cleve 1763 nahm er sein Quartier bei ihm, war äußerst gnädig und zutraulich, erinnerte ihn an ihre Jugendgeschichten, erwähnte aber nie das Jahr 1730, weshalb der

General Spaen im Scherze sagt: der König habe ein vortreffliches Gedächtniß bis 1730.

Keith war in Wesel, als der Kronprinz dorthin gebracht wurde, dieser fand Mittel ihm einen Zettel zuzusenden, worauf er mit Blei geschrieben hatte: Sauvez vous, tout est decouvert. Keith erkennt die Hand, geht nach seinem Stalle, sattelt selbst sein Pferd und unter dem Vorwande eines Lustrittes kommt er glücklich aus dem Brünischen Thor, von wo er bis Dingden, dem ersten Münsterschen Dorfe, eine Meile von Wesel in einem Gallop reitet, von da ritt er durchs Overyssselsche gerade nach dem Haag, woselbst er zu einem Ambassadeur geht, (mir ist entfallen, ob mir mein Vater den engländischen oder den französischen genannt hat, *) erzählt ihm sein Schicksal und bittet um Schutz. Diesen sagt der Gesandte ihm zu, bringt ihn selbst in eine Dachstube und befiehlt seinem Kammerdiener, denselben allein zu bedienen und gegen niemand zu äußern, daß ein Fremder in seinem Hause sei. Der Gesandte gab Keithen den Rath, nach England und von da nach Portugall zu gehen, wo fremde Officiere gesucht wurden.

Der König war unterdessen äußerst misvergnügt, daß Keith ihm entkommen war. Sogleich mußte der Oberste, nachmaliger Generallieutenant von Dumoulin, der Spur Keiths nachreisen und ihm war ein Brief an des Königs Gesandten im Haag mitgegeben, worin dieser den Auftrag bekam, Du-

*) Es war der englische Gesandte Chesterfield.

moulin zu unterstützen und Keiths Auslieferung zu besorgen. Dumoulin und Meinertzhagen erfuhren, daß vor einigen Tagen ein fremder Officier angekommen, und zu jenem Gesandten gegangen sei, ohne daß man ihn weiter gesehen habe. Ihre Aufpasser meldeten ihnen, daß in einer Dachstube in des Gesandten Hause des Abends spät Licht brenne und daß diese Stube sonst nicht bewohnt gewesen wäre. Aus diesem Umstande schlossen sie, Keith sei bei dem Gesandten versteckt und schickten sich an die Auslieferung zu fordern. Am nächsten Morgen in aller Frühe, sagte der Gesandte seinem Schützling: „Keith, sie sind verrathen, ihr König läßt Ihnen aufpassen, halten sie sich fertig, noch heute bringe ich Sie nach Scheveningen und alles ist daselbst zu Ihrer Ueberfahrt nach England bereit.“

Des Abends brachte er Keith in seiner Kutsche nach Scheveningen, gab ihm Empfehlungsbriefe nach London und verließ ihn nicht, bis er ihn in einem Fischerboote hatte abfahren sehen. Keith entkam glücklich nach England, von wo er durch Empfehlung des Hofes in portugisische Dienste ging. Einige Tage darnach und nur zufälliger Weise, erfuhr Dumoulin, daß Keith entwischt wäre. Er war nach Scheveningen gegangen, um die Fischer einlaufen zu sehen, sprach mit einem der Fischer und wunderte sich, daß sie mit so kleinen Fahrzeugen sich in die offne See wagen dürften. Der Fischer sagte ihm: mit solch einem Boote fahren wir wohl nach England, ich komme von da und habe einen fremden Officier übergefahren. Dumoulin verlangte

eine Beschreibung des Officiers und aus dem Umstande, daß er geschielet habe, schließt er auf Keith.

Keith kam 1741 wieder nach Berlin, bekam den Titel als Oberstlieutenant und Oberstallmeister und ward Curator der Academie der Wissenschaften. Mein Vater war mit dem Herrn von Keith sehr wohl bekannt und wußte von ihm selbst die Art seiner Entweichung."

„von Hertefeld."

Fünftes Kapitel.

Rückkehr des Königs nach Berlin.

Der König nahm seinen Rückweg bald nach dem Kronprinzen, aber auf einer andern Straße. Zugleich mit dem Verhaftbefehl gegen Katt, hatte er an die erste Hofdame der Königin, Frau von Kameke, die Nachricht von der Verhaftung des Kronprinzen geschrieben, damit sie die Königin auf die unerfreuliche Ankunft vorbereiten sollte. Er schrieb:

Meine liebe Frau von Kameke.

Fritz hat desertiren wollen. Ich habe mich genöthigt gesehen ihn arretiren zu lassen ich bitte Sie auf eine gute Art meine Frau davon zu unterrichten, damit diese Neuigkeit solche nicht erschrecke. Uebrigens beklagen sie einen unglücklichen Vater.

Friedrich Wilhelm.

Frau von Kameke empfing diese Zeilen in Monbijou, am Spieltisch neben der Königin, die mit gewohnter Neugier verlangte, den Inhalt zu erfahren; sie hörte die Nachricht mit Furcht und Besorgniß. Bald hernach kündigte ihr der Feldmarschall Ratzmer im Namen des Königs an: daß sie ihren Garten verlassen und sich von nun an in ihren Kammern auf dem Schloße aufhalten sollte. Durch vertraute Hände erhielt sie das Kästchen, das Katt ihr zusendete, und die Prinzessin Friederike war hier gefaßt und schlau genug, um den Vater geschickt zu betrügen; man nahm heraus, was gefährlich schien, und siegelte dann wieder zu.

Als der König am 27. Aug. über Magdeburg, Halle, Potsdam in Berlin ankam, begab er sich sogleich zu seiner Gemahlin. Hier fand er seine Kinder, die sich auf seinen Befehl ihm sogleich zu Füssen warfen und um Gnade für den Kronprinzen baten. Der König stieß sie von sich und rief der Königin mit schrecklichem Tone zu, daß der Kronprinz schon todt sei. — Wie! rief die vor Angst bleiche Königin, sie konnten der Mörder ihres Sohnes sein? Er war nicht mehr mein Sohn, sondern ein Deserteur, der den Tod verdiente, war die harte Antwort. Die Königin fiel in Ohnmacht. Der König ging auf sein Zimmer, beschied den General Lieutenant von Grumbkow, General von Glasenap den General Auditeur Mylius, und den General Fiskal von Gerbet zu sich und befahl Katt vorzuführen. Unterdessen ging er noch einmal in das Zimmer der Königin, jetzt fiel sein Zorn vornehmlich auf die Prinzessin Friederike, er stieß sie

vor die Brust und warf sie zur Erde, die Königin und die Kammerfrauen entrissen sie noch größeren Mißhandlungen und führten sie nach einem anderen Zimmer. Der König rief ihr drohend nach, daß sie allein alles Unheil über sein Haus gebracht habe, daß sie dafür mit ihrem Leben büssen sollte, daß er sie zugleich mit dem Kronprinzen werde hinrichten lassen. So erfuhr wenigstens die Königin, daß ihr Sohn noch lebe.

Die Meldung von Katts Ankunft, rief den König nach seinem Zimmer. Hier kündigte er der versammelten Generalität und dem Generalaudito-riat an, daß er sie zum Verhör des Lieut. Katt berufen habe, um durch dessen Aussagen dem Kron-prinzen den Prozeß zu machen, der an ihm und an dem Staat zum Verbrecher geworden sei. Er er-zählte ihnen kurz den ganzen Vorgang nnd fügte hinzu: daß der Prinz ein undankbarer Sohn, ein Aufrührer und Unmensch sei, der keine Schonung verdiene.

Als Katt vor dem Könige erschien, warf er sich auf die Knie; der König faßte ihn mit wilder Gebehrde, riß ihn unter Schimpfreden und Fuß-stößen das Johanniterkreuz ab und schlug ihn mit dem Rohrstock gewaltig. Hierauf befahl er den Generalauditeur Mylius das Vorhör einzuleiten. Auf jede Frage antwortete Katt mit fester Gelassen-heit, er bekannte, um die Flucht des Prinzen gewußt und die Absicht, gehabt zu haben ihm zu folgen. Auf die Frage: nach welchem Hofe der Prinz habe fliehen wollen? antwortete er, daß er davon nicht unterrichtet sei, daß man dies aber durch die Briefe,

die er in einem verschlossnen Kästchen der Königin zugesendet habe, erfahren werde. Sogleich wurde darnach geschickt, der König ließ es mit Gewalt aufschlagen, fand aber nur unbedeutende Briefe und Aufsätze, worüber er in neue Wuth gerieth. Katt behauptete, daß weder die Königin noch die Prinzessin um die Flucht des Prinzen gewußt hätten, er allein sei sein Vertrauter gewesen, am öftersten habe er ihn in Potsdam gesprochen, wenn der Lieutenant v. Spaen die Wache gehabt. Dieser Officier wurde sogleich verhaftet; seine gelindere Bestrafung ist schon erwähnt worden. Nach dem Verhör mußte Katt die Uniform mit einem leinenen Kittel vertauschen und wurde wieder nach der Hauptwache geführt.

Die erste flüchtige Durchsicht jener Briefe genügte dem Könige nicht, er befahl eine zweite die aber nicht mehr Ausbeute gab, und Grumkow sagte zu dem Könige: „Die Weiber sind listiger als die Schlangen, die vorzüglichsten Stücke haben sie uns weggenommen.“ Dies veranlaßte den König von der Königin die Auslieferung der zurückbehaltenen Briefe unter heftigen Drohungen zu fordern, diese berief sich auf die unverletzten Siegel, die man an dem Kästchen gefunden haben würde, wenn man es vor der Eröffnung genau nachgesehen und versicherte, nichts zurückbehalten zu haben. „Das wird euch wenig helfen, sagte der König, Katt hat genug ausgesagt, um Fritzen und der saubern Tochter die Köpfe springen zu lassen. die Friederike soll in drei Tagen an einem Orte, stecken, wo sie Zeit haben wird zum Nachdenken.“

Sie erhielt Wache vor die Thüre. Die Königin beschwor ihn vergeblich, doch wieder väterliche Gesinnungen anzunehmen, sie bat flehentlich ihr zu sagen, wie und wo sich der Kronprinz befinde. — „Was kann euch, antwortete der König im Weggehn, daran gelegen sein, zu wissen, was ein Mensch macht, der in drei Tagen nicht mehr sein wird.“ Die Frau von Kameke, eine Hofdame von seltner Entschlossenheit, folgte dem erzürnten Könige in sein Kabinet; sie sagte ihm, daß die Anhänglichkeit an ihn, die Theilnahme für seine Ruhe, sie auffordre ihn zu beschwören, die Königin, die das Unternehmen des Kronprinzen so wenig, wie er, gut heiße, zu schonen. Er solle der Mutter verzeihen, daß sie mildere Ansichten davon hätte und da, wo der König Majestätsverbrechen strafen wolle, nur übereilten Vorwitz eines jungen Hitzkopfes sehe. Sie erinnerte den König, daß er bis jetzt ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst gewesen sei, daß er aber im Begriff stehe, diese schönen Eigenschaften zu verlieren, wenn er das Leben des Kronprinzen gefährde. „Berufen sie, fuhr sie fort, sich nicht auf die blutige That Philipps II. oder Peters I., die ihre Söhne dem Henker übergaben und der Abscheu ihrer Völker wurden. Hat doch Gott selbst sie hart genug gezeichnet, denn ihr Geschlecht ist erloschen. Wagen sie nicht den Zorn des Himmels, der das unschuldige Blut Ihres Sohnes an Ihnen rächen würde.“

Der König wurde durch die dreiste Rede überrascht, nicht aufgebracht, nicht ungehalten, aber auch nicht aufgehalten.

Gehen sie Madame, sagte er, beruhigen sie sich und geben sie der Königin denselben Rath; sie sind verwegen gewesen, aber ihre Absicht mag gut sein. Nur auf kurze Zeit hatte die entschloßne Hofdame den König besänftigt; sobald sie sein Zimmer verließ, gab er von neuem Befehl an den Generalauditeur, gegen alle Personen Untersuchung zu eröffnen, mit denen der Prinz irgend eine Verbindung gehabt habe.

Fräulein von Bülow, erstes Hoffräulein der Königin, und ihr Bruder, der königlicher Gesandter in Schweden gewesen war, geborne Hannovraner, waren dem Könige verdächtig, daß sie die Zwischenträger zwischen der Königin und dem englischen Hofe gewesen; beide wurden nach den Grenzen von Litthauen verwiesen, nur zwei Stunden Zeit waren ihnen zur Vorbereitung gegönnt. Dem Kammerherrn von Montaulieu, der dem Kronprinzen ein Kapital geliehen, wurde in seiner Wohnung, so wie dem Baron von Vernezobre, auf seinem Gut Hohenfinow, Wache gegeben. Da ersterer gegen das Edict vom 22 Jun. 1730 einem Minderjährigen von der Königl. Familie Geld geliehen hatte, wurde ihm als Strafe der Verlust des geliehenen Kapitals zuerkannt und er mußte außerdem noch 1000 Speciesducaten zur Recrutencasse zahlen. Er verließ den 13 April 1731 heimlich Berlin. Den 10. Juni befahl der König den Generalfiscal Wagener dem Baron, der schlechthin Montaulieu genannt wurde, „als einem freveln, muthwilligen und boshaft geflüchteten Banquerutmacher, anderen zum Beispiele, den Prozeß zu machen und sein Bildniß an den

Galgen heften zu lassen." Er begab sich nach Würtenberg.

Den 29. August erhielt der Staats- und Kabinets-Minister Friedrich Ernst Freiherr von Knyphausen die Dienstentlassung, mußte den 10. mit seiner ganzen Familie sich nach seiner Commende Lietzen begeben und verlohr sein Gehalt. Seiner Wittwe schickte Friedrich II. als König 12000 Thaler Entschädigung.

Duhan, der gewesene Lehrer des Kronprinzen, jetzt französischer Obergerichtsrath, wurde den 3. Sept. 1730 nach Memel, an die äußerste Spitze von Ostpreußen, verwiesen. Später verwendete der Kronprinz sich wieder für ihn und verschaffte ihm eine Anstellung bei dem Herzoge von Braunschweig. Als König rief er ihn wieder nach Berlin und machte ihn zum Geh. Rath und Staatssecretär im auswärtigen Departement. *) Außer dem Lieutenant von Spaen wurden in Potsdam noch zwei Officiere eingezogen und der Kammerdiener des Kronprinzen, Gumbersbach, geschlossen nach Spandau gebracht. Diesen traurigen Gang mußte auch die von dem Kronprinzen wegen ihrer Schönheit und ihres Gesanges geliebte Do:is, (Dorothea Elisabeth) Tochter des Rectors Ritter zu Potsdam, machen. Zur Zwangsarbeit und Staupenschlag hatte der König, der erfuhr, daß der Kronprinz ihr Geschenke

---

*) Briefwechsel König Friedrichs II. vor und nach seiner Thronbesteigung mit seinem Hofmeister Duhan de Jandun. Berlin 1791. 8.

gemacht, sie verurtheilt. Erst nach drei schweren Jahren erhielt sie die Freiheit wieder auf Bitte ihres Vaters, der sein Amt verlohr. Nur im Auszug findet sich die Vorstellung des Vaters mit andern Vorstellungen an den König und dessen Randbemerkungen. „Der gewesene Rector in Potsdam, Ritter, bittet um Loslassung seiner Tochter Dorothea Elisabeth, die zu dreijährigem Gefängniß in Spandau verurtheilt."

Dabei von des Königs Hand:

„gut."

Nach ihrer Freilassung heurathete sie den Pächter der Berliner Fiaker Namens Schomer. Formey in seinen Souvénirs d'un citoyen (T. 1. pag. 216) erzählt von dieser Familie:

Le Roi Frederic Guillaume I avait fait subir un châtiment ignominieux à une jeune, aimable innocente personne, fille d'un recteur d'ecole à Potsdam, pour avoir eu avec le Prince royal des liaisons, qu'on assure n'avoir été velatires qu' à la Musique. Elle se maria depuis à un commissaire des Fiacres et elle demeure pendant quelques années dans ma maison avec son mari et sa Famille. Elle avait conservé un air triste et languisant et ce menage paroisfoit souffrir de la pauvreté. Je n'ai jamais verifié, si le Roi lui avoit accordé quelque petite pension. Quoi qu'il en soit, comme je m'en entretenois un jour avec Maupertuis à mesure que j'entrois dans les détails de la situation de cette personne, son étonnement augmentoit, et à la fin il s'écria: comment cela est-il possible! je lui aurois donné l'abbaye de Quedlinbourg!

Auch der Goldschmidt Lieberkühn in Berlin hatte dem Kronprinzen Geld geliehen; der König sagte ihm nichts weiter als: „auch ihr habt euch mit meinem Sohn eingelassen, das hätt' ich von euch nicht gedacht." Aber das geliehene Geld erhielt er nicht zurück. Sein Sohn mußte nach dem siebenjährigen Kriege für Friedrich II ein goldnes Tafelservice arbeiten, wozu ihm eine Menge alte goldene Gefäße durch den Geheimenrath und Kriegszahlmeister Köppen eingehändigt wurden. Verschiedene davon waren mit Edelsteinen besetzt, der Goldschmidt brach sich aus und frug bei dem Könige an, wohin er sie abgeben sollte? der König antwortete: ich erinnre mich, daß ich euch noch schuldig bin und ich will, daß davon nicht weiter geredet wird, ihr könnt die Steine behalten. Ihr Werth betrug 2500 Thaler und der Goldschmidt war sehr zufrieden.

Sechstes Kapitel.

Die Garderobe des Kronprinzen.

Sobald der König in Berlin angekommen war, hatte er auch Befehl gegeben die Zimmer des Kronprinzen, seine Bibliothek und Garderobe genau zu durchsuchen; aus dem gerichtlich aufgenommenen Verzeichniß lernen wir die häusliche Einrichtung des Kronprinzen kennen.

Specification der auf Ihro Königl. Hoheit des Kronprinzen Gemächern zu Potsdam befindlichen Sachen, so wie selbige auf Sr. Königl. Majestät allerhöchste Order am 27. August 1730 von Dero Obristlieutenant von Weyher und Lieutenant von Keyserling verzeichnet worden.

Im Schlafgemach.

Eine neue Echarpe.
Eine alte Echarpe.
Ein Ringkragen.
Ein neuer Montirungsdegen.
Noch ein Degen.
Zwei Hirschfänger.
Ein kleiner polnischer Säbel.
Drei kleine Gewehre mit Bajonetts.
Zwei Jagdflinten.
Zwei kleine Mosketons.
Ein gezogen Rohr.
Ein Paar Pistolen mit elferbeinernen Schaften.
Ein Paar Pistolen mit Silber beschlagen.
Ein Paar Pufferts.
Zwei Paar Rappiere.
Ein Fecht-Camisol.
Ein paar Fechtschuhe.
Eine Rappierklinge.
Ein paar Waldhörner.
Ein Schmachtriehmen.
Zwei Stöcke mit Porzelain Knöpfen.

{Der König hatte mit Bleifeder angemerkt, was man ihm davon zuschicken sollte.

{am König.

{am König.

{am König.

Ein Stock mit einem Bernsteinknopf.	
Sieben Jagd- und Reitpeitschen.	
Vierzehn Stück allerlei geistliche Bücher.	
Zwei Bücher in Orientalischer Sprache.	am König.
Ein Besteck mit mathematischen Instrumenten und verschiedene Fortificationsrisse.	
Ihro Königl. Hoheit ordinäres Bette.	
Eine ledige Chatoulle mit Blech beschlagen.	
Noch eine verschloßne Chatoulle, wozu der Schlüssel nicht vorhanden.	am König.
Ein mit rothem Juchten beschlagenen länglichten Kasten.	
Ein schwarzen ledernen Beutel.	
Eine verschlossene Spinde von Fichnen Holz, wozu der Schlüssel nicht vorhanden, auf selbiger liegen allerlei alte Kupferstiche und Risse.	
Ein großer Spiegel mit vergoldetem Rahmen.	bleibet in die Zimmer
Ein Schirm mit rother Wachsleinwand.	
Fünf weiße hölzerne Tische.	
Ein rother Lehnstuhl.	
Fünf Schemel.	
Ein kleiner Kamin-Schirm.	
Eine messingne Feuerzange und Bürste mit dergleichen Stiel.	
Ein Schreibzeug und 2 Büchsen von Serpentin.	

Sechs Paar Theetassen von Porzelain,
wobei 4 messingene Theelöffel.
Sechs große Landkarten und ein Grund-
riß vom Eldenburgischen Hause. } bleibet im Zimmer.

Im Vorgemach.

Fünf alte Montirungs-Röcke.
Sechs Montirungscamisöler.
Vier Paar Beinkleider.
Zwei Paar lederne Beinkleider.
Zwei Jagdröcke.
Ein schwarztuchen Camisol.
Acht Montirungshüthe.
Drei Hüthe ohne Tressen.
Eine rothseidene Bettecke.
Ein Reisehuth, blau überzogen.
Ein Mantelsack, worinnen ein rother Mantel.
Ein mit schwarz Leder überzognes Kästchen zum Theezeug.
} am König.

Vier Paar Schuhe.
Ein mit schwarz Leder überzognes Weißzeug Kästchen.
} am König.

Ein dergleichen Coffer, worinnen etwas Weiß und Nachtzeug für Ihro Königl. Hoheit.
Ein kleiner Coffer, worinnen Ihro Königl. Hoheit rothes Kleid, so sie in Sachsen getragen, nebst ein Paar wollene und zwei Paar seidene Strümpfe.
} am König.

Ein Spinde von Eichenholz, worinnen ein silberner Theekessel, ein dergleichen Kaffekanne, ein silbernes Fläschchen, zwei silberne Leuchter, ein gläserner Theetopf, drei ächte Porzellane Teller, fünf paar Theetassen nebst zugehörigem Zuckerteller und Zuckerschaale, ein Bund Schüssel, und einige nichts importirende Kleinigkeiten. } am König.

Eine Spinde von kiehnen Holze, worinnen etliche Paar Handschue, wollne Strümpfe, auch etwas weiße Wäsche von Ihro Königl. Hoheit.

Ein Schreibkästchen mit etwas weiß Papier und einer großen Scheere.

Ein ledern Futteral mit Schreibfedern.

Ein gemalter Schirm.

Ein gemalter und zwei weiße hölzerne Tische.

Ein grüner hölzerner Lehnstuhl, und drei lederne Stühle.

Zehn große Landkarten und eine etwas kleine.

Aus dem Stall.

Ein Bleumourant sammtner Sattel nebst zubehöriger mit Gold gestickter Chabraque und Halftern.

Ein rother sammtner Sattel nebst dazu gehöriger mit Gold gestickter Chabraque und Halftern. } alles auf die Equipage-Kammer.

Ein rother sammtner Sattel mit dazu gehöriger mit Silber gestickter Chabraque und Halfter.

Ein gelbsammtner Sattel mit zubehöriger mit Silber gestickter Chabraque und Halfter.

Eine rothtuchene Chabraque und Halfter mit Gold gestickt.

Ein rother saffianer Sattel.

Sechs englische Sattel zur Parforce-Jagd mit zugehörigen Unterdecken.

Drei Fliegennetze, zwei weiße und ein grünes.

Ein roth saffianes Hauptgestell mit Hinter- und Vorderzeug mit Silber beschlagen.

Ein dergleichen mit vergoldetem Messing beschlagen.

Ein schwarz Hauptgestell mit silbernen Schnallen und dergleichen Boucles an der Stange.

Sechs schwarze Hauptgestelle mit vergoldeten Schnallen und Boucles.

Eine bleumourant und goldne Unter-Trense. } liegt im Schlafgemach.

Eine ganz silberne Unter-Trense mit silbernen Schnallen.

Drei Cokarden mit silbernen Trodelchens.

Eine alte Unter-Trense, bleumourant und Gold.

Noch zwei dergleichen gelb mit Silber.

Zwei dergleichen von rother Wolle.
Eine dergleichen von bleumourant Wolle.
Eine von gelber Wolle.
Ein gelb englisch Hauptgestelle.
Zwei englische Trensen von weiß Leder.
Noch zwei alte Untertrensen.
Noch drei Hauptgestelle vor die Piqeur-Pferde.
Acht weiße wollene Handdecken.

Im Stall.

Sechs Pferde für Ihro Königl. Hoheit.
Ein Pagen-Pferd.
Drei Knechts-Klepper.
Ein Pagen-Sattel mit Chabraque, Halfter und Pistolen.
Drei Knechts-Sattel mit Chabraque, Halfter und Pistolen.
Ein bloser Knechts-Sattel.
Zwei alte englische Sattel, so zum bereiten gebraucht werden.

} alles von des Königs Hand mit Heftigkeit durchstrichen.

Oben auf einer Kammer.

Ihro Königl. Hoheit Feld-Equipage welche Sie mit haben nehmen wollen, so in guter Ordnung wohlverwahrt beisammen liegt.

Adam v. Weyher.

D. Keiserling. ꝛc.

J. F. Müller.

Die Bibliothek des Kronprinzen zählte gegen drei tausend Bände, er hatte sie auswärts gut geordnet in 15 Glasschränken stehen und Hanau, einen Bedienten des Herrn Lenfant als Aufseher dabei. Auch dies erfuhr der König und Hanau wurde nach Memel verwiesen.

Siebentes Kapitel.

Das Kriegsgericht. — Actenstücke über die Verurtheilung und Hinrichtung des Lieutenant von Katt.

Der Kronprinz war indessen in Begleitung von vier Oberofficieren in Mittenwalde angekommen. Der König schickte ihm die Herrn von Grumkow und Derschau, so wie den Generalauditeur Mylius und den General Fiscal Gerbet entgegen, sie sollten ihm das Verhör Katts und dessen Aussage mit der Frage vorlegen, ob er solche anerkenne, dann hatte der König noch andere Puncte aufgeschrieben, über die er befragt werden sollte. Fest und freimüthig antwortete der Prinz. Herr von Grumbkow äußerte ihm darüber Verwunderung, der Kronprinz sagte ihm: „ich glaube über alles erhaben zu sein, was mir begegnen kann, mein Muth wird größer sein, als mein Unglück.“ Als Grumbkow ihm ferner den Willen des Königs bekannt gemacht hatte,

daß er nach Küstrin gebracht werden sollte, um da, so lange es dem Könige gefalle, zu bleiben, antwortete er: „Gut, ich will dorthin gehen. Wenn aber nur Bitten mir die Freiheit wieder geben können, so werde ich hoffentlich lange dort bleiben.“

Mit eben so heiterm Muthe wußte der Kronprinz der geliebten Schwester, die selbst verhaftet worden war, diese tröstlichen Zeilen zuzustellen:

„Geliebte Schwester,

Nach dem Kriegsrecht, das eben gehalten wurde, wird man mich verketzern, denn um für einen Erzketzer zu gelten ist es genug, nicht in allen Stücken der Meinung des Herrn zu sein. Du kannst dir also wohl denken, was ein Ding sie aus mir machen werden. Mich kümmern ihre Bannflüche wenig, wenn nur meine geliebte Schwester nicht gegen mich zeugt. Wie freu ich mich, daß weder Gitter noch Riegel mich hindern, dir meine ganze Freundschaft zu bezeigen. Ja, geliebte Schwester, es giebt in diesem fast völlig entarteten Jahrhundert noch redliche Menschen, die mir Gelegenheit schaffen, Dich meiner Liebe zu versichern. Weiß ich nur, daß du glücklich bist, so soll der Kerker mir ein Aufenthalt des Glücks und der Zufriedenheit werden. Chi a tempo, na vita — dies unser Trost. Wie sehr wünschte ich keines Dollmetschers zwischen uns zu bedürfen; möchten die glücklichen Stunden bald wiederkehren wo dein Principe und meine Principessa — Laute uud Flöte, in fester Harmonie sich vereinen, wo ich dir mündlich sagen kann, daß nichts in der Welt meine Liebe für dich vermindern wird. Adieu. Der Gefangne.

Er mußte denselben Tag abreisen; als er den 5. September in Küstrin mit einer Eskorte von 20 Gensd'armes angekommen war, führte man ihn auf das Schloß innerhalb der Festung, wo der Kammerpräsident von Münchow einige Zimmer räumte. Ohne Geräth war das Zimmer, in welches er eingeschlossen ward, er mußte anfangs ein Lager auf dem harten Fußboden nehmen, und erhielt Abends kein Licht. Nur eine Bibel und ein Gebetbuch, hatte der König ihm zu geben befohlen, nicht über vier Groschen sollte sein täglicher Unterhalt kosten.

Dieselben Herrn, die das Verhör in Mittenwalde hielten, folgten dem Kronprinzen nach Küstrin, wo sie es weiter fortsetzten. Sie gingen dem 15. Sept. von Berlin ab und kehrten den 17 zurück. Der Prinz weigerte sich diesen Königl. Abgeordneten Antwort zu geben und sprach mit vieler Heftigkeit gegen den Herrn von Grumbkow; drohend sagte dieser begünstigte Minister: lassen sie ab von ihrem Stolze, oder ich werde Mittel finden sie zu beugen. — „Ich weiß nicht was sie thun werden, antwortete der Prinz, aber ich werde mich nimmermehr vor ihnen demüthigen." Die Abgeordneten legten ihm die Papiere, die in dem Koffer gefunden waren, vor. Flüchtig sah sie der Prinz an, und merkte sogleich, daß die wichtigsten Briefe fehlten. Er sagte, daß er nichts in dem Kasten vermisse; man verlangte einen Eid von ihm, dies verweigerte er mit dem Vorgeben, daß er bei so vielen Papieren sich nicht auf sein Gedächtniß verlassen könnte. Er leugnete, jemals an den König oder die Königin von England andere als Höf-

lichkeits Briefe geschrieben zu haben und antwortete auf die übrigen Fragen, daß er zu alle dem, was er zu Wesel und Mittenwalde ausgesagt, nichts hinzuzufügen habe. Die Abgeordneten bemühten sich vergeblich seinen Sinn milder zu stimmen, er gab weiter keine Antwort. Als der König sah, daß er über den starren Eigensinn seines Sohnes nichts vermochte, ließ er sich Katt zum zweitenmale vorführen und fragte ihn: ob die Prinzessin, oder die Königin von dem Vorhaben des Prinzen unterrichtet gewesen wären. Dieser wiederholte die frühere Betheurung, daß sie nie davon gewußt hätten. Der König drohte ihn peinlich auf der Folter befragen zu lassen. Katt schwieg.

Der Graf von Seckendorf, (ein Verwandter des Feldmarschalls von Wartensleben, der Katts mütterlicher Großvater war) befreite ihn von der Tortur, man führte ihn in das Gefängniß zurück, wo er sich auf heitere Weise beschäftigte, las und schrieb. Unter andern zeigte man damals folgende Verse, die er auf die Wand seines Gefängnisses auf der Hauptwache aufgeschrieben hatte.

C'est toi Fortune inconstante,
Fausse divinité
Qui pour remplir notre attente
Charmes notre vanité.
Menteuse dans tes promesses,
Injuste dans tes revers
Il n'y a jour qui ne finisse,
Sans nous montrer ton caprice,
Par mille tours divers.

Celui qui la curiosité portera
A lire cette écriture, apprendera
Que l'écrivain a été mis aux arrets
Le 16. du mois d' Aoust par l'ordre de Sa Majesté,
Non sans espérance de se voir bientôt en liberté,
Quoique la façon, dont il a été gardé
Lui auguroit quelque chose de funeste.
Par le tems et la patience
On obtient les fruits d'une bonne conscience,
Si vous vouléz savoir qui c'est le nom; *le Katte*
Vous l' apprendra, toujours constant en espérance.

Der König verſammelte ein Kriegsrecht zu Cöpenik den 25. October, es ſollte nicht nur über Katt, ſondern auch über den Kronprinzen, als einen deſertirten Oberſten ſprechen. Es waren folgende Officiere dabei gegenwärtig: Generallieutenant von der Schulenburg, die General-Majors von Schwerin, von Dönhof, von Linger, die Oberſten von Derſchau, von Steding, von Wachholz, die Oberſtlieutenants von Schenk, von Weier, von Milkau, die Majors von Leßwitz und von Kleiſt, die Capitains von Itzenplitz, von Jeetz, von Podewils. Die Geheimen Räthe Mylius, Gerbet und der Auditeur des Gensd'armen-Regiments führten die Feder. Sie kehrten den 1 November nach Berlin zurück. Nach ihrem Ausſpruch war Katt zu lebenslänglicher Feſtung verurtheilt. Der König änderte eigenhändig das Urtheil ab und ſchrieb:

Sr. Königl. Maj. in Preußen, Unſer ꝛc. haben das Dero eingeſandte Kriegsrecht durchleſen und ſind mit demſelben in allen Stücken ſehr wohl zufrieden,

indem Sie, die, über den Lieut. von Spaen und Engelsleben gesprochene Sentenz hiemit allergnädigst confirmiren, den Lieut. von Engelsleben aber auch wegen seines bisherigen langen Arrestes pardonniren; wegen des Lieut. von Spaen confirmiren Sr. Kön. Majestät gleichfalls den Spruch des Kriegsrechts. Was aber den Lieut. v. Katt und dessen Verbrechen, auch die vom Kriegsrecht deshalb gefällte Sentenz anlangt, so sind Sr. Kön. Maj. zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich, zu mindern, dieser Katt aber ist nicht nur in meinen Diensten Officier bei der Armee, sondern auch bei den Garde Gensd'armes, und da bei der ganzen Armee meine Officiers mir getreu und hold sein müssen, so muß solches um so viel mehr geschehen von den Officiers von solchen Regimentern, indem bei solchen ein großer Unterschied ist, denn sie immediatement Sr. Kön. Maj. und Dero Kön. Hause attachirt sein, Schaden und Nachtheil zu verhüthen, vermöge eines Eides. Da aber dieser Katt mit der künftigen Sonne tramiret, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durcheinander gesteckt und er nicht davor gesetzt worden, mit dem Kronprinzen zu complottiren; au contraire es Sr. Kön. Majest. und dem Herrn Gen. Feldmarschall von Natzmer hätte angeben sollen, so wüßten Sr. Kön. Maj. nicht, was vor kahle Raisons das Kriegsrecht genommen und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. Sr. Kön. Maj. werden auf die Art sich auf keinen Officier noch Diener, die in Eid und Pflicht stehen, verlassen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den

Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen und weil der so leicht und so gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müßte. Sr. Kön. Maj. sind in Dero Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das Lateinische Sprüchwort gelernt: fiat justitia et pereat mundus! Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katt, ob er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen Crimen laesae Majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenket zu werden, er dennoch nur, in Consideration seiner Familie, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden sollte. Wenn das Kriegsrecht dem Katt die Sentenze publiziret, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. Kön. Maj. leid thäte, es aber besser, daß er bleibe, als daß die Justiz aus der Welt käme.

Wusterhausen den 1. Nov. 1730.

Dies Urtheil wurde dem Lieutenant Katt am 2. November bekannt gemacht, furchtloß hörte er es an und antwortete: ich bin gefaßt, der Wille des Königs möge geschehen. Keiner schlechten Handlung bin ich angeklagt, sterb ich so sterb' ich für eine gute Sache. Weit unruhiger waren die Verwandten Katts, der Vater seiner Mutter war der Generalfeldmarschall Wartensleben, sein Vater war Generallieutenant, alles wurde aufgeboten den von allen geachteten, geliebten Sohn zu retten. Der König blieb unbeweglich. Der Major von Schack von den Gensd'armen erhielt Befehl den 3. Nov. mit 30 Mann, 1 Lieut. und 1 Cornet den Lieut. Katt in einer Kutsche mit einem Prediger nach Küstrin

zu bringen. Sie trafen hier den 4. Nov. Abends ein. Da Katt wohl sah, wie es mit ihm ganz ernstlich gemeint sei, schrieb er unterweges noch einmal an den König um Begnadigung auch an seine Familie schrieb er einige Briefe; wir rücken sie hier ein.

An den König.

Nicht mich zu rechtfertigen, nicht meine bisherige Aufführung zu entschuldigen, noch durch viele Rechtsgründe meine Unschuld zu bezeugen, nein, sondern die wahre Reue und Leid, Ew. Königl. Maj. beleidigt zu haben, verpflichtet mich in aller Unterthänigkeit Demselben zu Füssen zu legen, meiner Jugend Irrthum, Schwachheit, Unbedachtsamkeit, mein nichts Böses meinender Sinn, mein durch Liebe und Mitleid eingenommenes Herz, ein eitler Wahn der Jugend, der keine verborgene Tücke im Schilde geführt, sind es mein König, die demüthigst um Gnade, Erbarmen, Mitleiden, Barmherzigkeit und Erhörung bitten uud flehen. Gott als der König und Herr aller Herren, läßt Gnade vor Recht ergehen und bringet durch Erbarmen und Gnade, den auf irrigem Wege gehenden Sünder und Missethäter wiederum zu seiner Pflicht. Also mein König, Sie als ein Gott auf Erden, lassen mir doch dieselbe Gnade, als einen gegen Ew. Kön. Maj. mishandelnden Sünder und Missethäter zufliessen. Die Hoffnung der Wiedererholung schonet noch des verdorrten Baumes und erhält ihn von der Gluth des Feuers. Warum soll denn mein Baum, der schon wiederum neue Sprossen, neue

Treue und Unterthänigkeit zeiget, nicht Gnade vor Ew. Kön. Maj finden: Warum soll er sich schon in seiner Blüthe neigen? und nicht noch vorher Ew. Kön. Maj. und der ganzen Welt zeigen, was Gnade und Barmherzigkeit für unverfälschte Treue und Gehorsam würket; ich habe gefehlt, mein König, ich erkenne es mit treuem Herzen, also verzeihen Sie es dem redlichen Gesteher und gewähren mir, was auch Gott dem größten Sünder nicht versagt. Manasse vermehrte ja, so gottlos er war die Zahl seines Fürsten, Saul konnte nicht so sehr in Ungehorsam verfallen und David nach Unrecht dürsten, als aufrichtig hernach ihre Bekehrung war. So viele Tropfen Blut in meinen Adern fließen, so viele sollen es Zeuge sein der neuen Treue und Gehorsams, die Dero Gnade und Huld würket. Gottes Gnade und Güte läßet mich auch seiner Gnade hoffen, so verzweifle auch nicht, der darum flehet und bittet als

Ew.

ungehorsam gewesener, nunmehro aber durch Reu und Leid zu seiner Pflicht getriebener Vasall und Untherthan.

Katt.

An den Generallieutenant von Katt.

In Thränen möchte ich zerrinnen, wenn ich daran gedenke mein Vater, daß dieses Blatt Ihnen die größte Betrübniß, so ein treues Vaterherz empfinden kann, verursachen soll; daß die gehabte Hoffnung meiner zeitlichen Wohlfahrt und ihres Trostes im Alter mit einmal verschwinden muß,

daß Ihre angewandte Mühe und Fleiß in meiner Erziehung zu der Reife des gewünschten Glücks sogar umsonst gewesen, ja daß ich schon in der Blüthe meiner Jahre mich neigen muß, ohne vorher Ihnen in der Welt die Früchte Ihrer Bemühungen und meiner erlangten Wissenschaften zeigen zu können. Wie dachte ich nicht mich in der Welt emporzuschwingen und Ihrer gefaßten Hoffnung ein Genüge zu leisten, wie glaubte ich nicht, daß es mir an meinem zeitlichen Glück und Wohlfahrt nicht fehlen könnte; wie war ich nicht eingenommen, von der Gewißheit meines großen Ansehns. Aber alles umsonst! Wie nichtig sind nicht der Menschen Gedanken; mit einmal fällt alles über einen Haufen und wie traurig endet sich nicht die Scene meines Lebens und wie gar unterschieden ist mein jetziger Stand! ich muß anstatt den Weg zu Ehren und Ansehn, den Weg der Schmach und eines schändlichen Todes wandeln. . . . Die verdammte Ambition, die einem von der Kindheit auf, ohne den rechten Begriff davon zu geben, eingeflößt wird, würde immer weiter gegangen sein und zuletzt dem eitlen Verstande zugeschrieben haben, was doch einzig und allein von Gott kommt. Solchem hat der gütige und gerechte Gott wollen zuvor kommen und da ich seiner öftern und vielfältigen Regung nicht Gehör gegeben, auf solche Art mich fassen müssen, daß ich mich nicht weiter ins Verderben stürzte. Fassen sie sich demnach mein Vater und glauben sicherlich, daß Gott mit mir im Spiel, ohne dessen Willen kein Sperling zur Erde fällt. Ist gleich die Art des Todes bitter und herbe, so ist

die Gewißheit der künftigen Seligkeit desto süßer; ist es gleich mit Schimpf und Schmach verknüpft, ist es doch nichts im Vergleich der künftigen Herrlichkeit. Trösten Sie sich, mein Vater, hat Ihnen doch Gott mehr Söhne gegeben, denen er vielleicht mehr Glück in dieser Welt geben wird und Ihnen, mein Vater, die Freude an diesen erleben lassen, die Sie vergebens an mir gehofft, welches ich Ihnen von Grund meiner Seele wünsche. Unterdessen danke mit kindlichem Respect für alle mir erwiesene Vatertreue von meiner Kindheit an, bis zur jetzigen Stunde. Gott der Allerhöchste vergelte Ihnen tausendfach die mir erzeigte Liebe und ersetze Ihnen durch meine Brüder, was bei mir rückständig geblieben ist. Er erhalte und bewahre sie bis in ihr hohes und graues Alter und speise sie mit Wohlergehen und tränke sie mit der Gnade seines Geistes.

Für allen Ihnen jemals erwiesenen Ungehorsam, Unwillen und Widerspenstigkeit, bitte in aller Unterthänigkeit um Vergebung, und da es das Letzte ist, was ich von Ihnen, mein Vater, bitten werde, so hoffe ich sie werden mir solches nicht versagen. Haben Sie gleich nichts hohes und vornehmes an mir in dieser Welt erlebt, so sein Sie versichert, daß Sie mich desto höher im Himmel finden werden.

Ihr bis in den Tod getreuer Sohn.

N. S.

Was soll ich aber Ihnen, liebwertheste Mama, (es war seine Stiefmutter) die ich so sehr, als hätte uns das Band der Natur verbunden, geliebt, und Euch, liebwertheste Geschwister, wie soll ich mein

Andenken bei Euch stiften. Mein Zustand läßt nicht zu, alles was ich auf dem Herzen habe, Euch vorzustellen, ich stehe vor der Pforte des Todes, muß also bedacht sein mit einer heiligen und gereinigten Seele einzugehen; kann also keine Zeit versäumen. Ich lasse euch also den Spruch zum Andenken 1. Buch Mos. 17. 1. da Gott zu Abraham sprach: Wandle vor mir und sei fromm! —

An den General Feldmarschall von Wartensleben.

Mit was für Betrübniß und Gemüthsbewegung ich anjetzo die Feder ansetze, ist wohl schwerlich mit Worten genugsam auszudrücken, ich, der nicht die wenigste Sorge Ihres Lebens gemacht, Gott, der Welt und meinen Nächsten rechtschaffen zu dienen, dahero auch niemals von Ihnen gegangen, ohne heilsame Lehre und Vermahnung zu haben: ich, der die Hoffnung und Vergnügen Ihres Alters sein sollte, muß leider anjetzo das Widerspiel sein und lauter Gram und Herzeleid verursachen. Ja! ich muß statt eine gute und freudige Zeitung zu berichten, ein Trauerbote sein und selbst das Todesurtheil, so über mich ergangen, andeuten. Lassen Sie es gnädiger Großpapa, nicht zu sehr zu Herzen gehen, Gottes Schickung muß man mit geduldigem Gemüth annehmen. Ihm ist nichts unmöglich, er kann das Herz des Königs noch regieren und lenken, daß er sich so zur Gnade wiederum kehret, als er sich zur Schärfe bezeiget. Ist es sein Wille nicht, so sei er auch dafür gelobt, denn er

kann es nicht anders als gut mit uns meinen, darum gebe mich in Gedult und erwarte was Dero und andere Vorsprache bei Ihro Majestät für Wirkung thun werden. Bitte unterdessen tausendmal um Vergebung aller meiner begangnen Fehler und hoffe, da Gott solches dem größten Sünder nicht versagt, so werden Sie es nicht versagen dem, der darum bittet, als

Gnädigster Groß-Papa.

Dero unterth. gehorsamster Sohn.

An den Kronprinzen ließ Katt als letztes Vermächtniß noch folgende Puncte am 6. Nov. früh vor seiner Hinrichtung aufschreiben:

1. Daß der Kronprinz vielleicht gedenken möchte, als daß er die Schuld seines Todes auf den Kronprinzen schöbe, und mit einem Widerwillen gegen denselben aus der Welt ginge, dieses wäre nicht, sondern er erkennte Gottes heilige Regierung, der diesen rauhen Weg aus gerechten Ursachen über ihn also verhängt hätte.

2. Verspricht er dem Kronprinzen, daß er vor Gottes Thron mit seinem Gebet ihm wolle Dienste thun.

3. Bittet er, der Kronprinz möge wegen seiner Execution nicht einen Groll gegen Sr. Kön. Maj. lassen.

4. Der Kronprinz möchte nicht gedenken, als ob er aus Mangel an Klugheit in dieses Unglück gerathen, sondern man müsse die Hand Gottes hierin erkennen.

5. Auch nicht glauben, daß er alle Schuld auf ihn geschoben, ob er schon dem Kronprinzen so bewegliche Vorstellungen im Sächsischen Lager, auch in der Nacht, da er bei ihm in Potsdam gewesen, gethan, und den Ausgang dieser Sache prophezeit hätte.

6. Bittet er den Kronprinzen, sich Dero Herrn Vater, Ihro Königl. Majestät, zu submittiren, weil es Dero Herr Vater und Dero König wäre

7. Bittet er, der Kronprinz möchte den Willen und Wohlgefallen Gottes zur Regel aller seiner Handlungen machen und darnach allemal seine Actiones prüfen und bedenken die Richtigkeit aller menschlichen Anschläge.

8. Der Kronprinz möchte gewiß glauben, daß Sie durch diejenigen, die Ihnen in Ihren Passionen flattiren, nur betrogen würden, weil solche nicht des Kronprinzen, sondern ihr eignes Intresse zum Zweck hätten; hingegen möchte er diejenigen, die ihm die Wahrheit sagten und sich seinen Passionen wiedersetzten, für seine besten Freunde achten.

9. Bittet er auf das heftigste, der Kronprinz möchte sein Herz Gott ergeben.

10. Er möchte zuletzt ja nicht eine Fatalité glauben, sondern gewiß sein, der Vorsehung und Regierung Gottes auch in allen Kleinigkeiten. —

Auf dem Walle hinter der Canzelei wurde unter den Augen des Kronzrinzen das Schaffot errichtet, es war mit schwarzem Tuch behangen. Der Prinz blieb in Ungewißheit, ob es nicht ihm gelte, bis der Kommandant der Festung, General von Lepel, den 6. Nov. früh ihm ankündigte, daß er, dem

Auftrage des Königs gemäß, der Hinrichtung Katts zusehen sollte. Der Kronprinz verlangte, nur noch einen Tag Aufschub, bat um Erlaubniß dem Könige für die Begnadigung Katts die Entsagung auf die Thronfolge anzubieten. Aber schon wurde Katt unter den Fenstern vorübergeführt in dem braunen armen Sünder Kleid. Der Garnisonprediger von Küstrin schrieb dem Vater Katts „Ihr Herr Sohn erblickte endlich nach langem sehnlichen Umhersehen seinen geliebten Jonathan, Ihro Königl. Hoheit den Kronprinzen am Fenster des Schlosses, von selbigem er mit höflichen und verbindlichen Worten Abschied nahm mit nicht geringer Wemuth. Der Kronprinz rief ihm zu; wie unglücklich fühle ich mich an ihrem Tode Schuld zu sein; wollte Gott ich wär an ihrer Stelle. — Nein, Gnädigster Prinz, antwortete Katt, und wenn ich tausend Leben hätte, wie freudig wollt, ich sie für Sie hingeben!" Muthig bestieg Katt das Schaffot, er gab nicht zu, daß man ihm die Augen verbinde und ein Schwertstreich des Scharfrichters schlug ihm das Haupt ab. Dieses blutige Schauspiel blieb den Augen des Kronprinzen verborgen. So scheint es nach dem glaubhaften Berichte eines Augenzeugen:

Relation des Majors von Schaacken von den Gensd'armes an den Gen. Feldmarschall Natzmer.

„Ew. Exellenz Befehl nach melde zur schuldigen Nachricht, daß ich den 2. Nov. commandirt gewesen, nebst einem Commando von 30 Pferden 1 Rittm. 1 Lieut., 2 Unterofficier den seeligen Herrn von Katt in einer Chaise nach Küstrin zu bringen und an den Gouverneur zu überliefern. In dem Wagen habe

ich nebst dem seeligen Herrn von Katt, dem Feldprediger von unserm Regiment und einem Unteroffizier gesessen. Wie wir aus der Landwehr (Verschanzung) kamen, fing der Prediger ein Morgenlied an, nachdem er ein Gebet, so sich auf seinen Zustand schickte, gesprochem und continuirte damit nebst der Erklärung einiger Sprüche und erbaulichen Gespräche den ganzen Weg, wobei der seelige Herr v. Katt sehr andächtig war und hatte das Lied einen sonderlichen Effect bei ihm: Weg weg mein Herz mit dem Gedanken ꝛc Wie wir im ersten Quartier ankamen verlangte er Papier und Tinte, er wollte an seinen Herrn Vater schreiben und ihn um Vergebung bitten, daß er ihn so sehr betrübt hätte. Solches ward ihm gegeben, ich ließ ihn darauf allein. Nach einer Viertelstunde kam ich wieder zu ihm, fand ihn aber noch spatzieren gehen, so klagte er mir, daß ihm das Schreiben niemalen difficil wäre, allein an seinen Herrn Vater zu schreiben, könnte er vor Betrübniß keinen Anfang finden; nachgehends ward er aber bald fertig, wollte es abschreiben, der Prediger redete es ihm aber aus, seine Zeit wär zu edel, er möchte es nur so lassen, sein Herr Vater sähe doch seine Meinung; so begab er sich und bat mich, es rein abschreiben zu lassen, allein ich habe besser befunden, das Original zu übermachen. Darauf aß er ein Bischen er trank ein Glas Corsicanischen Wein; nach einem Weilchen nöthigte ich ihn noch eins zu trinken, welches er mir zu gefallen auch that; nachgehends war der Prediger drei Stunden allein bei ihm, welcher die 6 Bußpsalmen Davids mit ihm durchgegangen und

nach verrichteter Andacht, sehr wohl mit ihm zufrieden war: ich ging gleich darauf zu ihm und sprach mit ihm von der Nichtigkeit und dem elenden Zustande der Welt und von der Glückseligkeit, so wir künftig ewig zu hoffen, davon er mir mehr zu sagen wußte, als ich ihm. Er meinte auch wenn ihm der liebe Gott die Gnade, so er itzt empfinde, bis an sein Ende ließe, so wollte er mit vielen Freuden zum Tode gehen und wenn er anitzt die Wahl zu leben oder zu sterben hätte, wollte er das letztere erwählen, denn es möchte ihm so gut nicht wieder werden, daß er Zeit hätte sich so gut dazu zu präpariren, wie er sich anitzt befinde. Um acht Uhr war der Prediger wieder bei ihm, hat mit ihm gesungen und gebetet. Gegen 10 Uhr bat ich ihn sich niederzulegen, welches er Anfangs nicht Lust hatte, auf mein Zureden aber that und die Nacht recht wohl schlief. Des Morgens tranken wir Officiers und der Feldprediger mit ihm Caffee, wobei ein erbauliches Gespräch geführt ward, um 7 Uhr setzten wir uns in den Wagen; wie wir aus dem Dorfe waren, ward der Anfang mit Singen und Beten nebst tröstlichem Zureden des Feldpredigers gemacht und den ganzen Marsch continuirt, bis wir um 3 Uhr Nachmittags ins andere Quartier ankamen, allwo wieder, nachdem er ein bischen gegessen und ein Paar Gläser Wein getrunken, auch nachgehends etwas Caffee mit Milch zu sich genommen, der Prediger einige Stunden allein bei ihm war; darauf gingen wir Officiers wieder bei ihm ab und zu. Um 9 Uhr war der Prediger wieder eine Stunde bei ihm, darauf legte er sich nieder

und schlief so ziemlich gut; eh er sich niederlegte, hat er mir in die Bleifeder dictirt, was Ew. Excellenz bereits bekommen, was einem und dem andern von seinen Sachen zukommen sollte.

Des Morgens, da er aufwachte, ging ich zu ihm fand ihn noch auf der Streu liegend, las ihm den Morgensegen und einige Gebete vor, nachgehendes mußte ihn mein Kerl anziehen helfen, trank mit ihm und den andern Officieren und dem Feldprediger Caffee, welcher sein leztes Labsal war. Darauf setzten wir uns in den Wagen, außer dem Dorfe ward mit Singen und Beten wieder der Anfang gemacht und den ganzen Weg continuirt; bisweilen wurden ihm kleine Intervallen zu seinen eignen Reflexionen gelassen; wie er denn bei einer Gelegenheit anfing zu sagen: Man hätte ihn für einen Atheisten gehalten, er hoffe, wir würden es anjetzo besser sein gewahr worden, er könne betheuern, er wäre es niemals gewesen, hätte auch sein Leblang dergleichen Bücher nicht lesen wollen, wovor er einen Abscheu gehabt; dankte anjetzt Gott davor, daß es nicht geschehen, es würde ihm anjetzt noch so schwer geworden sein, konnte aber nicht läugnen, daß er öfters eine thesin mainteniret, um seinen Verstand sehen zu lassen, davon er doch anders überzeugt gewesen; hätte gefunden, daß solches in belebten Gesellschaften vor sehr artig passirte, so hätte er es auch so mitgemacht. Wie wir auf die Dämme vor Küstrin kamen, sagte er mir, ich möchte Ihro Hoheiten, dem Markgraf Albrecht, seinen unterthänigsten Respect vermelden, er ließe sich unterthänigst bedanken für alle hohe Gnade, so der-

selbe ihm erzeigt hätte, in sonderheit, daß er ihm zu einer der größten Ehren verholfen, so er in der Welt gehabt, nehmlich daß er ihn in den (Johanniter) Orden aufgenommen. Er wollte zur schuldigen Dankbarkeit bei Gott bitten, daß derselbe ihn in den größten, nehmlich in den himlischen Orden, wieder aufnehmen sollte. Auf der Brücke zu Küstrin fing die Sonne an zu scheinen; da wir den ganzen Tag Regen gehabt, so fing er an und sagte: Daß ist mir ein gut Zeichen, hier wird meine Gnadensonne anfangen zu scheinen. Wie wir um 2 Uhr Nachmittags in die Stadt kamen', stand der Kommandant gleich am Thor und ließ uns halten und aussteigen, nahm den seeligen Katt bei der Hand, führte ihn die Treppe zum Wall hinauf, allwo über dem Thor eine Stube mit 2 Betten, eins für ihn, das andere für den Feldprediger präperiret war. Der Kommandant sagte mir, daß wir ihn daselbst in unserer Verwahrung behielten und wieß mir, wo wir unsern Posten setzen könnten. Den andern Tag, Morgens um 7 Uhr sollte die Execution vor sich gehen, als ich nach der Königl. Order, so er mir zeigte, mit dem ganzen Commando zu Fuß, den seeligen Herrn von Katt in den Kreis, so von 150 Mann von der Garnison gemacht wurde, hinbringen lassen sollte. Darauf ging ich gleich zu dem seel. H. v. Katt, nicht ohne Wehmuth und Betrübniß des Herzens, sagte ihm, daß sein Ende näher sei, als er vielleicht vermuthet. Er fragte auch unerschrocken, wenn und um welche Zeit? Da ich ihm solches hinterbracht, antwortete er mir: Es ist mir lieb, je eher je lieber. Darauf hat ihm der

Gouverneur Essen, Wein und Bier geschickt, wovon er auch gegessen und getrunken. Etwas später schickte der Herr Präsident auch Essen und ungarischen Wein, wovon er anch genossen. Dann nahm der Feldprediger den dasigen Garnisonprediger mit zu Hülfe und blieb in beständiger Arbeit mit ihm; von 8 bis 9 Uhr war ich mit den andern Officiers bei ihm, sangen und beteten mit; weil aber die Prediger gern mit ihm allein sein wollten, gingen, wir weg. Um zehn Uhr ließ man ihm Caffe machen, davon er nachgehendes 3 Tassen getrunken. Meinen Kerl ließ ich die ganze Nacht bei ihm. Um 11 Uhr ging ich wieder zu ihm, denn ich konnte nicht schlafen, doch wenn ich ihn sah, und noch so bekümmert und geängstigt war, so richtete und munterte seine Standhaftigkeit mich wieder auf; ich betete und sang mit ihm bis 1 Uhr des Morgens; von 2 bis 3 Uhr sah man wohl an der Farbe des Gesichts einen harten Kampf des Fleisches und Blutes. Um 2 Uhr hat der Prediger ihn gebeten, sich ein wenig auf's Bette zu legen, um für sein Gemüth neue Kräfte zu erlangen, welches er auch gethan und von 3 bis 5 Uhr geschlafen, daß er geschnarcht, und hätte noch länger geschlafen, wenn ihn nicht das Ablösen der Posten geweckt, darauf er communiciret. Wie das vorbei ging ich wieder zu ihm, da sagte er mir, sein Zeug, so er bei sich hätte, sollte mein Kerl haben, seine Bibel schenkte er an den Corporal, welcher sehr fleißig mit ihm gesungen und gebetet, insonderheit das eben bekannte Lied, so oft er ohne den Prediger allein gewesen. Wie das Commando der Gensd'armes da war, fragte

er mich: Ob es Zeit wär? Wie ich solches mit Ja beantwortet, so nahm er Abschied von mir, ging heraus und das Commando nahm ihn in die Mitte, der eine Prediger ging zur Rechten, der andere zur Linken, beteten und sprachen ihm immer vor. Er ging genug frei und munter den Hut unter dem Arm, nicht gezwungen noch affectirt, sondern ganz naturell weg; er ward ein Paar Schritte links den Wall geführt und waren die Zugänge des Walls besetzt, so daß wenig Menschen oben waren. Im Kreise ward ihm nochmals die Sentenz vorgelesen, ich kann aber hoch versichern, daß vor Betrübniß nichts gehört habe und wußte auch nicht drei Worte zusammen zu bringen. Bei Vorlesung der Sentenz stand er ganz frei, wie solches vorbei, fragte er nach den Officiers von den Gensd'arms, ging ihnen entgegen nahm Abschied, hernach ward er eingesegnet darauf gab er die Paruque an meinen Kerl, der ihm eine Mütze darreichte, ließ von meinem Kerl den Rock ausziehen, die Halsbinde aufmachen, riß sich selbst das Hemd herunter, ganz frei und munter, als wenn er sich sonsten zu einer serieusen Affaire präpariren sollen, ging hin, kniete auf den Sand nieder, rückte sich die Mütze in die Augen, fing laut selbst an zu beten: Herr Jesu, dir leb ich. ꝛc Weil er aber meinen Kerl gesagt, er solle ihm die Augen verbinden, sich aber hernach resolviret, die Mütze in die Augen zu ziehen, so mein Kerl nicht wußte, so wollte der Kerl, so schrecklich er consternirt war, und nicht sahe, daß er die Mütze in die Augen gezogen, noch immer verbinden, bis er mit der Hand winkte und mit den Kopf schüttelte. Darauf fing

er nochmal an zu beten; Herr Jesu — welches noch nicht aus war, so flog der Kopf weg, welchen mein Kerl aufnahm und wieder an seine Stelle setzte. Seine Presence d'esprit bis auf die letzte Minute kann nicht genug bewundern. Seine Standhaftigkeit und Unverschrockenheit, werde mein Tag nicht vergessen und durch seine Zubereitung zum Tode habe vieles gelernet, so noch weniger zu vergessen wünsche."

Den ganzen Tag über blieb der blutige Leichnam auf dem Schaffot liegen, erst am Abend trugen ihn zwölf Bürger von der Schützenzunft in einem Sarge nach dem kleinen Kirchhofe vor dem kurzen Damm. Noch ist die „Specification derer Executions Kosten des seeligen Katt" vorhanden.

	Rthlr.	Gr.
Denen Tischern für Anfertigung des eichenen Sarges mit schwarzen Leisten belegt.	10	—
Dem Schlösser für Beschlag des Sarges.	7	—
Für Leinwand inwendig im Sarge den Körper damit zu belegen.	2	19
Für die zwei Betten so vor die Nacht allhier geliefert, als dem von Katt und dem Feldprediger.	1	—
Für Licht in der Nacht.		16
Dem Schafrichter Joh. Peter Heyl.	10	—
Den Trägern, weil es meist an ein halb Viertel Weges weit zu tragen,		

	Rthlr.	Gr.
12 Personen nehmen müssen, welche prädentirten à Mann 16 Gr.	8	—
Den 6 Stützenträger à 2 Gr.		12
Dem Todtengräber für die Kute.	1	—
Summa	40 Rthlr.	23 Gr.

Hier noch zwei Briefe des unglücklichen Vaters, Gen. Lieutenant von Katt, an den König.

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Das Endurtheil meines Sohnes hat mich unglückseeligen Vater dergestalt betäubt, daß selbsten nicht weiß, was Ew. Majestät in dieser Bestürzung schreibe. Als ein Christ muß Gottes unerforschliche Wege verehren und zugleich mich Euer Majestät gleichmäßig submittiren, lebenslang verharrend.

E. K. M.

Königsberg den 10 Nov. 1730.

unterthänigster H. H. Katt.

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Die betrübte Todesart meines Sohns hat mich in solchen trostlosen Zustand gesetzt, daß mich scheue jemanden anzusehen, so bin nach meinem Regiment gereiset und bitte Ew. Köngl. Majest. unterthänigst, mir ein Wochen vier allergnädigst zu erlauben, daß auf eines meiner Güter gehen darf, in der Einsamkeit Gottes unbegreifliche und heilige, wiewohl harte

Wege, worauf er mich eine ganze Zeit hero geführt, zu erkennen und davor zu preisen.

Und dann Allergnädigster König und Herr, bitte mir diese einzige Gnade aus, um das Raisoniren meiner Nachbarn und Freunde zu evitiren, den Körper meines Sohnes nach meinem Gute in aller Stille zu bringen. Ihro Majestät versage diese Gnade einem bis in den Todt betrübten Vater nicht. ich bin mit aller Submission.

E. K. M.

Königsberg den 14. Nov. 1730.

unterthänigst gehorsamster H. H. Katt.

Der König hatte mit eigner Hand darauf geschrieben:

„gut Compliment."

Achtes Kapitel.

Todesurtheil des Kronprinzen. Eingeholtes Gutachten darüber. — Die Verwendung auswärtiger Höfe.

Daß der König in den ersten Tagen des aufgeregten Zornes dem Kronprinzen ein gleich strenges Schicksal zugedacht hatte, ist nicht unwahrscheinlich, das niedergesetzte Kriegsrecht zögerte jedoch mit

dem förmlichen Spruch, indem es die Untersuchung immer weiter ausdehnte.

Daß der König bei der Leipziger Juristenfacultät ein Gutachten über die Verurtheilung des Kronprinzen eingeholt habe, hat man daraus geschlossen, daß in dem Archiv jener Facultät auf dem Umschlage der von dem damaligen Hofrathe und Professor der Rechte Rechenberg concipirten rechtlichen Gutachten vom Monate März 1731 von einer spätern Hand geschrieben steht:

Deficit No. 43 Friedrich Wilhelms Fragen.

Nach mündlicher Ueberlieferung wird erzählt, die Juristenfacultät habe geantwortet: „Der König könne den Kronprinzen aus eigner Macht um deswillen nicht das Leben absprechen, weil der letztere zugleich ein deutscher Kurprinz sei, über welchen ohne Einstimmuug des Kaisers und der Reichstände dergleichen Strafe nicht verhängt werden dürfe.“ Der König hatte schon den 25. November 1730 dem Kronprinzen verziehen, so wäre wenigstens dieses Gutachten vier Monate zu spät gekommen. Gegründete Zweifel sind gegen dies Gutachten erhoben worden; daß aber der König wirklich bei Rechtsgelehrten über diesen Gegenstand angefragt hat, kann ich durch folgendes Actenstück belegen:

„Aus der Schreibart des mir zugeschickten Schreibens, wie auch aus den soliden Raisonement, wie nicht weniger aus der am Ende angehäckten Contestation eines hohen Woll Willens gegen mich, habe

gleich geurtheilet, daß derselbe von des Herrn Ober-Präsident Hoch-Freiherrl. Excellenz oder von sonsten jemand von der hohen Familie sein müßte. Um kurz zur Sache zu schreiten, so möchte woll an der Frage, ob der Czaar bemächtigt gewesen wieder seinen Aeltesten Sohn eine Todesstrafe erkennen zu lassen nicht groß zu zweifeln sein, wann erwogen wird, daß Er in seinem Reich ein ganz Souverainer Fürst ist, denen darin, alle hohe obrigkeitliche Gewalt, also auch das darunter begriffne jus vitae et necis ex causa criminis über alle, so binnen den Grenzen seines Reichs sind und ein Capital-Verbrechen begehen, zusteht, gestalten die Souveraines puissances keine andere Grenze ihrer Gewalt, als ihres Reichs, oder ihrer Landen haben und ist die Theilung des menschlichen Geschlechts nicht in der Häupter oder nach den Personen, sondern in die Landen geschehen, dergestalt, daß ein jedes freies Volk oder der Monarch, so des Volkes Stelle vertritt und dessen höchste Gewalt innen hat, dieselbe binnen seinen Bezirk über alles und alle ausüben kann; und Er allein inner selbigen Grenzen die höchste Gewalt und Obrigkeit hat, die übrigen alle aber bloße privati sind, so unter solcher Gewalt stehen, sogar, daß wann auch ein ander und fremder Souverainer König in diesen Landen zugegen ist, derselbe, so lange er sich daselbst aufhält, pro privato darin gehalten und deren höchsten Gewalt nnterworfen ist, wie dann die Königin Elisabeth solches über die Königin Mariam von Schottland aus diesem Grunde wirklich exequiret und durch ordentlichen Prozeß die Todesstrafe an derselben vollziehen lassen.

Und hat ein König über seine Kinder nicht weniger Recht, als über andere, ja wegen beitretender väterlichen Gewalt fast noch ein mehres, und wird solches durch der Kinder gleichmäßiges Recht und Folge zur Souverainite, nicht gemindert, weil solches erst nach des Vatern Tod anhebt, noch dadurch, daß ein Sohn solches aus Versehung der Voreltern erlanget, gestöret, weil dieses Executionem juris et maleficorum poenas naturae lege debitas nicht aufheben kann, sondern wann der Sohn eine Lebensstrafe verdienet, mit dem Leben erlöscht. Solches Recht hat Herodes Magnus über seine Kinder mit Beifall Kaiser Augusti exerciret, und ob zwar dieser, dessen gar zu excessiven Grimm wieder die Seinige nicht gebilligt, doch die Macht an seinem Sohn Antipatro, welcher zum Tode verdammt war, Rache zu üben zugestanden. Josephus de Bell. Jud. lib. 1. Cap. 21.

Inmaßen dann auch Philippus II. in Hispanien an seinem Sohn Carl, welcher doch keiner Conspiration schuldig war, sondern nur den König durch schimpfliche Verhöhnungen offendirt hatte, die Todesstrafe exequiren lassen. Desgleichen hat ehemals der Cartaginensische Feldherr Maleus (Justin. 18, 9.) und anno 1382 ein Herzog zu Venedig Antonius Venerius, seinen Sohn zum Tode verurtheilet. Und werden in den römischen Geschichten davon vielfältige Exempla gefunden, als des Bruti, Manlii, Cassii, Scauvii Futuri etc, wie selbige erzählet werden beim Val. Max, 5, 8. Ob schon selbige keine souveraine Fürsten und die Ursachen zum Theil nicht so wichtig gewesen. Was des Czaarowitzen Ausschließung von der

Succession betrifft, meine nicht, daß dieselbe, wie sie damals geschehen, dessen Sohn zum Nachtheil gereichen könne. Angesehen erstlich dieselbe personal und allein auf die Person des Sohns Alexii eingerichtet seiner Descendenten aber gar nicht gedacht worden, denen selben auch weder des Vater Verbrechen noch dessen Renunciation schaden kann; sondern es hieß: ne filius pro patre. Maßen ob zwar sonsten die Renunciatio nicht nur des Renunciantis, sondern auch seiner Erben Erbrecht davon tilget, weil was der Renunciant selbst Zeit seines Absterbens nicht gehabt, sondern durch die Rennuciation verlohren, auch dessen Erben von ihm nicht mehr erben können l. 54. l, 59 sq. de Rg. Iur. etc. der Czaar auch in seinem Manifeste von $\frac{3}{14}$ Febr. jüngsthin melden, daß nach Moskauischen Rechten ein Vater seinen Sohn von seiner Erbschaft ausschließen möge, so findet doch keines von beiden diesfalls statt. Weil zweitens der Neveu sein Succesions Recht nicht von seinem Vater, sondern ex jure Majorum hat, und ihnen also weder factu seu renunciatione patris, noch ex dispositione avi kann entwendet werden. l. 3 seq. de Inter. et releg. wiewohl auch drittens, wenn schon von einem Privat Erbrecht des avi die Frage wäre, demnach die Renunciatio parentum ihren Kindern gar nicht verfänglich ist, wenn die renuncirende Eltern vor dem avo verstorben und also die Enkel nicht ihren Eltern, sondern ohne Mittel ihrem avo succediren, wie man auch viertens nach den Gesetzen der Natur und jure gentium für unzweiflich halte, nicht nur, daß in Regnis et Principatibus der Erstgebohrne ein unveränderliches suc-

cessions Recht für seinen Brüdern habe (Inst. lib. 2, Cap. 10) sondern auch, daß wenn schon der Primo genitus für den avo und ehe Er zur wirklichen Regierung komme, versterbet, dennoch ihm nicht dessen Brüder, sondern dessen Sohn folge, weil, ob er schon das Reich selbsten noch nicht innen gehabt, dennoch das Erbrecht daran welches Er mit seiner Geburth und in momento nativitatis suae bereits erlangt und welche denn noch seiner Geburth anklebt, der natürlichen Ordnung nach auf seine Descendenten transmittiret, welches denn auch usu gentium also bestätigt und heutiges Tages unter den bekannten Völkern außer Streit ist. Und möchte diese Renunciatio das Successionsrecht des Enkels nicht stören.

Ob aber nun seit solcher Renunciatio etwas neues vorgangen und eine neue Causa conspirationis entstanden, woraus ein crimen perduellionis geschlossen werden möchte, davon habe noch keine Nachricht und weiß also die Umstände nicht, ob es damit eine solche Beschaffenheit habe, welche in l. si quis 5. C. Ad. l. Iul Majest. incurrirt und dadurch die ganze Posteritaet, nicht nur per D. l. 5. sondern auch nach dem rigureusen Gebrauch fast aller Völker ausgeschlossen und bei etlichen gar extirpiret wird. Wovon denn noch nichts melden kann, dieses aber bloß dahin gehet die Ursache anzuzeigen, woraus aus dem, was bis an den Martium dieses Jahr vorgangen, keine rechtmäßige Exclusion des Prinzen geschlossen werden möge."

Da diesem Gutachten kein Name, kein Datum und Jahrzahl beigefügt ist, so scheint es das Gut-

achten eines Rechtsgelehrten zu sein, daß der König sich durch einen Beauftragten einfordern ließ, ohne daß es unmittelbar an ihn gerichtet wurde.

Der König unterrichtete von dem was vorgegangen war seine Gesandten an auswärtigen Höfen durch ein Rundschreiben dieses Inhalts:

„Daß Sr. Preußische Majestät sich genöthiget gesehen sich der Person des Kronprinzen zu versichern, weil derselbe von Ihnen heimlich habe entweichen wollen, um sich an fremde Höfe zu begeben; daß man gegenwärtig beschäftigt sei dieser Sache auf den Grund zu kommen und daß, sobald die Untersuchungen geendigt sind, man nicht ermangeln würde öffentlich die ganze Verhandluug bekannt zu machen; daß inzwischen schon so gut als ausgemacht sei, daß der Generallieutenant Keppel, welcher zuletzt hier als Gesandter der General-Staaten gestanden, und die Engländer, um die Sache gewußt."

Nicht gleichgültig hörten die auswärtigen Höfe von dem Schicksal des Kronprinzen, der Kaiser, dem es genügte, die Verbindung Englands mit Preußen aufgelößt zu haben, fühlte sich zu freundlicher Vorstellung verpflichtet; Seckendorf übergab dieses eigenhändige Schreiben Kaiser Karls VI. (d. 1. Nov. 1730.)

Ew. Liebden seynd ohne das, von meiner Deroselben und Dero gesammten Königl. Kurhause zutragender Wohlgewogenheit und Freundschaft dergestalt überzeuget, daß Sie hoffentlich nicht zweifeln werden, wie großen Antheil an demjenigen Ver-

druß nehme, welchen Ew. Liebden des Kronprinzen Auffühyrung bis anhero verursachet hat. Zwar stehe ich keinesweges an, daß sehr triftige Ursachen sein müssen, welche Ew. Liebden bewogen haben, mit solcher Strenge gegen Ihn, Kronprinzen, zu verfahren, allein kann ich in einer, Ew. Liebden so nahe zu Herzen gehender Sach, vermög der zwischen mir und Deroselben für seyenden so nützlichen Freundschaft nicht unbehin mein Vorworth bey Ew. Liebden dahin einzulegen, damit Dieselbe Gnad vor Recht ergehen lassen möchten. Ich suche hierunter nichts, als mir vorkommet zu Ew. Liebden mir sonders angelegenen, selbsteigenen Beruhigung zu gereichen und will ich verhoffen, daß durch dergleichen Gnadenerzeugung des Kronprinzen Herz dergestallt werde verändert werden, daß er in Zukunft keine anderen Absichten hegen werde, als welche mit Ew. Liebden Wunsch und Verlangen übereinkommen, und obwohl Er, Kronprinz, vielleicht von meiner Jhro und seinem ganzen Königl. Churhaus zutragender Affection und Liebe bis nun zu annoch nicht sattsam überzeugt sein mag, so stehet doch zu hoffen, daß er durch diese, aus liebreichster Zuneigung gegen Ew. Liebden und Dero gesammtes Königl. Churhaus ergehende Vorschrift, erkennen werde, wie recht ernstlich und herzlich wohl ich es mit Jhnen meine, maßen ich die Wohlfahrt beider Häuser von einer beständigen Vertraulichkeit und wegen Verknüpfung meines Erzhauses mit dem Königl. Churhaus Brandenburg abzuhangen glaube und Ew. Liebden anbei mit Freund-Brüderlichem guten Willen für allezeit aufrichtig wohl beigethan verbleibe. ꝛc.

Wir lassen hier gleich die Antworten des Königs und des Kronprinzen an den Kaiser folgen.

Durchlauchtigster, Großmächtigster und
Unüberwindlichster Kaiser,
Freundlich vielgeliebtester Vetter und Bruder.

Ew. Kaiserl. Majestät danke ich auf das allerverbindlichste, daß Sie so viel Antheil nehmen an meinen Mißvergnügen, welches mein Kronprinz durch seine bisherige Aufführung mir verursachet hat. Ich kann nicht in Abrede sein, daß mir solches um so empfindlicher zu Herzen geht, da ich an väterlichen Vermahnungen und sorgfältiger Erziehung es niemals habe ermangeln lassen und dennoch bishero alles fruchtloß gewesen, welches mich denn auch billig hat bewegen müssen mit gehörigem Ernst wieder Ihn zu verfahren. Ich hätte auch wohl Ursache ihm solchen noch ferners empfinden zu lassen, Ew. Kaiserl. Maj. aber hat derselbe es lediglich in gebührender Erkänntlichkeit zu danken, daß Sie Dero Vorworth Ihm haben angedeihen lassen wollen, maßen ich bloß dadurch bin bewogen worden, Ihn zu pardoniren und will ich wünschen und hoffen, daß dieses einen solchen Eindruck in sein Herz machen möge, daß derselbe dadurch ganz geändert werde und Er recht erkennen lerne, wie sehr Ew. Kaiserl. Maj. Er vor Dero bezeigte aufrichtige Liebe und Neiguug verbunden bleibe: Wie ich denn auch niemals die besonderen Kennzeichen von Dero aufrichtigen und wertheften Freundschaft und Vertraulichkeit vergessen, sondern vielmehr mit äußersten Kräf-

ten jederzeit mich dahin bestreben werde, Ew. Kais. Maj. hinwiederum wahre Proben von meiner Hochachtung und Ergebenheit abzulegen und zu zeigen, daß mir nichts liebers, als mit Ew. Kaiserl. Maj, und Dero Ertzhause in einer beständigen Vertraulichkeit und immerwehrender Freundschaft verknüpft zu sein, und daß solche immer mehr bevestigt werde. Der ich gleichfalls mit aufrichtigem deutschen Herzen und dabei mit aller Ergebenheit jederzeit verbleibe.

Ew. Kaiserl. Maj.

Berlin den 20 Nov. 1730.

Freundwilligster Vetter und Bruder
F. Wilhelm.

Später schrieb auf Befehl des Vaters der Kronprinz von Küstrin.

Durchlauchtigster, Großmächtigster
Unüberwindlichster Kaiser,
Freundlich vielgeliebter und Höchstgeehrter
Herr Vetter.

Ew. Kaiserl. Majest. erlauben, haß Ihnen durch diese Zeilen die aller verbindlichste Danksagung abstatte für Dero bei meines Herrn Vaters, des Königs Majestät, für mich eingelegte vielgültigste Intercession. Wie ich die von Hochgedachten meines Herrn Vaters Majestät erhaltene Gnade lediglich diesem höchstgeneigten Vorwort Ew. Kais. Maj. zuzuschreiben habe, also werde auch lebenslang mich auf das kräftigste befleißigen Ew. Kaiserl. Maj solche aufrichtige und überzeugende Proben von meiner schuldigen und

erkenntlichsten Ergebenheit und wahrhaftigen teutschen und patriotischen Eiffers für Ew. Kaiserl. Maj. und Dero Erzherzogliches Haus zu geben, daß Dieselben mir so jetzt, als künftig, Dero hochschätzbare Affection zu entziehen niemals Ursach finden werden. Der ich mit aller ersinnlichsten und einem so großen Kaiser schuldigen Consideration und vollkommenster Hochachtung unausgesetzt zu sein die Ehre habe.

Ew. Kaiser. Majestät dienstwilligster
und treuergebenster Vetter
Friederich.

Küstrin 5 December 1730.

Auch von andern Höfen waren ähnliche Zuschriften eingegangen. Wir theilen sie mit. Der König Friedrich von Schweden schrieb:

Monsieur mon Frere.

Ayant appris, que le Prince royal a eu le malheur de deplaire à Votre Majesté et de s'attirer sa disgrace, je ne scaurois m'empecher de lui en marquer ma profonde douleur. Je me fais la plus triste image de la situation, ou Elle se trouve en qualité de Roy et de Pére et je compatis avec tous les sentimens, que les liens du sang m'inspirent sur un evenement si inopiné. Mais ces mêmes sentimens me persuadent aussi, que Votre Majesté voudra bien me permettre de lui faire remarquer, qu'ayant à choisir entre les grandes obligations de Roy et de Pere, Elle trouve en même tems, l'occasion la plus éclatante et la plus belle de se deter-

miner, pourvû qu' Elle daigne écouter Sa gloire et Son coeur. Sa Famille Royale, ses peuples, les Protestans et toute l'Europe, l'attend de Sa bonté naturelle, et l'en conjurent, et l'amitié tendre et sincère que je Lui porte et à toute Sa maison, me le fait souhaiter ardemment et avec la derniere impatience. Je suis

De Votre Majesté
le bien bon frere, ami et voisin
Friederich.

Stockholm le 25. d'Aout. 1730.

Von dem Könige von Polen dieſer Brief:

Monsieur mon Frere.

Votre Majesté peut étre persuadé, que je prends toute la part imaginable au chagrin, ou Elle se doit trouver, mais j'ose la supplier de se menager, etant nisible à sa santé, et Elle ne fera que plaisir à ses ennemis. Il ya remede a tout, qu' Elle ne nuisse seulement pas à Soi même, et qu' Elle Se conserve pour Soi et pour ses amis dont je me pique d'etre le premier, en Lui assurant que rien ne fera changer de rester toute ma vie.

Monsieur mon Frére.
De Votre Majesté
le bon frére et tres fidel ami.
Auguste Roy.

Varsovie le 12. de Septembre 1730.

Auf die angeblichen Drohungen des kaiſerlichen Hofes, daß der Kronprinz als deutſcher Kurprinz nur von dem Reichstage gerichtet werden könne,

soll der König, geantwortet haben, daß er in Preußen den Kronprinzen werde verurtheilen lassen, wo er niemand, als Gott, über sich als Richter anerkenne. Indessen ließ er sich von dem Befinden des Kronprinzen in Küstrin genaue Nachricht geben.

Hierher gehört folgender Bericht.

Allerdurchlauchtigster 2c.

Ew. Kaiserl. Maj. allergnädigsten Order zur allergehorsamsten Folge habe allerunterthänigst wiederum zu berichten, daß seit meinem letzten abgestatteten Bericht vom 27 September bei dem Kronprinzen in der Zeit weiter nichts vorgefallen, außer daß er zu zweien Malen wiederum das rothe Pulver verlangt und ihm auch gereicht worden ist, ingleichen, daß auf E. K. M. allergnädigst eingelaufene Order vom 1. Oct. wir das übersandte Protokoll aufgenommen, zugleich aber habe auch allerunterthänigst zu melden, daß der hiesige Gouverneur seiner Vorgebung nach sich besser befindet, um das Commando selbst führen zu können, darüber denn v. E. K. M. mir Dero allergnädigste Willens Meinung allerunth. gehorf. gewärtiget bin.

allerunterthänigster
und treugehorsamster Knecht
Gf. v. Reichmann.

Küstrin den 5. Oct. 1730.

Als ein Zug des väterlichen Herzens überrascht uns folgendes. Die Ueberschrift des Auszuges, welches der Cabinets Rath Schumacher aus

einem Schreiben des Grafen von Finkenstein gemacht hat, heißt: Der General Graf von Finkenstein bezeuget seine unendliche Affliction über des Kronprinzen vorgehabtes Verbrechen; diese beiden letzten Worte hatte der König durchstrichen und dafür geschrieben „böhses Gemüth." Das Schreiben Finkensteins ist ein wichtiges Zeugniß der Ergebenheit, die Friedrich Wilhelm sich zu verschaffen gewußt: Dies ists:

Sire!

Dans le moment que j'aye voulu envoyer ma Relation c'y jointe à Votre Majesté a la poste, je viens de recevoir la Lettre qu' Elle m'a fait la Grace de me'crire de Vesel le 15. par la quelle vue avec une affliction et un chagrin extréme le dessein du Prince Royal et celui de mechantes esprits, qui l'ont seduit a vouloir entreprendre une chose qui ne peut que lui faire beaucoup de tort dans le monde. Je puis facilement m'imaginer la juste douleur que cela aura causé a Votre Majesté, à quoi je prend une part infini, et j'aye toujours souhaitté du fond de mon âme, que le Prince veuille traiter des gens prudents et honnettes et non pas des Estourdies, qui l'entrenne dans des pareilles malheurs, Je suis persuadé qu'il s'en repentira lui connoissent le Coeur enclein à la pieté et a l'honnetteté et je prie Dieu de tout mon Coeur, qu'il daigne d'eriger le Coeur du Prince Royal a reconnoitre la Faute, et en demender tres humblement pardon à Votre Majesté comme aussi à lui faire prendre une ferme resolution de le mieux conduire a l'avenir et de marquer a Votre

Majesté l'obeissance et le respect, qui lui doit en suivant les ordres et les Volontés en tout chose, a fin qu' Elle aye lieu de lui pardonner comme à un jeue homme, qui s'est laisse, entrenner par leur vilaines flatteries, je prie Dieu du fond de mon coeur, qu'il veuille eloigner de Votre Majesté tout se qui lui peu causer du Chagrin et de la peine et de la combler de les pecieuses benedictions et de toute sorte de Contentement. Ce sont les veux tres sinceres de fidel serviteur du Votre Majesté, qui a l'honneur d'êstre avec un attachement inviolable et un tres profond respect

De Votre Majesté
le tres humble tres obeissant et
tres fidel Serviteur.
C. de Finkenstein.

Neuntes Kapitel.

Die Begnadigung.

Wie dem giftkranken Körper zur Rettung ein Gegengift gegeben wird, so kann auch bei den Krankheiten, wo das gesunde Gemüth durch Leidenschaft vergiftet wurde, eine gleiche Heilung angewendet werden. Den Betrübten wird neue Betrübniß, den Verliebten neue Liebe zur Besinnung bringen, ja es reicht schon hin, den tief Verletzten zu beruhigen,

wenn er viele Theilnahme an seinem Leid erfährt und sich aussprechen muß; weshalb man auch sicher darauf rechnen kann, daß die junge Wittwe, die sich das Beleid verbittet, schon genug getröstet ist.

Der Zorn des Königs ward am ersten durch die, die ihn von neuem aufregten, abgeleitet, dann durch das viele Befragen, Beklagen und Begutachten gemildert, es schmeichelte ihm, daß fast alle Europäische Höfe seine Gnade für den Kronprinzen in Anspruch nahmen und so seine unumschränkte Gewalt anerkannten. Jetzt fehlte nur, daß der Kronprinz selbst durch Unterwürfigkeit Versöhnung suchte, jedoch ohne den Anschein, daß es von dem Könige veranlaßt worden sei. Auch dazu fand sich günstige Einleitung. Grumbkow, der schlaue Höfling, sah in dieser Verwicklung der Familien-Verhältnisse eine schöne Gelegenheit seine Dienste beiden Partheien wichtig zu machen. Er bat den König: den Kronprinzen in Küstrin besuchen zu dürfen, um ihn zur Unterwerfung geneigt zu machen; denn das Wort des Königs war: daß er, nur wenn der Prinz sich vor ihm demüthige und um Gnade bitte, ihm verzeihen werde. Der König genehmigte Grumbkow's Vorschlag, doch sollte er durchaus dem Prinzen nicht merken lassen, daß er, der König, um diese Sendung wisse. Auch die Königin suchte Grumbkow jetzt für sich zu gewinnen, von der er wohl wußte, wie übel er sich ihr durch seine Wickeleien empfohlen hatte. Er bat um ein geheimes Gehör, davon der König nichts erfahren dürfe. Die Königin beschied Grumbkow zu sich. Er sagte ihr, daß er den Oelzweig bringe, den Frieden anzukün-

digen, er theilte ihr die Absicht seiner Sendung mit und bat die gute Stimmung des Königs ja nicht von neuem zu stören. Sie versprach ihm alles und dankte ihm so schwer es ihr auch ward, für die sorgsame Aufmerksamkeit.

Grumbkow ging jetzt nach Küstrin, er sagte dem Kronprinzen daß er ohne Vorwissen des Königs gekommen sei, um ihm von dessen ruhiger Gesinnung eilig Nachricht zu geben und ihm seine unterthänigen Dienste anzubieten. Er rieth ihm, dem Könige zu schreiben, wie sehr er seinen Fehler bereue und daß er demüthig ihn um seine väterliche Huld und Gnade bitte. — Mit dem Antrage war der Kronprinz eher einverstanden, als mit dem Botschafter und antwortete, daß er keineswegs geneigt sei, sich vor dem Vater, der ihn so behandelt habe, zu demüthigen, am wenigsten würde er mit Aufträgen dieser Art den Herrn von Grumbkow beschweren, den er nie Ursach gehabt, für seinen Vertrauten zu halten. Grumbkow lies sich nicht irren, er fuhr fort den Kronprinzen die Grüße und Bitten der betrübten Mutter zu melden und die traurige Bekümmerniß, die seine Hartnäckigkeit gegen den Vater, ihr und der geliebten Schwester zuziehen würde, mit den lebhaftesten Farben zu schildern. Dies traf die verwundbare Seite des Prinzen, dessen Eigenwille durch die Strenge des Königs gebrochen war und er schrieb dem Vater:

Allerdurchlauchtigster ꝛc.
Allergnädigster Vater.

Ew. Königl. Majestät, meinen Allergnädigsten Vater, habe durch meinen Ungehorsam, als Dero

Unterthan und Soldat, eben so sehr als durch meine Unfolgsamkeit, als Dero Sohn, Veranlassung zu einem gerechten Zorne und Widerwillen gegen mir gegeben. Mit dem allerunterthänigsten Respect unterwerfe ich mich ganz der Gnade meines allergnädigsten Vaters und bitte mich allergnädigst zu pardonniren, da mich nicht so sehr die Beraubung meiner Freiheit in einem malheureusen Arrest, als meine eigne Gedanken von meinem begangnen Fehltritt zur raison gebracht haben. Der ich mit allerunterthänigstem Respect und Submission bis an mein Ende verharre. ꝛc.

Nachdem der König diesen Brief erhalten hatte, sandte er den 16. Nov. (1730) von der Generalität die Herrn von Grumbkow, von Röder, von Glasenap, von Billerbeck, von Waldau und von Derschau und den Minister und Staatssecretair von Thulmeier nach Küstrin, um dem Kronprinzen bekannt zu machen: daß er als Vater und durch die Verwendung verschiedener Mächte Europas, besonders des Kaisers, ihm die begangnen Vergehungen verzeihen und ihn aus dem engen Gefängnisse, worin er bis jetzt gewesen wäre, befreien wollte, doch mit der Bedingung, daß er sich nicht aus Küstrin begebe. Er solle in dieser Stadt als Privatmann leben, sich hier mit der Verwaltung der Domainen bekannt machen, täglich auf die Domainenkammer gehen und dort seine Stelle unter dem jüngsten Rathe nehmen. Vor allen aber verlange Er, daß der Kronprinz sich durch einen Eid verbindlich mache, niemalen gegen die, von denen er nur vermuthen könne, daß sie gegen ihn gehandelt, sich

etwas strafendes zu erlauben, daß er sich dem Gehorsam, den er dem Könige schuldig, nie entziehen, nie ohne dessen Erlaubniß eine Reise unternehmen, daß er in der Furcht Gottes leben und die Pflichten der Religion ausüben und daß er endlich keine andere Prinzessin heirathen wolle, als die ihm der Vater bestimmen werde. Der Prinz verlangte die Eidesformel zu sehen, die er schwören sollte, um sie vorher zu prüfen; Herr von Thulmeier übergab sie ihm und die Commission verließ ihn.

Am folgenden Morgen den 17. Nov. begaben sich jene Herrn wieder zu dem Kronprinzen und führten ihn aus seinem Zimmer zu dem Präsidenten von Münchow. Der General Major und Gouverneur von Lepell gab ihm den Degen wieder, worauf Herr von Thulmeier den Eid vorlas, den der Kronprinz mit lauter Stimme wiederholte und ihn hierauf mit eigner Hand unterzeichnete. Er ging nun in die Kirche, hörte eine Predigt und nahm das Abendmahl. Nachdem er wieder zurück zu dem Herrn von Münchow gegangen, sendete er dem Könige ein zweites Schreiben, worin er ihm für die wiedergeschenkte Freiheit dankte.

Nachmittags führte die Commission den Prinzen in ein für ihn eingerichtetes Haus, stellte ihm den, vom Könige ihm bestimmten, Hofmarschall, Herrn von Wolden und seine künftigen Kammerjunker, die Herrn von Natzmer und von Rohwedel und seine Bedienung vor, die aus einem Kammerdiener, zwei Pagen und vier Lakayen bestand, von denen er keinen früher gekannt hatt. Sie machten ihm ferner den beschränkten Satz seiner Ausgaben bekannt,

doch war der Kronprinz während seiner Gefangenschaft an Entbehrung gewöhnt, wie wir es mit folgender Berechnung belegen können.

Designation was des Kronprinzen Hochheiten in denen abgewichenen vier Wochen vom 3. bis 31. October inclusive 1730 allhier consumiret haben.

	Rthl.	Gr.	Pf.
Dem Speisewirth Blochmann besage desselben Rechnung für die Speisung.	12	2	—
Für Bier.	1	19	6
Für Lichte.	1	19	6
Die Speisung kostete täglich 10 Gr. Für Bier täglich 1 Gr. 6 Pf. 3 Stück Talchlicht täglich St. à 6 Pf.			
An der Waschfrauen Catharina Schwarzen für die Wäsche.	3	12	6
An den Bedienten Wilhelm Rausch das Kostgeld in diesen Wochen. à	1	4	—
An Winkelmann für Wilhelm Rauschen Quartier.	2	12	—
Für Holz.	1	—	—
Dem Seiffensieder Bartschen für gelieferte Nachtlichte.	2	17	3
3 Stück erhielt täglich der Capitain im Vorzimmer und ein Licht die Schildwacht auf der Treppe.			
An den Forstschreiber Kindt für 3 Klafter Holz von hiesiger Kriegskammer erkauft zum Caminfeuer à Klafter. 22 Gr.	2	18	—

	Rthl.	Gr.	Pf.
An den Accise-Einnehmer Matken, die Accise für solche 3 Klafter Holz. à 1 Gr.	—	3	—
Dem Holzwärter auf'm Holzmarchte seine Gebühr à Klafter. 6 Pf.	—	1	6
Einzuführen: nichts, weil solches die Vestungs-Bau-Knecht einführen müssen.			
Summa 32 Rthlr. 9 Gr. 3 Pf.			

O. F. v. Lepel.

Auch jetzt noch hatte der König alles gestrichen, was zum Vergnügen oder Erholung des Kronprinzen ausgesetzt worden war. Er befahl ihm nichts zu lesen und nichts zu schreiben, als Kammersachen, streng untersagt war ihm: französisch zu sprechen. Er durfte keine Uniform tragen, ein graues Kleid mit schmalen silbernen Tressen machte seine ganze Garderobe aus. Während der Gefangenschaft hatte der Herr von Münchow gesorgt, doch ist dies öfters übertrieben worden. Büsching erzählt: „Der Kronprinz hatte in der Festung ein schlechtes Wohnzimmer, anfänglich ohne alle Bequemlichkeit. Die erste verschafte ihm der damalige Präsident von Münchow, der durch den Boden über seinem Arrestzimmer ein Loch machen ließ, durch welches er mit dem Kronprinzen sprach, ihm sein Mitleid bezeigte und ihm seine Dienste anbot. Er klagte über schlechtes Essen Geschirr und Tischzeug u. s. w. Der Präsident versprach ihm besseres zu verschaffen, ließ daß letzte ihm auch, ohne daß es die Schildwache bemerkte, in einem neuen Nachtstuhle bringen."

Wie eng sich, aber der Kronprinz behelfen mußte sehen wir aus einem Briefe des Prediger Müller zu Liebenwalde, eines Sohnes des Feldpredigers Müller von den Gensd'armen, der Herrn von Katt begleiten mußte; darin schreibt er: Als mein Vater nach Hinrichtung des Herrn von Katt zum Kronprinzen kommt, findet er ihn sehr alterirt, er bittet ihn ein niederschlagendes Pulver mit Wasser einzunehmen, welches beides auf dem Tische schon stand, der Prinz aber schüttelt immer den Kopf dazu. Hierauf nimmt mein Vater ein Papier aus der Tasche, worin er zu seinem Gebrauch niederschlagendes Pulver hatte, schüttet sich davon etwas in die Hand und so in den Mund und nun greift der Kronprinz nach dem Pulver meines Vaters und nimmt es.

Der Kronprinz ward anfänglich in seinem Arrest sehr hart behandelt. Er hatte einen schlechten blauen Ueberrock an ohne Stern und war aller andern Kleider beraubt, mußte auf hölzernen Schemeln sitzen und beim Essen durfte ihm keine Gabel und Messer gegeben werden, sondern er bekam die Speisen geschnitten, auch ward keiner von seinen Lakaien zur Bedienung zugelassen.

Als endlich der Tag seiner Erlösung kam, so hatte der König befohlen: Der Kronprinz sollte an dem gleich darauffolgenden Sonntage aus seinem Arreste in die Kirche zum Gottesdienst gehen. Mein Vater, der dieses vom Kommandanten Sonnabends vorher erfuhr, gab sogleich dem damaligen reformirten Hofprediger einen Wink, daß er sich mit seiner Predigt darnach einrichten möchte. Dieser hatte den Text genommen aus Psalm 77. v. 11.

„Ich muß das leiden, die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern! Er stellte daraus vor: Die alles ändernde Rechte des Höchsten. Wie sie alles ändert 1) im Geistlichen 2) im Leiblichen.“ Nach der Predigt beurlaubte mein Vater sich bei dem Kronprinzen und fragte: Ob Sr. K. Hoheit noch etwas zu befehlen hätten, bei Ihrem Herrn Vater auszurichten. Antwort: „sagt Ihr, ich wäre sehr gerührt über meines Vaters Gnade und bittet ihn, daß er mir an meinen Degen doch ein Portd'epee zukommen lassen möge.“

Der König hatte meinem Vater geschrieben: sobald er meine, den Kronprinzen bevestiget zu haben, solle er nach Wusterhausen reisen. Hier empfing ihn der König sehr gnädig und er mußte ihm sowohl von dem Herrn von Katt als auch vom Kronprinzen sehr ausführliche Nachricht geben, desgleichen von der Predigt des Hofpredigers. Zuletzt sagte mein Vater: Sr. K. Hoheit hätte noch eine Bitte an S. Maj. Der Kronprinz hätte kein Portd'epee an seinen Degen erhalten. Hierauf schrie der König laut auf: „Ist denn Fritze auch ein Soldat? Nun das ist ja gut!

Die Begnadigung des Kronprinzen machte der König seinen auswärtigen Gesandten durch folgendes Rundschreiben bekannt:

Von G. G. ꝛc Unsere ꝛc Es bleibt Euch hiermit gnädigst ohnvorhalten, was Maßen wir Unsers Sohnes, des Kronprinzen Liebden, nachdem dieselben über den begangenen schweren Fehltritt ein großes Leidwesen und herzliche Reue spüren lassen, Uns auch Dero vollkommen Gehorsams festiglich und

auf das bündigste versichert, aus Königl. Clemenze und väterlicher Milde gnädigst pardonniret und des bisherigen scharfen Arrest's entlassen, jedoch Deroselben Gehorsam zu prüfen, annoch vor das erste die Festung Küstrin angewiesen haben, um sich daselbst mit denen Ihro zur Gesellschaft und Aufwartung zugegebenen Leuten aufzuhalten und sich in allerhand wohlanständigen und nützlichen Wissenschaften welche eigentlich zum Civil und oeconomischen Wesen gehören zu üben und zu perfectioniren, bis Wir Ihrenthalben anderweitige Dispositiones zu machen vor gut und nöthig befinden werden. Ihr könnt solches alldorten an gehörigen Orten bekannt machen, damit das Publicum von dem wahren Verlauf der Sachen, bei welchem es sich sehr zu interessiren scheint, gründlich zu informiren und dadurch allen falschen Spargementen, so übelwollende Leute von Unsern Consiliis und Actionen auszubreiten pflegen, in dieser Affaire zeitig vorgebeugt werden möge. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Berlin den 25 November 1730.

Fr. W.

v. Borcke, v. Podewils.

Zehntes Kapitel.

Der Kronprinz als Domainen Rath.

Von den Geschäften des Kronprinzen bei der Neumärkischen Kriegs und Domainen Kammer, haben sich so viel unzusammenhängende und wiederspre-

chende Nachrichten verbreitet, daß dieser Gegenstand eine nähere Untersuchung verdient. Gewöhnlich findet man die, aus der zu Straßburg erschienenen Vie de Frederic II. genommene Nachricht verbreitet, daß Friedrich die Sitzungen besucht, aber darin nichts gethan, als französische Broschüren gelesen und die Räthe als Carricaturen abgezeichnet habe. Dagegen sprechen nicht nur Augenzeugen, sondern auch Vota und Unterschriften von des Kronprinzen Hand; Das Glaubhafteste und Wissenswertheste theilen wir mit:

Da bei der Einäscherung Küstrin's durch die Russen (15 Aug. 1758) die ganze Registratur der Neumärkischen Kriegs- und Domänen Kammer verbrannte, sind viele Actenstücke, die von Friedrich bearbeitet, oder unterzeichnet waren, verlohren gegangen, nur folgendes hat man zuverlässig erfahren. Der damalige Kamerdirector in Küstrin und Komissarius loci der vordern Kreise der Neumark, Herr Hille (er ward später nach Stettin als Geh. Rath versetzt) war beauftragt, den Kronprinzen in Finanz- und Polizei-Sachen theoretisch zu unterrichten. Der damalige Kriegs- und Domänen Rath H. Hünicke gab ihm Unterricht in der Landwirthschaft und in Domänen-Verwaltung, nach schriftlich von ihm entworfenen Grundzügen, die noch vorhanden sind. Zugleich wohnte der Kronprinz zu Erlernung des practischen Kameraldienstes den Sitzungen der neumärkischen Kammer bei, arbeitete bei derselben gleich andern Räthen, wurde auch mit Localcomissionen in der Provinz beauftragt. So findet sich in den Acten von den Neumärkischen Glashütten im Gene-

raldirectorium zu Berlin eine Randnote von der Hand König Friedrich Wilhelms I. „Die Kammer und der Kronprinz sollen dieses untersuchen." Es ward nun ein Commissoriale für den Kronprinzen ausgefertigt. Der Bericht an das Generaldirectorium ist vom Kronprinzen eigenhändig geschrieben und wahrscheinlich auch von ihm abgefaßt. In den Acten vom Amte Crossen finden sich Berichte an das Generaldirectorium vom 3. Febr. und 18. Mai, welche von dem Kronprinzen mit unterschrieben sind und zwar nicht mit den Räthen der Kammer in einer Reihe, sondern in der Mitte der zweiten Reihe, ganz allein. Unter dem folgenden Berichte vom 21. Aug. 1731 findet sich die Ueberschrift des Kronprinzen mitten unter den Räthen in derselben Reihe; in denen v. 27. Nov. 1732 und in den übrigen vom Jahr 1732 findet sich die Unterschrift des Kronprinzen nicht weiter. In andern Acten findet sich die Unterschrift des Kronprinzen neben dem Director, zuletzt neben dem Präsidenten.

In der rathhäuslichen Registratur zu Züllichau finden sich zwei Urkunden, welche von dem Kronprinzen als Rath der neumärkischen Kammer mit unterzeichnet sind. Das rathhäusliche Reglement und das Rescript der neumärkischen Kammer, wodurch das Reglement dem Magistrate zugefertiget ward. Beide sind vom 29 Aug. 1731. und unterzeichnet:

von Münchow, Friedrich, Hünicke, Kersten.

Auch soll der Kronprinz die Einrichtung des Amthauses zu Himmelstädt und die Abbauung des zu diesem Amte gehörig gewesenen Vorwerks Fried-

richsdorf besorgt haben. Nach seiner Zeichnung ward auch das Landhaus in Küstrin gebaut.

Der Generallieutenant von Grumkow überse[n]dete dem Könige die von dem Kronprinzen eingegange[n]nen Arbeiten: An Sr. Königl. Majestät von dem Generallieutenant Grumkow übergeben.

Ew. Königl. Maj. überreiche ich hiermit in aller Unterthänigkeit drei Relationen von der Neu[m]märkischen Kriegs- und Domänen-Kammer, davon zwei des Kronprinzen Königl. Hoheit ganz eigen[h]ändig geschrieben, die dritte aber nur unterschrie[b]ben haben.

Wobei ich zugleich allerunterthänigst anfrage: ob, wenn dergleichen Relationen, welche nach der Instruction von des Kronprinzen K. H. geschrieben werden sollten, ferner einkommen möchten, selbige E. K. M. jedesmal von hier aus übersandt werden sollen, oder aber der Neumärkischen Krieges- und Domainen-Kammer aufgegeben werden solle, das Exemplar, welches gedachte Sr. Königl. Hoheit selbst geschrieben haben, an Ew. Kön. Majestät immediate einzusenden.

Berlin den 23 Nov. 1730.

Der König schickte es dem General zurück und hatte auf den Rand geschrieben:

„Fritz soll nicht blos unterschreiben, er soll selbst arbeiten."

Einige Monate nach der Freilassung des Kron[p]rinzen begab sich der König nach Küstrin: er ließ den Sohn zu sich rufen, dieser warf sich dem Va[t]ter zu Füßen; er hob ihn gütig auf, umarmte ihn und sprach eine Viertelstunde mit ihm, ohne die

eigentliche Angelegenheit zu berühren, auch änderte sich die Lage des Kronprinzen nicht bedeutend, denn über seine Ausgaben mußte noch strenge Rechnung geführt werden. Dies hatte der König dem Herrn von Wolden aufgetragen, von dem wir einige Originalbriefe aus jener Zeit mittheilen.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königl. Majestät haben bei der letzten Post die allergnädigste Order gestellt, daß als heute der Hofprediger Noltenius sich allhier in Küstrin einfinden sollte; dem zufolge ist am letztabgewichnen Sonntage die heilige Communion publiciret und abgekündigt worden, so daß als morgen die Vorbereitung sein wird und am grünen Donnerstage der Kronprinz seine devotion, wozu der Allerhöchste Gott Gnade und Segen verleihen wolle, halten wird. Der Hofprediger wird die Zeit über bei dem Kronprinzen speisen, wie solches Ew. Königl. Majestät bei der letzten Gegenwart des Noltenii allergnädigst befohlen haben. Einliegende zwei Neujahrsbriefe sind bei heutiger Post an den Kronprinzen eingelaufen. Uebrigens statte im Namen des Kronprinzen vor den monathlich accordirten Rehbock allerunterthänigsten Dank ab und ersterbe in unaufhörlicher devotion.

Ew. Königl. Maj.

Küstrin den 20. März 1731.

allerunterthänigster treugehorsamster Diener
Wolden.

(Dekret des Königs zur Antwort)
„sehr gut."

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Ew. Königl. Majestät können versichert sein, daß den Kronprinzen nichts mehr in der Welt zu den Oeconomischen Wissenschaften animirt, als wenn Dieselben an seinen plans und Vorschlägen einen allergnädigsten Gefallen bezeugen und solche approbiren, wie ihn denn auch der heutige Brief von Ew. Königl. Majestät deswegen in die äußerste Freude gesetzt hat. Und da er von Gott mit einem durchdringenden Verstande und Judicio begabt ist, als hoffe, daß er in der Oeconomie eine recht große Einsicht bekommen soll.

Diesen Mittag ist der Kronprinz von Crossen zurückgekommen, und da man die Grenzen wegen des großen Wassers, wodurch alle Brüche und Wiesen überschwemmt sind, nicht sogar genau besehen können, so hat man solches bis auf eine andere Zeit aussetzen müssen. Indessen hat doch der Kronprinz in dem Crossenschen Amte eine ziemliche Verbesserung ausgefunden, wovon er den Plan bei künftiger Post überschicken wird.

Ich verbleibe übrigens in tiefster devotion

Ew. Kön. Maj.

allerunterthänigster treugehorsamster Diener

Wolden.

Küstrin 29. Dec. 1731.

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Ew. Königl. Maj. werden ohne Zweifel aus meinem letzten allerunterthänigsten Schreiben ersehen haben, daß der Kronprinz, um des Königs von

Polen Abouchement zu evitiren, Sich so fort von Croſſen weg und wieder anhero begeben hat und können Ew. Köngl. Maj. verſichert ſein, daß Er ſich nimmermehr in eine Entrevue ohne Dero Vorwiſſen und Willen würde eingelaſſen haben. Und obgleich der Kronprinz Willens war, dieſe Woche nach Marienwalde zu gehen, um daſelbſt die Sache wegen der Glashütte zu examiniren; ſo wird er ſolche Reiſe doch einſtellen, bis man gewiſſe Nachricht, daß der König von Pohlen paſſirt ſei, haben wird. Hiernächſt habe allerunterthänigſt anfragen wollen, ob die Briefe, ſo von fürſtlichen Perſonen, von denen Officiers und Collegiis aus denen Königlichen Provinzen an den Kronprinzen wegen der Neujahrs Complimente einlaufen mögten, ſollen beandtwortet werden, und von wem? Wie denn auch der Fürſt von Anhalt bereits ſeinen Neujahrs Wunſch abgeſtattet hat. Uebrigens wünſch in allerunterthänigſter Submiſſion Ew. Königl. Majeſtät bei dieſem Neujahr alles hohe Wohlergehn, den großen Gott inbrünſtig bittend, daß er Dero Anſchläge und Consilia mit glücklichem Succes krönen und Ihnen Dero Jahre zum Troſt und Freud aller dovoten Unterthanen bis in das ſpäteſte Alter friſten wolle. Der ich bin

E. K. M.

allerunterthänigſter
treugehorſamſter Knecht
Wolden.

Küſtrin den 1. Januar 1732.

(Decret des Königs: „ſoll Specification der Neujahrs Wünſche ſchicken.“)

Allerdurchlauchtigster.

Ew. Kön. Maj. übersende hierbei die pro Nov. von dem Kronprinzen geführte monatliche Rechnung, woraus Dieselben allergnädigst zu ersehen geruhen werden, daß den obgedachten Monat 6 Rthl. 16 gr. 6 Pf. erspart worden, und also der ganze Bestand sich auf 77 Rthl. 10 Gr. 6 Pf. betrage. Und da man itzo gewisse Nachricht hat, daß der König von Pohlen über Sorau nacher Dresden gegangen, so wird der Kronprinz künftige Woche nach Mariens-walde gehen, um die Sache wegen der Glashütte daselbst zu examiniren. Uebrigens ersterbe ich mit aller ersinnlichen devotion.

E. K. M.

Küstrin den 5 Jan. 1732.

Allerdurchlauchtigster.

Ew. Königl. Majestät. allergnädigstes, an den Kronprinzen unter gestrigem Dato abgelassenes, Schreiben, hat bei demselben einen sehr großen Effect gethan, angesehn er doch die besondere aller-gnädigste Attention, so Ew. Kön. Maje. durch Ueber-sendung des Doctor Stahls haben blicken lassen, in seiner Krankheit ganz aufgemuntert und erfreut worden ist. Und da der Docter Stahl seine Un-päßlichkeit bloß für ein Catharral-Fieber hält, der Kronprinz auch bereits ziemlichen Appetit zum Essen bekömmt und überdem gut schlafen kann; Als hoffe nächst Gott daß sich die verlohrne Kräfte bald wie-der einfinden solten, als woran es ihm hauptsächlich fehlt, zumal da er dermaßen abgemattet, daß Er

kaum wohl die Kammer auf und abgehen kann. Von Champagner und Bourgogner Wein hat Er nicht das Geringste genossen, außer daß Ihm der Doctor die Medecine einmal mit zwei Löffeln Champagner Wein temperirt hat. Den völligen Zustand werden Ew. Königl. Majestät aus beigehender Relation zu ersehen allergnädigst geruhen, der ich verbleibe.

E. K. M.

Küstrin den 29 Jan. 1732.

(Decret des Königs: „gut, hoffe daß es keine schlimme Folgen weiter nach sich ziehen werde.")

Auch später, als der Kronprinz nach Ruppin versetzt worden war, blieb der Herr von Wolden sein Haushofmeister; einen Bericht von ihm an den König aus jener späteren Zeit theilen wir hier noch mit:

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Ew. Königl. Maj. allergnädigstes, unter heutigem dato abgelassenes Schreiben, habe diesen Augenblick zu erhalten die Gnade gehabt, worauf in tiefster Submission antworten wollen, daß es schwer, wo nicht ohnmöglich fallen werde, des Kronprinzen domestiquen mit bagage auf Einem Wagen fortzubringen, zumal da Er außer dem Kammerdiener doch wenigstens zwei Laquayen, ein eigen Bette, einen Coffer mit Kleidern und einen andern mit Weißzeug wird mitnehmen müssen. Zugeschweigen, daß es, meinem wenigen Bedünken nach, schlechte

grace haben würde, wenn der Kronprinz an einen auswärtigen und fremden Hof kommen sollte, ohne einen Pack-Wagen bei sich zu haben. Jedoch wird sich derselbe alles gefallen lassen, was Ew. Kön. Maj. hierunter zu disponiren allergnädigst geruhen werden. Ich verbleibe

E. K. M. ꝛc.

v. Wolden. *)

Ruppin den 24 Jan. 1733.

Eilftes Kapitel.

Hochzeitfeste. Feldzüge. Reisen.

Als eine Bedingung der Versöhnung mit dem Kronprinzen hatte der König die Vermählung der Prinzeß Friedrike mit dem Erbprinzen von Baireuth gefordert, um den Wickeleien, die die Königin, selbst in der bedrängtesten Zeit, nicht aufgegeben hatte, und jede Verbindung mit England mit einemmal zu durchschneiden.

Diese Vermählung, welche die völlige Aussöhnung des Kronprinzen mit dem Könige veran-

---

*) Er starb als Hofmarschall und Geh. Kriegs Rath den 16 März 1746 zu Rheinsberg im Gemache des Kronprinzen am Schlagfluß.

laßte, ward auf den 20. Nov. 1731 angesetzt. Der Kronprinz ward dazu eingeladen, verbat aber diese Ehre bei dem Könige schriftlich; erst am 23. Nov. traf er in aller Stille in Berlin ein. An diesem Abende war großer Ball bei Hofe. In bürgerlicher Kleidung und unerwartet mischte sich der Kronprinz in die Gesellschaft, beinah eine Viertelstunde stand er hinter dem Spieltisch der Königin, eh sie ihn bemerkte; endlich küßte er ihr die Hand. Die Freude der Königin theilte sich bald der ganzen Gesellschaft mit. Der König war sehr zufrieden, daß man nach seinem Willen sich fügte, er wünschte nicht nur den Hof, sondern die ganze Stadt von dem glücklichen Verhältniß seiner Familie zu unterrichten. Die Festlichkeiten der Vermählung der Prinzessin wurden verlängert und er ließ zu einem Hofball am 26 Nov. „viele Kriegs- und Hofräthe, mehrere Kaufleute und einige andere honette Personen bürgerlichen Standes nebst Dero Eheliebsten gnädigst invitiren, die sich diesen Abend auf dem Schlosse mit Tanzen vergnügten und mit Speiß und Trank bewirthet wurden."

Am 30. November speißte der König nebst dem Kronprinzen und viele der hohen Gäste bei dem Oestr. Feldmarschall von Seckendorf. An diesem Tage erhielt der Kronprinz die Uniform des von Götzischen Regiments, aber nicht die General-Majors Uniform, wie man erwartete. Auch mußte er sie wieder ablegen, als er sich am 4. December in Begleitung der Herrn von Wolden, Natzmer und Rohwedel wieder nach Küstrin auf die Domainenkammer

begab; hier trug er jetzt ein grünes Kleid nach bürgerlichem Schnitt. —

Eine neue Sorge des Königs war: den Kronprinzen zu vermählen. Die früheren Entwürfe der Königin sollten auch hier keine weitere Gültigkeit haben. Mehr als je war der König dem englischen Hofe abgeneigt und es war das Interesse Oestreichs, ihn durch Seckendorf in dieser Stimmung zu erhalten, dem Kronprinzen ward die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig Bevern (geb. d. 8. Sept. 1715.) zur Braut bestimmt.

Der Kronprinz ward den 29. Februar 1732 zum Obersten ernannt und im März traf der Herzog Franz Stephan von Lotharingen in Potsdam und Berlin ein, wo ihn Friedrich Wilhelm mit großen Ehrenbezeugungen empfing. Der Kronprinz mußte bei Hofe erscheinen, ob es ihm gleich nicht angenehm war. Unter den Festen zeichnete der 10. März sich aus. Es war des Abends ein Ball im Rittersaale und in der großen Gallerie angeordnet. Vor der Eröffnung desselben machte der König der überaus zahlreichen Gesellschaft die Verlobung seines Sohnes mit der Prinzessin von Braunschweig bekannt, worauf der Tanz begann, dem eine glänzende Abendtafel folgte.

Den 11. Morgens um eilf Uhr führte der König den Kronprinzen selbst als Präsidenten im General-Ober-Finanz und Kriegs-Directorium ein und hielt dabei eine kurze aber sehr nachdrückliche Rede. Zugleich ward der Hauptmann von Haake daselbst als Hofjägermeister mit Sitz und Stimme in Pflicht genommen; die Hoffeste dauerten wegen der An-

wesenheit des Herzogs von Lotharingen noch fort, an allen nahm der Kronprinz Theil.

Zu der neuen Einrichtung des Hofstaats des Kronprinzen befahl der König, ihm eine eigne Wohnung einzurichten. Er bestimmte dazu das, dem Zeughause gegenüberstehende alte Gouvernements-Haus; es wurde ganz abgebrochen, der Bau des neuen Hauses dauerte vom 24 März bis zum 20 December. Die hier zu angewiesenen Gelder waren:

	Rthl.	Gr.	Pf.
Aus der General Domänen Kasse.	10,370	20	3
Aus der Kronprinzlichen Kasse.	14,500	—	—
Aus den verkauften Materialien.	1077	22	4
	25,947 Rthl.	18 Gr.	7 Pf.

Für den Gouverneur, Grafen von Wartensleben, kaufte der König das Haus des Staatsministers von Katsch in der Königstraße für 22000 Rthl.

Im Juni 1733 reiste der Kronprinz mit dem König zum Hochzeitfest; den 10. d. M. trafen sie in Salzdahlen ein.

Den ersten Julius kam der König nach Potsdam zurück, hier war große Heerschau, der Kronprinz hatte ein eignes Regiment erhalten. Die kurmärkischen Stände bezeugten dem Kronprinzen ihren Glückwunsch zur Vermählung durch ein Geschenk von 20,000 Thaler, obgleich der König durch einen Befehl vom 16. Mai d. J. die sonst übliche Fräuleinsteuer bei der Hochzeit des Kronprinzen verbeten hatte.

Für die Kronprinzessin bestellte der König einen eignen Hofstaat; der Herr v. Wülknitz ward Oberhofmarschall, der Herr v. Wolden Oberhofmeister, die verwittwete Staatsministerin von Katsch ward Oberhofmeisterin, von Rohwedel Kammerherr, von Bredow Hofcavalier.

Für Stall, Küche und Keller wurden die Bedienten ernannt. Sie erhielt zugleich als Witthum das Amt Ruppin, wo ihr später gehuldigt wurde. Am 25. d. M. kam die Kronprinzessin, von ihren Eltern begleitet, in Potsdam an, zum feierlichen Empfange hatte der König drei Bataillons der größten Grenadiere aufgestellt. Nachmittags ging der König nach Berlin und am folgenden Tage trafen auch die fremden Herrschaften in Charlottenburg ein. Von hier begaben sie sich des Morgens um fünf Uhr in Begleitung von 59, mit sechs Pferden bespannten, Kutschen und vielen Cavalieren zu Pferde nach dem Exercierplatze bei Tempelhof, wo 20 Bataillons und eben so viel Schwadronen große Bewegungen ausführten. Um 1 Uhr erfolgte der Einmarsch der Truppen, er währte bis vier Uhr; hernach ward im Pfeilersaal auf dem Schlosse gespeißt, von wo die Prinzessin von allen Anwesenden nach dem neuen Palais des Kronprinzen begleitet wurde. Hier empfing sie am 28. die Glückwünsche sämmtlicher geistlicher und weltlicher Collegien.

Den 25 Julius Morgens um 5 Uhr, reiste der König in Begleitung des Kronprinzen nach Stettin, wo er Heerschau hielt; den 26. August kamen sie nach Berlin zurück.

Zu Anfang des Jahres 1734 befand sich der König sehr unwohl, der linke Fuß und die Brust waren mit dem schmerzhaftesten Zufällen geplagt und da ein gewisser Procurator ihm eine Nativität gestellt hatte, so glaubte er fest, er müsse um diese Zeit sterben. Er ließ daher am 9. Januar in Gegenwart der Minister von Bork, Podewils und Thulmeier und einiger Generale ein Codizill aufsetzen und es dem, bereits 1727 errichteten, Testamente beifügen. Mehrere Legate waren darin verordnet; die Königin war reichlich bedacht, der 2. Prinz sollte Wusterhausen, der dritte einige magdeburgische Güter, der vierte mansfeldische Güter erhalten; jede Prinzessin erhielt außer der Aussteuer von 100,000 Thaler eben so viel baar Geld. Damit dieser letzte Wille genau vollzogen werde, wurde das Codizill dem Kronprinzen vorgelegt, der das Versprechen gab, alles zu erfüllen und es an Eidesstatt unterschrieb. —

Bald erholte sich der König wieder; den 16. März 1734 unterzeichnete er den Kaufcontract über das Schloß Reinsberg, das der Kronprinz zu seinem Aufenthalt gewünscht hatte. Den 29 Junius Abends um 10 Uhr begab sich der Kronprinz nebst dem Markgrafen Friedrich von Schwedt und dem Prinzen Heinrich, nachmaligen Markgrafen von Schwedt, einigen Officieren und einer kleinen Suite von Berlin nach dem Lager an den Rhein. Die Königin hatte zum Abschied ihm einen Ball in Monbijou gegeben. Der König folgte am 7. Jul., kam aber am 14 Sept. nach Potsdam in einem Tragsessel zurück. Die Wasser- und Schlaf-

sucht bedrohten sein Leben ernstlich, er befahl Staffeten an seine Kinder zu schicken, die Aerzte, Hofrath Hofmann aus Halle, Hofrath Horch nebst zwei andern Doctoren wurden gerufen. Der Kronprinz hatte die Truppen am Rhein, 12,000 Mann, in die Winterquartiere geführt und traf den 12. Oct. in Potsdam ein.

Dieser Feldzug war für die militärische Bildung des Kronprinzen sehr wichtig, wenn auch die Waffen der Verbündeten gegen die Franzosen nicht glücklich waren. Er lernte das Feldlager und den Umgang mit den Soldaten zur Kriegszeit kennen, der König erlaubte ihm nicht anders, als immer im freien Felde mit seinem Regiment zu campiren, zu jedem Kriegsrath, den der alte Prinz Eugen berief, ward auch der Kronprinz eingeladen und er lernte hier die östreichische Kriegskunst und ihre Mängel an der besten Quelle kennen.

In der Instruction an seine Generale sagt Friedrich: Eugen pflegte zu sagen „wenn ein General nicht Lust hätte etwas zu unternehmen, so dürfe er nur Kriegsrath halten." In der That vereinigt man sich darin selten über ein Unternehmen. Ein Feldherr, dem der Fürst ein Heer anvertraut, muß selbst zu handeln wissen und das Vertrauen des Fürsten ermächtigt ihn nach seiner Einsicht zu befehlen. —

Aus Besorgniß für die drei jüngeren Söhne legte der König für sie (17. März 1735.) einen Schatz an, der auf dem Schlosse zwischen der General-Finanz und General-Kriegskasse seinen Platz erhielt; im Beisein des Kronprinzen legte er 600,000

Thaler an diesem Tage ein. Am 28. Jul. passirte das Kronprinzliche Regiment die Specialrevue in Berlin, bei welcher Gelegenheit der Kronprinz zum General-Major ernannt wurde. Prinz August Ferdinand paradirte an diesem Tage als gemeiner Musketier in diesem Regimente, ward den folgenden Tag zum Fähnrich ernannt, obgleich er vorher schon Officier von einem Husarenregiment war.

Den 23. Sept. trat der Kronprinz eine Reise nach Preußen an, um dort nach einer, ihm mitgegebenen, weitläuftigen Instruction, sowohl die Militär- als Kammersachen, zu untersuchen, denn die Kammer hatte sich durch eine erbetene Remission von 175,000 Thaler dem Könige nicht besonders empfohlen. Der Staatsminister von Görne folgte dem Kronprinzen. Er nahm seinen Weg über Küstrin, wo er mit einer dreimaligen Salve aus allen Kanonen der Wälle begrüßt ward.

Der Präsident von Lesgewang hatte vom Könige den Auftrag, den Kronprinzen durch Preußen zu begleiten und ihm die nöthige Auskunft zu geben, wie wir aus folgendem Antwortschreiben sehen.

„Allerdurchlauchtigster" 2c.

Ew. Königl. Majestät allergnädigste Kabinets-Order vom 17. Mai wegen des Kronprinzens Königl. Hoheit Anherkunft, hat die hiesige Kriegs- und Domainen-Kammer im tiefsten Respect erhalten und wird dieselbe Ew. Königl. Majestät Allergnädigsten Befehle in allen Stücken ein schuldiges Genügen leisten, wie denn auch Ew. Königl. Majestät aus der, mit dieser Post an Höchst Deroselben von

der Kammer abgestatteten, allerunterthänigsten Relation mit mehreren zu ersehen geruhen werden, was allbereit darauf veranlaßt worden; ich werde indessen, sobald Ihro Königl. Hoheit hier in Preußen, Gott gebe, glücklich angelangt sein werden, meiner schuldigsten Pflicht nach, mich ohne Verzug zu Deroselben verfügen und demjenigen, was Höchstdieselben zu befehlen geruhen, oder auch vom Collegio etwa von Dero Ankunft in Königsberg zum voraus ausgearbeitet wissen wollen, und von dem Zustand der Aemter und Ew. Königl. Majestät Kassen nachrichtlich verlangen, schuldiger maßen nachkommen und gehörig besorgen damit Ew. Königl. Majestät Allerhöchstem Befehl in allem stricte und punctuel nachgelebt werde. Sollten aber Ihro Königl. Hoheit nicht verlangen, daß ich die ganze tour durch hiesiges Königreich mit Ihnen thun sollte, so werde mich dann so fort wieder hierher zurück an meine Arbeit verfügen. Der ich in der allertiefsten Devotion und unveränderter Treue ersterbe.

Ew. Königl. Maj.
Allerunterhänigst treu gehorsamer Diener
W. Lesgewang.

Königsberg den 23. Sept. 1735.

Außerdem hatte der König an die Kriegs- und Domainen-Kammer insbesondere einen Befehl erlassen, worauf diese Antwort:

„Königsberg den 22. Sept. 1735."

„Die Preußische Kriegs- und Damainen-Kammer berichtet allerunterthänigst auf die erhaltne

allergnädigste Cabinetsorder vom 17. Sept. a. c. wegen des Kronprinzen Königl. Anherkunft nach Preußen.

Ew. Königl. Majestät allergnädigste Cabinetsorder vom 17. Sept. a. c. wegen Dero Königl. Hoheit, Gott gebe! glücklicher Anherkunft nach Preußen, haben wir mit der gestrigen Post erhalten, und daraus mit tiefstem Respect ersehen, was Ew. Königl. Majestät dieserhalb zu verfügen befohlen. Wie wir nun dem allen auf's allergehorsamste nachzukommen nicht ermangeln werden, also sind die Departements-Räthe, welche mehrentheils ohnedem in die Aemter, die Bestellung der Wintersaat zu besorgen, abgereiset, auch schon informiret, in ihren Departements sich finden zu lassen, um Ihro Königl. Hoheit von allem nach Verlangen Rede und Antwort zu geben auch sofort dasjenige zur Execution zu bringen, was Ihro Kön. Hoheit zu erinnern und anzuordnen geruhen werden. Wegen Vorspann zu Ihro Kön. Hoheit Reise ist uns zwar in der allergnädigsten Cabinetsorder nichts befohlen, dahero wir auch nicht wissen, wie viel und zu welcher Zeit solche parat gehalten werden sollen, doch haben wir indessen Verfügung ergehen lassen, daß auf allen Fall Vorspann parat gehalten werden soll. Beharren übrigens mit allerunterthänigster Treue.

E. K. M.

Allerunterthänigst
treu gehorsamste Diener.

v. Lesgewang Rosey. Dr. Krüger.
Staffelstein, A. B. v. Loeben. Wage.

Am 16 Mai 1736 fand sich der unglückliche König Stanislaus von Pohlen in Berlin ein, Friedrich Wilhelm suchte ihn seinen Aufenthalt angenehm zu machen, sie rauchten jeden Abend dreißig Pfeifen Taback; auch bei dem Kronprinzen war er öfter zu Tafel.

Im August begab sich die Kronprinzessin nebst ihrem Gefolge nach Rheinsberg, einem Schloß bei Ruppin, das der Vater dem Kronprinzen gekauft hatte, und bewirthete hier zum erstenmal den König und die Königin. Dies geschah den 4. Sept., an welchem Tage eine große Jagd gehalten ward. Der Kronprinz, der sich angelegentlicher, als zuvor mit dem Soldatenwesen beschäftigte und bei seinem Regimente gute Ordnung hielt, gewann das Vertrauen und die Liebe des Königs immer mehr.

Von der Schönheit des Regiments des Kronprinzen erzählte man sich eben so viel, wie von seinen Versen, und selbst Voltaire wundert sich nicht wenig, daß der junge Metaphysiker so firm auf dem Paradeplatze ist. Friedrich beantwortet ihm seine Anfrage in einem Briefe v. 7. Apr. 1737. „Wodurch hat mein Regiment Ihre Neugier erregen können? Ich wünschte, es wäre durch seine Tapferkeit bekannt und nicht durch seine Schönheit. Ein Regiment muß sich nicht durch eitlen Aufzug, Putz und äußern Flitter auszeichnen. Ganz andere Krieger führte Alexander, da er Griechenland unterwarf und Asien eroberte. Ihr Schmuck war das Schwert, lange Gewohnheit hatte sie zu schwerer Arbeit gehärtet, sie wußten Hunger und Durst und jedes Uebel zu ertragen, das ein langer Krieg mit

sich führt. Strenge Zucht hielt sie zusammen, um rasch denselben Zweck und die größten Unternehmungen des Feldherrn geschwind und glücklich auszuführen." —

So werth Homer, Horaz Virgil und Voltaire dem Kronprinzen waren, so viele Nächte er bei Wolfs Metaphysik durchwachte, so versäumte er sich nicht in der Kriegswissenschaft. Die Feldzüge der alten und neuen Feldherrn waren ihm bekannt, auch über das Kriegswesen unterhielt er einen Briefwechsel mit unterrichteten Männern, besonders mit dem Obersten Camas. —

Zwölftes Kapitel.

Die Republik in Rheinsberg. — Auszüge aus dem Jahr- und Tagebuch.

Nahe bei Ruppin, wo das Regiment des Kronprinzen stand, liegt das Städchen Rheinsberg *) hier ward ihm von dem Könige ein schöner Rittersitz auf dem Lande angewiesen und erlaubt, nach seiner Angabe sich das Schloß aufzubauen und die Anlagen des Parks zu erweitern. Rheinsberg ge-

*) 53° 24′ N. B. 31° 9′ L. S. Hennert Beschreibung des Lustschlosses und Gartens v. Rheinsberg. 1778. — Vues de Rheinsberg M. pr. Ekel.

hört zu den Oasen der Mark; wenn man auf tiefen Sandwegen, zwischen Feldern, deren dürftige Saaten den unfruchtbaren Boden ankündigen, zwischen Dörfern, deren verfallne Hütten die Armuth des Landmannes nicht verbergen, von Berlin nördlich nach der Abdachung, die gegen die Nordsee sich verflacht, hinabgeht, und überall die Auffchwemmungen von Sandhügeln sieht, die hier das Meer zurückgelassen hat, auf denen nur trauriges Nadelholz Wurzel schlagen konnte, so werden wir angenehm überrascht, wenn wir die Feldflur von Rheinsberg betreten. Das Rhynflüßchen gießt Lebenskraft in die ausgetrockneten Adern des Bodens und Landseen versorgen mit erquicklichem Ueberfluß Feld und Wiesen. Hier begegnen uns Pferde von edlerem Wuchse und auf den Triften treiben sich wohlgenährte, glatte Rinder und feinwollige Schaafe munter umher. Zwischen das starre Nadelholz hat sich die Birke mit beweglicherem Blatt hereingestellt, die Landschaft wird lebendiger durch die gemischten Schattirungen des Laubholzes nnd am Wege ladet den müden Wanderer der Schatten der duftenden Linde, und des rauschenden Buchenwaldes zur Ruhe. Wo die Natur von selbst schon so freigebig ist, gelang es dem Fleiß und der Geschicklichkeit von ihr noch schönere Gaben zu gewinnen. Ein Blüthenschnee bedeckt im Frühjahr die Obstpflanzungen, edlere Gartenfrüchte zieht der erfahrne Gärtner und selbst den Mandelbaum und den Weinstock hat er am Spalier gezogen und an den nordischen Himmel gewöhnt. Suchen wir aber nach der Zerstreuung und der Theilnahme, die das Nützliche anregte, einen

gefälligen Ort, wo die Natur es erlaubt, uns ungestört den Gedanken, dem Gefühl, zu überlassen, die wir aus dem lärmenden Gedränge der Gesellschaft mit uns hinaustragen in die hohen Buchengänge, so wählen wir den Park von Rheinsberg zu unserm stillen Aufenthalt. —

Das Schloß war geräumig und bequem, die lustigen Freunde wohnten neben den ernsten, ohne einander zu stören, die Frauen erfuhren wenig von ihrer Unruhe. Die Tafel und der Keller waren nicht überfüllt, die Gesellschaft geistreich genug ohne Rausch.

Friedrich lernte in strenger Entbehrung den Werth des freien Lebens kennen, er hatte nur an edleren Freuden Gefallen, Roheit war aus seinem Kreise verbannt. Vielleicht war die schwerste Aufgabe für ihn dies beides zu vereinigen, daß er mit allem Diensteifer und kindlichem Gehorsam den Befehl des Vaters erfüllte und zugleich auch mit voller Neigung der Wissenschaft mit den Freunden lebte. Die Ordnung seines Regiments haben wir erwähnt, wie groß die Besorgniß war, dem Könige in allem sich versöhnt, gehorsam, gefällig zu erweisen, zeigen uns die Briefe, die er dem Vater schreibt und davon wir eine schöne Sammlung zum erstenmale mittheilen. Wie schwer es ihm auch ward die Poesie und Philosophie zu versäumen, um die Montirungstücke nachzusehen und die Recruten zu messen, so sah er den Dienst immer als seine Pflicht an, nach deren Erfüllung er erst sich zu der weit größeren Anstrengung wissenschaftlicher Beschäftigung wendete. Nicht aber mit strenger Besorgung des ge-

forderten Dienstes allein suchte er dem Vater zu genügen, er wußte auch durch andere Gefälligkeiten sich ihm zu empfehlen und sich in seiner Gunst immer mehr zu befestigen. Er schaffte von dem erspaarten, oder mühsam aufgeborgten Gelde große Recruten an, die er öfter mit 6000 Thaler bezahlte und dann dem Vater für einen mäßigeren Preiß überließ, er suchte eben so aus seinem Revier große Hirsche dem Könige zur Proforçe Jagd nach Potsdam zu bringen, mit fetten Hühnern, kalten Pasteten, Austern und Seefischen, die der Vater gern aß, versorgte er seine Tafel. Dafür war der König wiederum gefällig genug, sich, wenn er das Regiment gut in Ordnung fand, nicht mehr um die Flöte und die französischen Verse des Kronprinzen zu kümmern und ihn dem vertrauten Kreise seiner Philosophen und Poeten zu überlassen. Suchen wir einmal die frohe Gesellschaft in Rheinsberg auf. Es ist schon Abend, im Park ist es ruhig, wir fahren, von Schwänen, wie von Delphinen begleitet, über den mit Hügeln begränzten See, an den anmuthigen Inseln vorüber; die Worte über dem großen Portal: „Friderico tranquillitatem colenti“ sagen uns, welchen Göttern hier geopfert wird. Aus dem Schlosse tönt uns die Harmonie einiger Instrumente entgegen, wir unterscheiden bald, daß es nicht lärmende Tanzmusik ist. Die Flöte übernimmt das Solo, der Kronprinz giebt ein Concert von eigner Composition. Doch nicht den ganzen Abend wird musicirt, wie es leider in unsern Gesellschaften gewöhnlich ist, wo selbst die angenehmste Musik oft langweilt, weil man Niemanden zum Wort kom-

men läßt, das doch gegen den Ton auch seinen gültigen Anspruch hat. In Rheinsberg gilt die Musik eben nicht mehr als das Geläut der Kirche, theils ruft sie die Gesellschaft, theils soll sie eine gleiche, beruhigte Stimmung der Gemüther verbreiten und auch in der Aufregung ihnen Maas und Harmonie erhalten.

Die Musikstücke werden zusammen gelegt, man unterhält sich französisch, einige Gesänge der Henriade werden vorgelesen. Die Rollen zum Cäsar sind auch schon vertheilt, man hat sich eingeübt, jeder wählte den Character, der ihm am meisten zusagte, man lies't mit Gefühl und Ausdruck. So vergegenwärtigt man sich das alte Heldenthum, um die, an Thaten dürftige, Gegenwart zu schmücken, und zu gleichem Ruhme sich zu begeistern.

Ein Paquet wird von der Post gebracht, an dem Siegel, der Hand, erkennt man sogleich, daß es von Suhm, dem geliebten Diaphanes ist, er schickt die Fortsetzung von Wolf's Metaphysik. „Seid unbesorgt," tröstet der Kronprinz die poetische Gesellschaft „ich will euch nicht mit in die dunkle Kammer der Philosophie nehmen, zumal heut, da Allgarotti bei uns ist, den wir mit andern Früchten als mit deutscher Metaphysik unterhalten müssen!" Der heitre Cäsarion Kaiserling ist am schnellsten damit einverstanden, er zerstreut die Unterhaltung, die schon ernst zu werden beginnt durch einige lustige Abentheuer, die er an fremden Höfen erlebt, und weiß sich gegen die Zweifel, die

man an seiner Ritterschaft hat, trotz seines Podagras, gewandt zu wehren. Der Hauptmann, Baumeister und Mahler v. Knobelsdorf breitet jetzt seine Mappen aus und führt die Gesellschaft in ferne Lande, die er gesehen, und in flüchtigen Umrissen haut er schon Schlösser und Opernhäuser für künftige Zeiten auf. Auch das Ordenshaus wird gezeichnet, wo sich die Ritter ohne Furcht und Tadel vom Bayard-Orden, den der Kronprinz gestiftet, einst versammeln sollen. Zu dem Baumeister hat der Mahler Pesne sich gesellt, dessen berühmter Pinsel die Plafonds der Säle verziert hat.

Ein neuer Gast tritt ein: „Vive Jordan et sa bonne humeur!“ ruft ihm der Kronprinz entgegen. Wirklich, es ist Jordan, der aus dem Bücherstaube seiner Bibliothek sich aufgemacht hat in die heitre Welt von Rheinsberg. „Eine neue Ausgabe des Horaz, mein Prinz! auf holländischem Papier, mit silbernen Lettern gedruckt, in Pariser Marokin gebunden mit goldnem Schnitt und Noten von Bentlei, Hamsterhusius, den beiden Burmännern, Valkenar, Daniel Heinsius und vielen andern Heroen der classischen Litteratur; — auch bring ich Briefe — — „Briefe von Voltaire!“ unterbricht ihn der Kronprinz, verstecke sie nicht hinter deine schweinsledernen Notenmacher, gieb uns die Briefe, die Schriften. Wirklich ist Voltaire so gefällig, die ersten beiden Acte des Mahomet, wie sie aus der Feder geflossen sind, seinem Federico nach Remusberg zu schicken. Da werden die Champagnergeister aus dem Keller herauf beschworen, um dem fernen

Landsmann einen feurigen Gruß zuzurufen, der Wein und der Witz schäumt in goldenen Perlen und so buntfarbig das Kleid ist, das die Gesellschaft trägt, so ist's doch Ein Geist der sie belebt, der Geist der Bildung, der Humanität, und die man für die Getrenntesten halten könnte, findet man hier eng verbündet, ein jeder wird in diesem Kreise ein Anderer, als er draußen war. Der Prediger Achard vergißt seine Amtsmine und weiß scherzhaftem Angriff mit gleicher Waffe zu begegnen, der Mylord Marschall hat den ganzen Abend nur einmal „God dam!" geflucht, ohne sich dabei auf Porter und Roastbeef zu berufen, der Oberst Fouqué drang niemanden die Geschichte seiner Feldzüge und Pferde auf, der italienische Graf beklagte sich nicht: keine Orangenwälder zu finden, der französische Marquis schwieg von dem Stammbaume seines alten Hauses und der Kronprinz las seine eignen Gedichte nicht vor, wenn man eben Racine und Voltaire vor sich liegen hatte. — Indem so ein Jeder sich zu bescheiden mußte und sich nicht mit origineller Anmaßung geltend machen wollte, gewann die Gesellschaft die heiterste Harmonie. — Fröhlich, wie man sich versammelt hatte, ging man auseinander, jeder suchte ungestört im stillen Kämmerlein die Ruhe und was ihm sonst die freigebigen Götter bereitet hatten.

Hier glaubte Friedrich die glücklichen Inseln der Hesperiden gefunden zu haben, mit keinem Dorfe bei Rom wollt' er tauschen, er unterhielt sich gern mit den entfernten Freunden des Auslandes von dem milden Himmel, den schönen Umgebungen und der frohen Beschäftigung und was er nur sonst

von Rheinsberg zu rühmen weiß. Hören wir darüber ihn selbst. An Suhm schreibt er (15. August 1736):

Ich kehre nun in meine Einsamkeit zurück, wo ich mich ganz dem Studium überlassen werde. — Wolf, wie Sie leicht denken können, nimmt eine Stelle auf meinem Schreibtisch ein, dann kömmt auch die Reihe an Sieur Rollin, die übrige Zeit weih' ich den Göttern der Ruhe und den Musen. Gresset, ein Dichter, von dem sie manches gehört, vielleicht gelesen haben, wird zu mir kommen, mit ihm der Abbé Jordan, Kaiserling Fouké und der Major Still. — Was für ein widriges Schicksal trennt uns, geliebter Diaphan, und warum können wir nicht in Rheinsberg unsre Tage neben einander im Schooße der Wahrheit und Unschuld verleben?

Dort unter dichtbelaubten Buchen
Lehrt Wolf im milden Frühlingschein
Den irren Geist die Wahrheit suchen,
Und mögen auch die Pfaffen schrein
Und unserm freien Streben fluchen. —
Die Charis und die Scherze wohnen
Auf diesem anmuthreichen Land,
Doch sind, wo jene Holden thronen,
Die andern Götter nicht verbannt.
Minerva wird, und Mars gegrüßt
Mit unsrer Lyra Feierklange,
Bacchus mit festlichem Gesange,
Wenn seine Schaale überfließt,
Und schweigsam opfern wir in stillen Nächten
Cythere! deinen Zaubermächten!

Das ist die Beichte, die ich Ihnen über das Leben ablege, das wir in jenen glücklichen Aufenthalte führen, wo uns der Himmel noch lange Herberge geben möge." —

Ueber die Art und Weise der Beschäftigung giebt er dem Freunde in einem folgenden Briefe (23. Oct. 1736) Bericht: „Ich glaube Sie werden es nicht ungern sehen, wenn ich Ihnen ein Paar Worte von unsern ländlichen Zeitvertreiben schreibe, denn mit denen, die uns theuer sind, spricht man gern recht ausführlich und wenn's auch nur Kleinigkeiten sind. Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Klassen getheilt; die erste umfaßt die nützlichen, die andere die angenehmen in sich. Zu den nützlichen zähle ich das Studium der Philosophie, der Geschichte, der Sprachen; zu den angenehmen die Musik, die Trauerspiele, Lustspiele die wir aufführen, die Redouten und Feste, die wir geben. Immer aber gewinnen die ersteren Beschäftigungen den Vorrang vor den Uebrigen und ich darf schon sagen, daß wir die Vergnügen sinnig in das Leben streuen, um dem Geiste Erholung zu geben und das mürrische Wesen und den Ernst der Philosophie durch die Grazien aufzuheitern. —

In Rheinsberg schrieb Friedrich viele historische und philosophische Abhandlungen, unter denen sich die Betrachtungen über das Europäische Staatensystem und die Prüfung des Principe von Machiavel besonders auszeichnen, auch besitzen wir noch manches Gedicht und eine Menge Briefe von ihm aus jener Zeit; an Voltaire allein sind neunundsechzig von Rheinsberg, oder Remusberg, wie er es ge-

wöhnlich scherzhaft zu nennen pflegte, geschrieben und auch er wird mit dem glücklichen Aufenthalte bekannt gemacht. „Uns fehlt — schreibt ihm Friedrich (v. 9. Nov. 1738.) — in Rheinsberg, um vollkommen glücklich zu sein, nur ein Voltaire. Wenn Sie aber gleich fern von uns leben, so sind Sie dennoch mitten unter uns. Ihr Bild schmückt meine Bibliothek, es hängt über dem Schranke, der unser goldnes Vließ bewahrt, unmittelbar über Ihren Werken, und dem Ort gegenüber, wo ich gewöhnlich sitze, daß ich sie immer vor Augen habe. Fast möcht ich sagen: Ihr Bild sei mir die Memnonssäule, die, wenn die Sonnenstrahlen sie berührten, harmonisch ertönte, und wer sie anschaute, dessen Geist ward belebt. — Erinnern Sie sich immer der kleinen Colonie in Remusberg und zwar, um Hirtenbriefe nach Ihrer Art an sie zu richten. Dieser Trost ist in Ihrer Abwesenheit nöthig und Sie sind ihn Ihren Freunden schuldig.“ —

Am treusten und lebhaftesten unterrichtet uns ein Brief des Baron von Bielefeld über das Leben in Rheinsberg. *) Der König besuchte den Kronprinzen öfter in Rheinsberg, dann zogen die lustigen Tischgenossen sich zurück und einige alte Staabsofficiere nahmen über Tisch ihren Platz ein.

Der Feldmarschall Grumbkow fand es nun auch gerathen, sich dem Kronprinzen wieder zu nähern. Er benutzte einst die gute Tischlaune des Königs, ihn zu bereden, die Schulden des Kronprinzen zu

*) v. B. lettres familieres T. I. lettre VIII. S. Beilage 3.

bezahlen; dieser gab sie auf 40,000 Thaler an und der Vater lies sich willig finden.

Mit Seckendorf hatte der Kronprinz sich auch versöhnt, er machte durch ihn Geldgeschäfte mit der Kaiserin in Wien, doch scheint ihm diese Hülfe nicht genügt zu haben, er wendet sich sehr dringend an Suhm in Petersburg und bittet ihn in allegorischen Ausdrücken, die sie früher verabredet hatten, um 12000 Thaler. Er schreibt ihm von Rheinsberg 1737: „Da Sie nun einmal mein Commissionär in Rußland sein wollen, so bitte ich, mir die neue Ausgabe vom Leben des Prinzen Eugen zu verschaffen, die man bei Ihnen druckt; das wird das kürzeste sein. Die Absendung an mich wird leichter, der Accord mit dem Buchhändler viel sichrer sein und ich werde dabei meine Rechnung viel besser finden, als bei den Wiener Buchhändlern, die langsam drucken, den Subscribenten keinen Credit geben und die mit einem Worte mir nicht anstehen. Man verlangt zwölf Exemplare (12000 Rthl.) von mir; die sie bestellt haben, verfolgen mich bei Tag und Nacht, als ob ich eine Druckerei in meinem Hause hätte und nach meinem Belieben sie befriedigen könnte. Ich werde Antiken machen lernen und das Handwerk derer treiben, die neue Münzen nachprägen, um mich aus der Verlegenheit zu ziehen. Kurz, eilf oder zwölf Personen bestehen steif und fest auf das Leben Eugen's, sie fordern es, was es auch kosten mag. Denken Sie sich meine Lage! Ich thue Gelübde an alle Heilige und ohne Sie würd' es schlimm mit mir stehen. Schließen Sie daher mit dem Buchhändler den Accord, ich

gebe Ihnen dazu gänzliche Vollmacht, meine Sache kann sich nicht in bessern Händen befinden, als in den Ihrigen. Ihre Klugheit und Wolf stehen mir für den günstigen Erfolg ihres Unternehmens." —

Im März 1737 erhielt er zur besseren Einrichtung seines Hofstaats eine jährliche Zulage von 12000 Thalern, er führte sein Regiment dem Könige zur Spezialrevue vor und ging dann im August mit der Kronprinzessin nach Rheinsberg, zurück, wohin ihnen der König folgte. Den 1. Sept. mußte der Kronprinz mit dem Prinzen Wilhelm, der eingesegnet wurde, in Potsdam das Abendmahl nehmen. Die Königin, die den Sommer in Wusterhausen nach dem Wunsch des Königs lebte, ohne daß daselbst sehr für ihr Vergnügen gesorgt war, kam am 6. Dec. nach Berlin zurück; der Kronprinz und die Kronprinzessin waren von dem Könige nach Berlin geladen. Er hatte zur Belustigung Puppenspiele verschrieben, denen er wärend der Weihnachtzeit ein Theater auf dem Stallplatze aufbauen ließ. Im Januar machte der König dem Hofe ein schlimmes Geschenk durch Verminderung seiner Tafelgelder, bisher waren 24 Thaler täglich bestimmt, jetzt setzte er sie auf 12 Thaler herab. Der Kronprinz erfuhr auch einen starken Abzug. Den 24 April wurde von diesen ersparten Tafelgeldern aus der Domänencasse 30,000 Thaler unter Bedeckung eines Lieutenants und vier Mann von den Leibhusaren nach Potsdamm geführt und dem Könige zugezählt.

Die Kronprinzessin blieb den Winter über ganz still in Rheinsberg und kam erst im Mai nach Berlin.

Die Revue über das Kronprinzliche Regiment, machte diesmal dem Könige besonders große Freude, da kein anderes Regiment so große Rekruten aufzuweisen hatte. Der König bat sich dafür auf Mittag bei dem Kronprinzen zu Gast.

Der König, der öfter schon an Gicht litt, bekam jetzt starke Anfälle vom Chiragra, sie machten ihn so besorgt, daß er die Königin und seine Kinder nach Potsdam kommen ließ, damit sie bei seinem Abschiede von der Welt gegenwärtig sein möchten. Er erholte sich jedoch so schnell, daß er noch im Julius eine Reise nach Cleve antrat, auf der ihn der Kronprinz, Prinz August Wilhelm, der Fürst von Dessau, der General Buddenbrock, die Obersten von Derschau und von Haack und der Hauptmann Graf von Wartensleben begleiteten. Er dehnte die Reise bis nach Holland aus und besuchte am 1 August den Prinzen von Oranien in Loo. Auf der Rückkehr wurde die Braunschweiger Messe besucht. Hierher hatte der Graf von der Lippe Freimaurer aus Hamburg und andern großen Logen eingeladen und der Kronprinz wurde in der Mitternacht vom 14 auf den 15 August feierlich nach allen Prüfungen in die Brüderschaft aufgenommen. *) Den 16. Aug. langte die ganze Gesellschaft glücklich in Potsdam an.

Die Kränklichkeit des Königs nahm wieder zu und alle seine Umgebungen, besonders aber der Kronprinz hatten viel davon zu leiden. Dies spricht

*) Bielefeld lettres familieres T. I, L. IV. S. Beilage 4.

sich besonders in den Briefen aus, die Friedrich in jener Zeit an seinen Freund Camas schrieb.

Der Kronprinz ging den 7. Juli 1738 mit dem Fürsten Leopold von Dessau nach Preußen, und war bei der letzten Musterung gegenwärtig, die hier der König abhielt. Diese war sehr stürmisch, indem z. B. bei dem Alt-Waldowschen Regiment vom Obersten an fast alle Officiere cassirt wurden. Hierauf ging der Kronprinz nach Rheinsberg, von wo er den 29. August wieder in Berlin eintraf und am folgenden Tage der Einweihung der Dreifaltigkeitskirche beiwohnte.

Im November dieses Jahres kaufte der Kronprinz des gelehrten la Croze schöne Bibliothek von dessen Erben und schenckte sie dem Herrn Jordan. la Croze war königlicher Bibliothekar und galt für den größten Wisser seiner Zeit, nicht für den größten Weisen. Friedrich gab Valtairen von seinem Tode folgende Nachricht: „(v. 1. Jun. 1739.) Wir verlieren den gelehrtesten Mann iu Berlin, das Repertorium aller Gelehrten in Deutschland, ein wahres Magazin von Kenntnissen. So eben hat man Herrn la Croze mit zwanzig verschiedenen Sprachen, mit der Quintessenz der ganzen Geschichte und einer Menge Geschichtchen begraben, von denen seinem ungeheuern Gedächtniß nicht der kleinste Umstand entging. — Mußte er so viel studiren um am Ende nach achtzig Jahren sich begraben zu lassen? die glänzenste Seite an ihm war sein Gedächtniß, was man auch zu wissen verlangte er citirte Buch und Seite, ohne je zu fehlen. Er kannte alle philosophische Systeme ganz genau und zwar

die geringsten Kleinigkeiten so gut, als die Hauptsätze, war aber dabei ein herzlich schlechter Philosoph." —

Den 17 December Abends um 5 Uhr langte der Herzog von Braunschweig nebst seiner Gemahlin und einem großen Gefolge unter dreimaliger Abfeurung der Kanonen von den Wällen in Berlin an, nachdem sie des Mittags bei dem Obersten von Derschau in Spandau gespeißt hatten. Der Kronprinz und seine Gemahlin waren ihnen bis dorthin entgegengefahren. Bei dem Eingange zu des Königs Zimmer wurden sie von der Generalität und den Ministern empfangen und hineingeführt, wo sie den König, hart am Podagra leidend, im Bette liegend fanden. Den 22. d. M. Abends fuhr die Braunschweigische Herrschaft in der Stadt, deren Hauptstraßen erleuchtet waren, umher, und besuchten auch den sogenannten Christmarkt, welcher damals in der Heiligen Geist-Straße gehalten wurde. Der Kronprinz nebst seiner Gemahlin und die übrigen Prinzen begleiteten sie, öfter stiegen sie aus dem Wagen um die Waaren zu sehen und zu kaufen. Den 23. wohnte die Königin, der Kronprinz die Kronprinzessin und der Herzog und die Herzogin von Braunschweig der Taufe eines Kindes des Landjägermeisters von Schwerin bei; Abends sollte Maskenball gehalten werden. Der König wußte von dem letztern, und es war nicht nach seinem Geschmack. In aller Stille erließ er an den Berliner Magistrat einem Cabinetsbefehl, sämmtlichen Kaufleuten in der Residenz, welche mit Maskenkleidern handelten, scharf zu verbieten, dergleichen Waaren

zu halten und zu verkaufen, mit der Bedrohung, „daß wenn nach Verlauf von acht Tagen nach diesem gegebenen Befehle, dergleichen noch bei irgend jemand gefunden würden, des Kaufmanns ganzer Kram weggenommen werden sollten.“ Dagegen wurde zum Vergnügen des herzoglichen Ehepaars ein Saujagen in Grunewald gehalten und die erlegten Schweine unter die Judenschaft von Berlin vertheilt, die sie nach der Hoftaxe bezahlen mußte. Eine zweite Belustigung der fremden Herrschaften war eine Judenhochzeit in der Spandauerstraße. Den 16. Nov. reisten der Herzog und die Herzogin nach Braunschweig zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Des Königs Krankheit. Testament. Tod. Handschriftliches Jahr- und Tagebuch.

Die Gesundheit des Königs war gegen Ende dieses Jahres (1738) sehr bedroht. Es wurde alles aufgeboten, um den Mismuth zu vertreiben, der ihn oft befiel, und was er wünschte, suchte man auszuführen. Er befahl zum 2. Januar 1739 eine Schlittenfahrt; es lag wenig Schnee, aber der ganze Hof wurde eingeladen. Die Theilnehmer versammelten sich im Hotel des Staatsministers von Marschall und nahmen von da ihren Weg vor dem Schloß vorbei nach dem großen Paradeplatze. Der

König saß am Fenster und sah zu. Am folgenden Tage wurde sie wiederholt. Man versammelte sich im kronprinzlichen Palais. Der Kronprinz und die andern Prinzen nahmen Theil. Am 23. Januar befahl der König wieder eine große Schlittenfahrt, er und die Königin fuhren selbst mit; der Kronprinz lag diesmal krank zu Bett. Im Februar ging der König nach Potsdam, der Kronprinz mit seiner Gemahlin nach Rheinsberg, wo sie bis zum 25 Mai blieben. Den 21 Mai rückte der Kronprinz mit seinem Regiment in Berlin zur großen Revue ein. Den 22. speißte derselbe bei dem Könige, der über Tafel gegen ihn äußerst gnädig war und ihn versicherte, er sei mit seiner Aufführung völlig zufrieden, wolle auch deshalb alles bisherige zwischen ihnen obgewaltete Mißverständniß, welches von gewissen bösen Leuten (Grumbkow und Seckendorf waren in diesem Jahre gestorben *) gestiftet worden, abstellen und völlig vergessen. Er versprach dem Kronprinzen 100,000 Thaler zur Bezahlung seiner Schulden und sagte ihm, daß er sich nun um seine Lebensweise gar nicht mehr kümmern werde.

Den 9. Junius passirte der Kronprinz mit seinem Regiment die letzte Revue vor dem Könige. Das Wetter war schlecht, der König sehr schwach, er wurde aber heiter, da der Kronprinz ihm 150

*) Beide Günstlinge haben nicht glücklich geendet: Seckendorf zog sich die Ungnade des östreichischen Hofs zu, daß er verwiesen ward, und gegen Grumbkow war Fr. Wilh. in den letzten Jahren sehr kalt; der Tod befreite ihn von einer strengen Untersuchung.

auserlesene Rekruten vorführte, von denen er dem Vater sechs Stück für 10,000 Thaler für die Leibgarde abtrat. Mittags speißte dieser bei dem Kronprinzen. Er schenkte ihm im August die Stuterei in Preußen, worüber der Kronprinz allen seinen Freunden, selbst Voltairen, sein Erstaunen und seine Freude mittheilte. Kleine Mißhelligkeiten fanden noch öfter statt, doch wars nicht von langer Dauer, so verließ am 21. Sept. der Kronprinz mit seiner Gemahlin Berlin sehr eilig, wegen eines Zwistes mit dem Könige; beide kehrten aber in den Wintermonaten nach Berlin zurück nnd begleiteten den König auf den Christmarkt, wo große Illumination statt fand. Mit Ende dieses und zu Anfang des folgenden Jahres (1740) verschlimmerten sich die Gesundheitsumstände des Königs sehr. Man suchte ihn so viel als möglich Unterhaltung zu verschaffen, weshalb auch der Kronprinz am 4. Januar ein prächtiges Gastmahl und Ball gab; doch war der König nicht gegenwärtig, obwohl er es früher versprochen. Er war unwillig, als er erfuhr, daß der Kronprinz zu diesem Feste Geld geborgt und befahl ihm, den 18. Januar zu seinem Regiment nach Ruppin abzugehen. Diese Ungnade dauerte aber nicht lange; Podagra und Wassersucht machten ihm große Schmerzen und er verlangte nach dem Kronprinzen, er ließ ihn durch Estafette am 17. Januar nach Berlin rufen. Den 21. März glaubte der König gewiß zu sterben und hielt nochmals eine feierliche Versöhnung mit dem Kronprinzen. Erst am 31 Mai ging es wirklich mit dem Könige zum Tode. Er übergab noch früh um 11 Uhr dem Kronprinzen

Krone und Scepter, die Schlüssel zum Schatz und ertheilte ihm seinen Segen. Der Geheimrath Bockerodt nahm ein eignes Protokoll darüber auf.

Der König zeigte sich bis zu seinem letzten Athemzuge als einen strengen Herrn über Leben und Tod, wie sonst gegen andere, so jetzt, da es ihm selber galt. Er ließ sich den Sarg, in dem er bald liegen sollte, hereinbringen und gab in Gegenwart der Generalität und anderer Hofchargen für seine Beerdigung dem Kronprinzen folgenden Befehl:

„Mein lieber Sohn! Ich habe es hier nöthig gehalten dir folgende Anweisung zu geben, damit du wissen möchtest, wie ich, wenn es Gott gefallen haben wird, mich aus dieser Welt abzufordern, es mit meinem Körper gehalten wissen will. Mein Wille ist also:

1. Daß man, sobald ich verschieden bin, meinen Körper wasche, daß man mir weiße Wäsche anlege und mich auf ein hölzernes Brett ausbreite. Nachdem man mich rasirt und wohl gereinigt hat, bedecke man mich mit einem Tuche und lasse mich etwa so vier Stunden liegen. Dann soll mein Körper in Gegenwart des Generallieutenant Buddenbrok, des Obersten Derschau, des Obersten Einsiedel, des Major Bredow, der Hauptleute Pritz und Hacken, des Adjudanten von meinem Regimente und meines Kammerlakeien geöfnet werden. Man soll genau untersuchen, was die Ursach meines Todes gewesen ist und in welchem Zustande die Theile meines Körpers sich befinden: aber ich verbiete schlechterdings, daß außer dem Wasser und den

sonst etwa darin befindlichen Feuchtigkeiten, irgend etwas davon genommen werde. Nach der Oefnung soll man mich von neuem mit aller möglichen Reinlichkeit waschen und mir meine beste Uniform anziehen. Man soll mich in den Sarg legen, der nicht garnirt ist. So soll man mich die ganze Nacht liegen lassen.

2. Man soll den Soldaten meines Regiments neue Uniform nebst Huth und allem Zubehör geben. Der Hauptmann Lange und die übrigen Officiere der Uebercompletten, so wie 6 Subalternen vom dritten Bataillon und alle Uebercompletten sollen an dem Tage die Wache in der Stadt besetzen.

3. Den folgenden Tag soll man mein Regiment versammeln, welches seine Bataillons auf folgende Art formiren soll. Das erste Bataillon soll vor dem Schlosse Front machen. Der rechte Flügel soll sich da, wo die Mauer anfängt, an den Fluß anlehnen. Das 2. Bataillon soll linker Hand zur Seite stehn und das dritte hinter dem vorigen. Sie sollen ganz vollständig sein und jeder Grenadier soll drei Patronen bekommen. An jede Fahne soll ein Flor gebunden werden und die Trommeln sollen schwarz bekleidet sein. Auch die Pfeifen und Hautbois sollen mit Schwarz umwunden sein. Die Officiere sollen am Huthe, am Arme, an der Schärpe und dem Portd'epee Flöre tragen.

4. Der Leichenwagen, den man aus meinem Marstall in Berlin nehmen kann, soll bis unten an die grüne Treppe fahren. Die Pferde sollen mit den Köpfen nach dem Fluß zustehen. Acht Hauptleute von meinem Regimente sollen mich auf

den Wagen setzen und dann wieder an ihren Posten gehen. Eben diese Hauptleute sollen, wenn der Zug vor der Kirche angekommen ist, mich wieder von dem Wagen herabnehmen. Auf dem Wege nach der Kirche sollen die Soldaten meines Regiments, das Gewehr umgekehrt unter dem linken Arme haben; die Trommelschläger sollen den Leichenmarsch schlagen, und die Pfeiffer die Melodie spielen: „O Haupt voll Blut und Wunden.“ Wenn der Leichenwagen vor dem Regimente vorbeigefahren ist, soll er bei der eisernen Thür still halten und dann soll das Regiment vor dem Wagen vorbeimarschiren. Das erste Bataillon soll sich gerade vor der Kirche in Ordnung stellen, das zweite neben dem ersten, das dritte neben dem zweiten. Dann soll der Zug seinen Anfang nehmen. Mein Regiment zieht vor dem Wagen her; dieser folgt unmittelbar darauf. Meine Söhne Wilhelm und Heinrich bleiben beim Regiment; Du aber mein ältester Sohn und der kleine Ferdinand, ihr folget in eurer Uniform dem Wagen, so wie die Generale und Officiere, die nicht zu meinem Regimente gehören, die wenn sie wollen, sich hier einfinden können. Auch die beiden Prediger meines Regiments, Cochius und Oesfeld sollen dem Wagen folgen.

5. Die acht erwähnten Hauptleute sollen meinen Leichnam durch eben die Thür, durch welche sich gewöhnlich ging, in die Kirche tragen. Auf meinen Sarg soll man meinen besten Degen, meine beste Schärpe, mein bestes Portepee, ein Paar vergoldete Sporen und einen vergoldeten Helm legen. Man wird im Berliner Zeughause dergleichen fin-

den. Wenn die Hauptleute mich am Eingange des Grabes werden hingesetzt haben, sollen die Hautboisten sich hören lassen und mein Kapellmeister Ludovici soll die Orgel spielen. Unterdessen sollen die Hauptleute wieder an ihren Posten treten. Es werden sich dann wohl unter meinen Generalen Einige finden, welche mir die letzte Pflicht erweisen und mich in die Gruft versenken.

6. Man soll von Berlin 24 Sechspfünder kommen lassen die 12 mal hintereinander feuern sollen. Dann sollen die Bataillons eins nach dem andern Feuer geben, aber das Geschütz soll den Anfang machen.

7. Ich will nicht, daß die bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche militärische Leichenrede gehalten werden soll. Nach dem Feuern sollen die Bataillons sich trennen und ein Detachement Grenadiers soll die Fahnen dahin bringen, wo du es befiehlst. Jede Compagnie soll vor die Wohnung ihres Hauptmanns zurückgeführt werden und jeder Grenadier soll das gewöhnliche Geschenk, wie es zur Exerzierzeit Sitte ist, erhalten.

8. Den Abend soll den Generalen, so wie allen Officieren von meinem Regimente und allen Uebrigen, die dem Leichenzuge beigewohnt haben, ein Mahl gegeben werden und zwar in dem großen Saale. Ich will, daß sie gut bewirthet werden sollen, daß dazu das beste Faß Rheinwein, welches ich in meinen Kellern habe, geöffnet, und daß überhaupt diesen Abend nichts als guter Wein getrunken werden soll.

9. Ich befehle, daß mir 14 Tage nach meinem Tode in allen Kirchen meines Landes eine Leichenpredigt über die Worte gehalten werden soll: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten bis ans Ende.“ Man soll von meinen Handlungen und meinem Betragen, so wie überhaupt von dem, was mich betrifft, weder etwas Gutes, noch etwas Böses sagen; sondern man soll sich begnügen, der Gemeine zu sagen, daß ich es expreß verboten habe und man soll hinzusetzen, daß ich vor meinem Tode meine Sünden erkannt und im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und meines Erlösers gestorben sei.

10. Meine Bedienten sollen keine Trauerkleidung haben; sondern sollen ihre gewöhnliche Livree und dazu einen schwarzen Flor auf dem Huthe tragen. Mit Einem Worte, ich verlange, daß man nicht so viel Wesens mit mir machen soll.

Ich zweifle nicht, mein lieber Sohn, daß du meinem Willen genau nachleben wirst. Ich bin bis ans Grab dein getreuer Vater.“

Deutsche Briefe des Kronprinzen an den König.

Wir lassen nun eine Sammlung deutscher Briefe Friedrichs folgen, die er als Kronprinz seinem Vater schrieb; sie dürfen als das schönste Zeugniß der gänzlichen Versöhnung gelten und lassen uns einen tiefen Blick in das wahrhaft kindliche Gemüth des Kronprinzen thun.

Sire!

Ew. Königl. Majest. allergnädigstes Schreiben aus dem Lager bei Wehlau vom 9. und 12. dieses haben bei mir eine so große und herzinnigliche Freude erwecket, daß ich fast keine Worte denken kann. Ich preiße aber die göttliche Güte, welche Ew. Maj. auf bisheriger fatiguanten Reise so gesund erhalten und rufe dieselbe inbrünstig, daß selbige auch auf der Rückreise über Dero allertheuerste Person walten und dieselbe bei erwünschtem Wohlsein und aller ersinnlichen Zufriedenheit zurückbringen wolle. Uebrigens zählte schon Tage und Stunden, welche mich so glücklich machen werden Ew. Maj. mich wieder zu Füssen legen zu können. Ihro Maj. die Königin sind vorgestern zum erstenmahl wieder zur Tafel gegangen und erholen sich, Gott sei Dank, von Tag zu Tag besser, so daß Sie bald

im Stande zu sein verhoffen nach Monbijou fahren zu können. Ich eile zum Schluß, um Ew. Maj. Geduld und Gnade nicht zu mißbrauchen und verharre bis an den letzten Augenblick meines Lebens mit submisseſter Veneration.

Ew. Maj.
allerunterthäniſter gehorſamſter
treuer Sohn und Diener
Friedrich.

Berlin den 17 Jul. 1731.

Allergnädigſter König und Vahter.

Ich habe die gnade gehabt meines allergnädigſten Vahters ſchreiben zu erbrechen und antworte meinen allergnädigſten Vahter in aller unterthänigkeit, das den letzten Brif, ſo ich von der Printzes bekommen, Kurtz fohrher geweſen iſt, als ich nach Potsdam gegangen und ich auf ſolchen heut vohr 8 Tage ſchon geantwortet habe und ſeiterdem keinen Brif nicht von ihr gekrieget, morgen mit der Poſt hatte nun denn auch ſchreiben wollen, die Briewe kommen aber alle und gehen ſehr lankſam von hier wek, denn ſie müſen alle von Fehrbellin, wohr die Poſtſtation iſt, über Berlin gehen und von dar erſt nach ihren adreſſen. Dießes mag wol die urſache ſein welche die Briwe ſo lange aufhelt, ſonſt habe doch alle woche 1 mahl gewiß hin geſchriben. Es iſt vohrgeſtern ein Unterofficier von Grapens Compagnie von Nauen Deſertiret nun iſt demſelben nachgeſchickt worden, weiß aber nicht ob ſie ihn kriegen werden, ſonſt iſt gottlop noch alles beim Regiment richtig, der ich mich in meines allergnädigſten Vah-

ters beständige Gnade empfehle und verharre im tiefsten Respect meines allergnädigsten Königs und Vahters

getreu gehorsamer Diener
und Sohn
Friedrich. *)

Ruppin den 4 Sept. 1732.

Von des Königs Hand:

„wo ist der Unterofficier hin."

Allergnädigster König und Vater.

Berichte meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß der Baron von Veit von Bareit hier gekommen und mir einen Brief vom jungen Markgrafen mit bracht, woselbst er mir zum Gevatter bei der Tochter bat, da meine Schwester mit niedergekommen, ich wünsche also meinem allergnädigsten Vater viel Glück dazu und hoffe, daß er noch gleich als wie auch mit diesem neugebornen Kinde viel Freude erleben möge. Die Zelte haben wir ein paar Tage aussonnen lassen und sind solche gestern wieder abgebrochen worden, hier ist in so weit alles gut, der ich mich allerunterthänigst zu meines allergnädigsten Vaters beständiger Gnade empfehle und verharre in tiefster Submission und Respect.

Meines allergnädigsten ꝛc.
getreu gehorsamster Diener
und Sohn
Friedrich.

Ruppin den 6. Sept. 1732.

*) Nur in diesem Briefe hat man die Orthographie der Handschrift beibehalten.

Allergnädigster König und Vater.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters Befehl gemäß alle Anstalten gemacht, daß wir mit dieser Mundirung bis in Monat Mai auskommen können und wird solches auch recht gut angehen, bis auf die Schleifen, so wir auf der Mundur haben, welche so zerrissen sind, daß keine mehr ganz ist. Nun haben wir noch von derselbigen Art Schleifen, welche auch schon bezahlt sind, wenn mein allergnädigster Vater erlaubt, so können wir selbige auf diese Röcke wieder auffetzen, so wird die Mundirung wieder ein Ansehen kriegen. Uebrigens ist hier Gottlob! alles gut bei dem Regiment und haben wir Gottlob fast keine Kranken. Uebrigens empfehle mir zu meines allergnädigsten Vaters beständiger Gnade und verharre jederzeit ꝛc.

Ruppin den 11. Sept. 1732.

Allergnädigster ꝛc.

Ich habe die Gnade gehabt aus meines allergnädigsten Vaters Schreiben in aller Unterthänigkeit zu sehen, daß mein allergnädigster Vater zu wissen verlangt, in was vor einem Dorfe sich der Schäfer aufhielt, da ich meinem allergnädigsten Vater von geschrieben, so heißet dieses Dorf Bressegarren und ist unter einem Schwerinschen Amte, der Amtmann aber ist des Kriegsrath Cramer sein Schwager und konnte es wohl angehen, daß ihm selbiger uns in die Hände spielte, dieweil der Kerl dann und wann hier 3 Meilen von der Grenze seine Schaafe hüthen geht und sich des Nachts bei seiner Heerde aufhält, 6 Wochen oder 2 Monat Zeit müßte man wohl haben, alsdann die Sache

gewiß angehen kann, ich erwarte hierauf in aller Unterthänigkeit meines allergnädigsten Vaters gnädigste Order und verbleibe ꝛc.

Ruppin den 19. Sept. 1732.

Von des Königs Hand: Decr. an den Kriegs Rath Cramer „sein Schwager wär da unten, soll suchen den Kerl habhaft zu werden, wenn es nicht anders wär, soll suchen ihn an der Grenze zu kriegen und stillschweigend ohne Lärm wegnehmen lassen."

Allergnädigster ꝛc.

Ich habe heute die Gnade gehabt meines allergnädigsten Vaters Schreiben in aller Unterthänigkeit zu erhalten, wovor ich allerunterthänigst danke. Heut habe aus Kopenhagen Briefe vom Hauptmann Grävenitz gekriegt, welcher mir schreibt, daß ein Haufe Deserteurs von uns bei ihm gewesen wären und ihn gebeten, wieder hier in Dienste zu kommen, er schreibt es wären die meisten Leute von 10 bis 11 Zoll, also bitte meinen allergnädigsten Vater ganz unterthänigst mir ein Stück 10 Pardon Briefe zu schicken, damit er solche Leute von ihren Capitains loskaufen möchte. Weiter schreibt er, daß der General Löwener von der Cavallerie 10 Mann und 30 Pferde per Compagnie ausgesetzt habe. Die Briefe, so ich heute von Braunschweig gekriegt sagen, daß die Herzogin noch nicht solle besser werden. Gottlob beim Regiment ist noch alles gut; der Oberste Bork hat aus Schweden Briefe, daß der Fähnrich Brockhausen, welcher daselbst für ihn auf Werbung liegt 2 Mann engagiret hat, einen von 6 Fuß und 1 Zoll und der andere von 11 Zoll, ich

hoffe, daß wo er so fortfährt, wir bei der Revue meinem allergnädigsten Vater schöne Recruten weisen werden, und daß er auch veste glauben wird, daß ich mit unterthänigstem und kindlichen Respect ersterbe ꝛc. ꝛc.

Ruppin den 28 Sept. 1732.

Decret des Königs:

„gut 12 Pardonbriefe."

Allergnädigster ꝛc

Vorgestern Nachmittag ist der Markgraf von Bareit hier gekommen und ist gestern Nachmittag wieder nach dem Regiment gereiset, er hat nicht wollen auf die Jagd ziehen, dieweil er besorgte, er möchte zu spät nach dem Regiment kommen, so bin ich nachgehends hingewesen und habe den Hirsch geschossen, so mein allergnädigster Vater mir erlaubt, er hat nur zehn Enden, die Jäger sagen aber er wäre aus der Neuen (Mark) hier herübergewechselt und war ein Jägerbursch, der da sagte, er kannte ihn. Heute habe einen Brief vom Fürsten gekriegt, welcher verlanget, ich sollte einen Unteroffizier meines Regiments, Namens Quickmann, los geben, als frage meinen allergnädigsten Vater allerunterthänigst an, wie ich mir dabei zu verhalten habe. Selbiger Unteroffizier ist vor einigen Jahren von meinem allergnädigsten Vater dem Major Söldener geschenkt worden. Wenn der Fürst von Anhalt einen guten Kerl in seiner Stelle geben wollte, so glaube, daß der Major wohl damit würde zufrieden sein, denn sonderliches ist an dieses Unterofficiers Conduite nicht dran. Morgen gehe wieder nach die Schweitzer

Dörfer und werde mit die beständige Gefälle bald fertig sein, erwarte alle Tage den Landmesser. Uebrigens ersterbe in tiefstem Respect und Submission ꝛc.

Ruppin den 19 Oct. 1732.

Decret des Königs:

„soll ihn nit weggeben, oder der Fürst soll erstlich einen 9 zölligten Kerel davor zahlen."

Friedrich Wilhelm.

Allergnädigster ꝛc.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters Schreiben in aller Unterthänigkeit erhalten und danke meinem allergnädigsten Vater allerunterthänigst, daß er solches approbirt. Sobald der Landmesser die Vermessung wird anfangen können, so werde mich dabei machen und soll es dann nicht lange säumen, in Neustadt können sie die Spiegels nicht eher gießen, bis die Form, oder die eiserne Platte in Berlin fertig sei. Der ich ꝛc.

Ruppin den 13 Jan. 1733.

Allergnädigster.

Kaum hatte ich meinen Brief gestern geendiget, daß wieder Lärm geschlagen wurde, es ist zwar solches in einem Hinterhaus, woselbsten die Leute Brandtwein gebrennet haben und Stroh auf die Blase gelegt, ausgekommen. Das Haus ist zwischen lauter Feuerfesten gelegen gewesen, zum großen Glücke hat solches nicht weiter um sich gegriffen und ist dieses Haus allein verbrannt und ein Hinterhaus

dabei niedergerissen worden. Der Schade wird ohngefähr auf 600 Thaler geschätzt, und glaube ich, das die Negligence der Burgemeisters viel Schuld dran ist, welche besser auf die Feuer Ordnung halten sollten. Im übrigen ist Gottlob noch alles gut hier. Der ich ꝛc.

Rupin den 27 Febr. 1733.

Decret des Königs:

„soll berichten was an der Feuerorder fehlet und wer sein Devoir nicht gethan."

Allergnädigster ꝛc.

Ich habe heute meines Allergnädigsten Vaters gnädigen Befehl wegen unserer neuen Päße und wegen Dero dem Regiment assignirten Feuerstellen in aller Unterthänigkeit empfangen und werde meines allergnädigsten Vaters Befehl in allen Stücken suchen nachzuleben und wird der Oberster und ich zusehen, auf was Art wir die Compagnie egalisiren. Es hat der Hauptmann Grap zwei schöne Kerls nach der Rangirung bekommen, wovon der Eine 10 Zoll und der andrer 9 hat. Es sind auch zwei Cavaliers von Darmstadt hier gewesen, welche dieselben sein werden, welche meinem allergnädigsten Vater die Recruten gebracht haben, sie haben mir Complimente vom Landgrafen gebracht, der Kapitain Breidlach sagte mir, wie daß er sich Hoffnung machte, mein allergnädigster Vater würde so gnädig sein und ihm das Johanniter Kreuz geben. So glaube ohne Zweifel, er werde sich schon deswegen

bei meinem allergnädigsten Vater gemeldet haben. Wir exerciren jetzo alle Tage ein Bataillon ums andere Divisions-Weise und wird noch was Arbeit kosten, eher als wir in Ordnung kommen. Der ich. ꝛc

Rupin den 27 April. 1733.

Allergnädigster ꝛc.

Ich bedanke mir ganz unterthänigst vor das gnädigste Schreiben, so ich von meinem allergnädigsten Vater erhalten habe und wünsche, daß er sich jederzeit in guter Gesundheit befinden möge. Aus Braunschweig habe ich beinahe 14 Tage keine geringste Nachricht erhalten, also daß gar nicht weiß, wie es mit des Herzogs Zustand sein mag, hoffe aber doch alles gutes. Der Fürst von Bernburg ist gestern hier gewesen, aber in vier Stunden wieder nach Hause gefahren. Er hat mir gesagt, daß er mit der Prinzeß Albertine vom seligen Markgraf Albrecht versprochen ist. Uebrigens muß meinem allergnädigsten Vater berichten, daß wie der Lieutenant Fink, so von meinem Regiment durch Permission des Herzogs von Lotharingen dort auf Werbung ist, als er seinem Geschäften nach durch ein lotharingisch Französisch Dorf passirte, doch ohne das geringste dort zu tendiren, von dem Franzosen ist arrestirt worden und gefänglich nach Metz ist gebracht worden. Ich bitte meinen allergnädigsten Vater ganz unterthänigst sich seiner anzunehmen, dieweil ich gewiß weiß, daß er nichts in Frankreich tendiret, *) sondern nur um einen Recruten, so ihm

*) Er hatte einen lotharingischen Edelmann, Johann von König, angeworben, welcher wieder austrat und welchen er bis ins französische Gebiet verfolgte.

desertiret durch das französische Lotharingen nach das teutsche gereiset ist, um ihn bei die Ohren zu kriegen. Der ich ꝛc.

Rupin den 6 Mai 1733.

Allergnädigster ꝛc.

Ich bedanke mir ganz unterthänigst, daß mein allergnädigster Vater mir so gute Nachrichten aus Braunschweig vom Herzog gegeben hat. Es hat mir die Prinzes einige Würste geschickt, wovon ich mir unterstehe Meinem allergnädigsten Vater einige zur Probe ganz unterthänigst zu übersenden, wünschend, daß sie meinem allergnädigsten Vater schmecken mögen. Der ich ꝛc.

Rupin den 13. Mai. 1733.

Allergnädigster ꝛc.

Ich habe Meines Allergnädigsten Vaters Order gestern Abend, da ich 3 Meilen von Rupin auf der Hirschjagd war, bekommen und bin also fort zurückgekommen und wäre gestern Abend auch gleich fortgegangen, wenn nur so geschwinde hätte Pferde kriegen können. Ich bin jetzo um halb 8 Uhr hier angekommen und erwarte was mein allergnädigster Vater mir weiter vor Orders geben wird. Wegen den Lieutenant Desfort habe die Stafette sofort abgeschickt. Der ich. ꝛc

Berlin den 19. Sept. 1733.

Decret des Königs:

„soll Mittwoche herkommen und seine Frau mitbringen und Madam Kats und Brcdo, sonst kein Mensch.“

Allergnädigster ꝛc.

Ich habe meines allergnädigster Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit erbrochen und bedanke mich ganz unterthänigst vor die hohe Gnade, so mein allergnädigster Vater vor mir gehabt wegen des Guts Reinsberg zu kaufen, ich werde solche Zeitlebens mit ganz unterthänigstem respect erkennen. Hier ist Gottlob beim Regiment alles gut, also wollte mein allergnädigster Vater ganz unterthänigst mir erlauben, diese Woche nach Berlin zu gehen und künftige Woche, wenn es mein allergnädigster Vater vor gut findet, nach der Frankfurther Messe; ich wollte daselbst ein Paar Pferde zu meinem Gespann kaufen und hingegen ein ander Pferd verkaufen. Der ich ꝛc.

Rupin den 2. Nov. 1733.

Von des Königs Hand:

„ich würde ihm schon schreiben, wenn er soll nach Berlin kommen, wenn ich Zeit hätte"

Allergnädigster ꝛc.

Ich bin meines allergnädigsten Vaters Befehl gemäß heute nach der Jagd gewesen, als aber mit vieler Trauer gehört, daß mein allergnädigster Vater umpaß, so bin wieder hier zurück gekommen. Hier bei dem Regiment, steht gottlob alles wohl und habe ich 3 schöne Recruten von dem Herzog von Eisenach gekriegt, alle 3 über 11 Zoll. Ich habe auch bereits mit einigen Landjunkern wegen das Gut und Reinsbergischen Inventario gesprochen und wollen sie künftige Woche den Anschlag davon

machen und werde ich auch Montag hingehen. Der Feldscher, so bei mir war, ist wirklich gestorben und werde mir anitzo erkundigen, um einen wieder zu kriegen. Uebriges wünsche von Grund meines Herzens, daß der liebe Gott es mit meines allergnädigsten Vaters Podagra bald wieder zur Beßrung leiten möge und Er mir stets die Gnade thun zu glauben, daß kein Mensch mit mehrer Devotion, Treue, Liebe und Respect gegen Ihn ist, als wie

meines allergnädigsten Vaters ꝛc.

Rupin den 11. Dec. 1733.

Allergnädigster. ꝛc

Ich bedanke mir ganz unterthänigst vor die Rangliste so Mein allergnädigster Vater so gnädig gewesen ist mir zu schicken. ich habe bei dem Regimentviel Prozess gefunden. Unter andern so ist ein Unglück in Nauen geschehen, da ein Bursche von Major Quats Compagnie, der den Mondirungsboden bestohlen und derowegen Spießruthen laufen müssen, in währenden Gassenlaufen einen Burschen das Bajonet von der Seite gezogen und einen Burschen damit blessirt. Der Kerl aber, so Spießruthen gelaufen hat, ist schleunig gestorben. Nun habe den Regimentsfeldscher hingeschickt, um ihn zu seciren, um zu wissen, woran er gestorben, dieweil man vermuthet, er möchte sich vergeben haben. Hier haben wir unterschiedene Arrestanten wegen Dieberei und dergleichen. Der ich ꝛc.

Rupin den 18 Jan. 1734.

Von des Königs Hand:

„nit gut, soll scharf strafen, doch nit an Tod, alsdann es sich bald stillen soll. Keine kleine Dieberei passiren lassen."

Allergnädigster ꝛc.

Berichte meinem Allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß nachdem der Kerl von Major Quats Compagnie ist secirt worden, so hat sich gefunden, daß er einen Schaden im Kopf gehabt hat, welches er vermuthlich wird gekriegt haben, als er mit dem Bajonet, in die Leute nach vorn. Sonst ist Gottlob alles gut bei dem Regiment, wir haben wenig Kranke. Der Oberste Bork ist jetzunter auch wieder besser. Auf die Woche werde nach Rheinsberg gehen, um mit dem Oberstlieutenant die Unterschrift des Kaufcontracts zu beschleunigen und werde auch einige Sauen streifen; ich empfehle mich ꝛc.

Rupin den 21 Jan. 1734.

Allergnädigster ꝛc.

Berichte meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß vorgestern beiderseits wohl hier angekommen, gestern hat meine Schwester Amalie bei uns gegessen, heute habe meinen Bruder Ferdinand gesehen, welcher recht gesund ist, jetzund bin dabei, um hier alles in Ordnung zu bringen, was noch nöthig gegen das, daß der Prinz Carl hier kömmt. Wenn mein allergnädigster Vater erlauben wollte,

daß, wenn ich hier mit allen fertig wäre, zu Ende dieser Woche so lange zum Regiment gehen könnte, bis daß Prinz Karl nach Potsdam käme, auch seind noch Sauen auf der Heide, die gerne tod machen wollte, eher als die verbotne Zeit angeht, überdem haben wir von dem Regiment Werbungleute gekriegt, die noch nicht getheilt sind und die wir nun theilen wollen. Der ich ꝛc.

Rupin den 25 Febr. 1734.

Allergnädigster ꝛc.

Gestern Abend bin ich in die Comedie gewesen, welche aber nicht sonderlich war und waren nicht über 20 Menschen drein; von dar bin ich auf die assemblée gewesen, wo sich mehr Menschen funden. Heute werde beim General Borken gehen, sonsten höret man hier wenig neues, ich erwarte übrigens mit ganz unterthänigstem Respect, ob mein allergnädigster Vater mir erlauben wird, auf einige Tage zum Regiment zu gehen. Der ich ꝛc.

Berlin den 17 Febr. 1734.

Antwort des Königs:

Mein lieber Sohn.

Ich habe aus Euern Schreiben ersehen, was ihr für passetems in Berlin gehabt. Sonsten könntet ihr auf einige Tage zum Regiment gehen. Ich bin ꝛc.

Friedrich Wilhelm.

Potsdam den 18 Febr. 1734.

Allergnädigster ꝛc.

Ich habe die Gnade gehabt Meines Allergnädigsten Vaters gnädig Schreiben unter dato des 29.

nebst der Mappe wohl erhalten und überschicke auch solche hierbei unterschrieben allerunterth. wieder zurück. Wegen der Jagd werde nicht ermangeln mit dem Oberjägermeister zu correspondiren. Ich wünsche nur, daß wir einmal möchten gute Zeitungen von meines allergnädigsten Vaters Krankheit hören, es werden ja so vieler Leute inbrünstiges Gebet und Wünsche bei Unserm Herr Gott was ausrichten. Wollte Gott ich könnte meinem allergnädigsten Vater helfen, ich wollte gern mein Leben vor Ihn lassen. Der ich ꝛc.

Rupin den 30 Nov. 1734.

Antwort des Königs:

„Ich schicke ihm 12 Hetzhunde, damit könnte hetzen, könnte sie austhun bei die Bauern."

Allergnädigster ꝛc.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in Allerunthänigkeit erhalten und freut mich sehr zu hören, daß mein allergnädigster Vater gottlob nun besser ist. Der Markgraf hat die Jagd nicht abwarten wollen, sondern ist denselben Tag wieder weggegangen, so bin ich allein dageweſen und habe eine große Bache gehetzt, die Hunde sind nicht zu verbessern und kann ich meinem allergnädigster Vater nicht genugsam davor danken. Anitzo mache ich Anstalt gute Obstbäume dies Frühjahr in Rheinsberg zu setzen und da alles in Ordnung zu setzen, auf daß, wenn ich einmal die Gnade habe, meinen allergnädigsten Vater da zu sehen, ich

Ihm die Wirthschaft und alles in Ordnung zeigen wollte. Der ich ꝛc.

Rupin den 7 Dec. 1734.

Antwort des Königs:

„Wo er Lust hätte auf 2. 3. Tage nach Schwedt zu gehen seine Schwester zu besuchen, zufrieden, aber bei Heinrich zu kommen, soll ohne vermuthet geschehen."

Allergnädigster ꝛc.

Hierbei überschicke meinem allergnädigsten Vater in allen Unterth. die Stücke aus dem Archive wieder zurück, welche ich Dero gnädigen Erlaubniß gemäß durchgelesen habe. Auch hat mir der Oberjägermeister geschrieben, daß die beide Jagden bei Schönebeck fertig werden, also wollte, wenn mein allergnädigster Vater damit zufrieden wäre, den 14 dahin um sie abzujagen. Der ich ꝛc.

Rupin den 12 Dec. 1734.

Allergnädigster ꝛc.

Berichte meinem allergnädigsten Vater in aller Unterthänigk., daß noch alles richtig bei dem Regiment ist, wir haben bereits angefangen zu feuern und hoffe ich, daß mein allergnädigster Vater bei der Revue auch wird zufrieden sein. Weil ich vernommen, daß mein allergnädigster Vater gern kalte Pasteten ißt, so nehme ich mir die Freiheit eine in aller Unterthänigk. zu überschicken, wie auch Kibitz Eier, welche ich eben bekommen. Der ich ꝛc.

Rupin den 23 April 1735.

Eigenhändig vom König:

„Ich danke, werde seine Gesundheit trinken."

Allergnädigster ꝛc.

Ich bedanke mir ganz unterthänigst bei meinem allergnädigsten Vater vor des General Majors Patent, so Er so gnädig gewesen, mir zu überschicken, wie auch vor das Geld vor die Flügelmänner, welches wir mit allem Fleiß anwenden werden, um uns künftiges Jahr zu verbessern; gestern Nachmittag um 2 Uhr sind wir allhier eingerückt ohne Kranken, Maroden oder einzigen Abgang zu haben, einzig, als wir aus Berlin ausmarschiert sind, hat sich ein Bursch von des Capitain Grävenitz Compagnie verstochen, ich habe es dem Commandanten melden lassen. Der ich ꝛc.

Rupin den 3 Jul. 1735.

Allergnädigster ꝛc.

Ich berichte meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß gottlob noch alles wohl bei dem Regiment ist. Es thut mir sehr leid, daß meine Schwester Sophie noch krank ist, ich wünsche von Herzen, daß es sich bald mit ihr bessern möge. Gestern bin ich in Rheinsberg gewesen, woselbst es sich anjetzo alle Tage bessert. Hierbei nehme mir die Freiheit meinem allergädigsten Vater, ein Paar pularden zu schicken, die ich habe in der Haushaltung fett machen lassen; in einem halb Jahr werde ich so viel davon haben, als mein allergnädigster Vater immer nur befehlen wird und werde ich mir eine große Freude machen, um Ihm mit etwas aufwarten zu können, was Ihm angenehm wäre. Der ich ꝛc.

Rupin den 4 Sept 1735.

P. S.

Eben erhalte die traurige Nachricht, daß mein Schwiegervater, der Herzog zu Braunschweig, gestorben sei, ich habe gedacht ich würde den Tod vor Schrecken haben, in dem man nicht gewußt, daß er krank wäre. Ich glaube meine Frau wird sehr betrübt darüber sein, so wollte meinen allergnädigsten Vater bitten, ob Er erlauben wollte, daß ich nach Berlin kommen dürfte, um sie zu trösten und wollte unterthänigst fragen, auf was Art die Trauer bei uns sein sollte, sowohl vor ihr als mir und die Domestiquen. Der ich rc.

Rupin den 7 Sept. 1735.

Antwort des Königs:

„Thut mir leid, seine Leute müssen alle schwarz sein. Er einen blauen Rock schwarz Futter schwarze Aufschläge, schlechten Hut mit Flor. Reitknecht sollen den blauen Rock lassen, doch schwarz Futter, Aufschläge und Westen und Hosen, Kutscher, Laqayen, Pagen, alles schwarz.“

Allergnädigster rc.

Ich habe vor meiner Abreise mir nochmalen zu meines allergnädigsten Vaters beständigen Gnaden ganz unterthänigst empfehlen wollen, morgen früh werde ich von hier wegreisen, ich versichre meinen allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß ich nichts in der Welt versäumen werde, um Sein hohes Interes zu beobachten und wofern ich nicht so reussiren sollte, als ich es wünsche, so werde

allein den größten chagrin davon haben. Ich hoffe zu Gott meinem allergnädigsten Vater in vollkommener Gesundheit wieder die Gnade zu haben aufzuwarten. Der ich ꝛc.

Berlin den 22 Sept. 1735.

Allergnädigster.

Berichte meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß es sich Gottlob viel mit meiner Frau gebessert hat, doch hat sie noch einen schlimmen Hals behalten. Der Herr von Göhren ist gestern und heute bei mir gewesen und haben wir wegen seiner Instruction viel zusammen gesprochen und weilen es noch keine Eile darum hat, so geben wir uns rechte Mühe, um nichts zu versehen, oder zu vergessen, was dabei möchte nöthig sein. Der französische Gesandte läßt sich gar nicht sehen, es sagen alle Leute, er schäme sich wegen den Frieden, und hielte sich derentwegen so geschlossen. Heute werden wir viele Leute bei uns haben, weilen es meiner Frauen Geburtstag ist, morgen frühe werde nach dem Regiment reisen und die Rechnung der Compagnien abnehmen, und nach meinem Guthe sehen. Der ich ꝛc.

P. S.

Ich nehme mir die Freiheit, ein Fäschen frische Oesters (Austern) und Capaunen zu überschicken.

Berlin den 9 Nov. 1735.

Allergnädigster ꝛc.

Berichte meinem allergnädigsten Vater, daß es sich Gottlob ziemlich mit meiner Frauen gebessert.

Den vergangnen Dienstag haben wir auf ihren Geburtstag getanzt und vorgestern bin ich hier gekommen und bin anjetzo mit dem Abnehmen der Rechnung beschäftigt. Gottlob bei dem Regiment ist noch alles gut und haben wir nicht mehr in der Garnison, als 14 Kranke. Der Oberste schreibt mir, daß der Fähndrich Wutenau den Arm gebrochen, welches aber nichts zu bedeuten hat. Der ich ꝛc.

Rupin den 10 Nov. 1735.

Allergnädigster ꝛc.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben vom 6. dieses in aller Unterthänigkeit erhalten und wundert mich sehr, daß der Kaiser nicht die Werbung erlauben, und auch sogar die 2 Monat Winterquartiergelder nicht bezahlen will. Ich wünsche wohl von Herzen, daß mein allergnädigster Vater sein Lebtage keine Ursach zum Verdruß haben möchte und absonderlich diejenige, welche ihm schon so viel Obligation schuldig seindt, gegen Ihn solche erkennen möchten, wie sie es sollten.

Ich erinnre mir von meinem allergnädigsten Vater gehört zu haben, daß ein gewisser Muskaten Wein, so ich hatte, Ihm geschmeckt. Ich nehme mir die Freiheit 6 Buteillen davon zu schicken aber auch dabei Meinem allergnädigsten Vater zu sagen, daß er sehr stark und ins Geblüte gehet, also daß wohl gut, ein wenig davon zu trinken. Der ich mir ganz unterthänigst zu meines allergnädigsten Vaters Gnaden empfehle ꝛc.

Rupin den 8 Febr. 1736.

Allergnädigster.

Da wir das Glück haben heute den Geburtstag meines allergnädigsten Vaters abermahlen zu feiern, so wird mein allergnädigster Vater nicht ungnädig nehmen, daß ich ihm meine darüber entstandene Freude an den Tag lege mit dem inniglichen Wunsch, daß der höchste Gott wolle meinem allergnädigsten Vater bei beständiger Gesundheit und Vergnügen noch lange Jahre behalten. Hierbei nehme ich mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater eine Bagatelle zu präsentiren, Er wolle sie gnädigst annehmen, und wenn er sie gebrauche, dabei gedenken, daß ich mit aller ersinnlichen Submission, Treue und Respect und, wenn es mir erlaubt ist zu sagen, mit allerunterthänigster Liebe, bis an mein Grab verharre ꝛc.

Berlin den 19 Aug. 1736.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterth. empfangen und aus der Beilage von der verwittweten Gräfin Castel ersehen, wie sie die Bezahlung von einer Schuld von mir verlangt. Nun ist der Posten von 400 Thaler und ich habe über 50 Briefe hier geschrieben an den seligen Grafen, um daß er sich mit denen Juden, so da geworben haben, darum verstehen möchte, an welchen ich die Summe bezahlen soll, dieweilen die Juden sagen, es käme ihnen zu, und das haben sie unter sich nicht ausmachen können und weilen ich das Geld nicht zweimal bezah-

len will, so habe es so lange an mir gehalten bis die Sache ausgemacht wäre. Ich habe das Geld hier liegen und wird mir lieb sein, das ich es los werde, also wenn es mein allergnädigster Vater approbirt, so wollte ich es an den General Kalkstein deponiren, welcher es hernachher denjenigen zahlen mag, welchen es zukömmt. Ich bedanke mich auch ganz unterthänigst vor das Ranglisten Buch. Heute habe Briefe aus Nauen bekommen, daß die rothe Ruhr dar zu grassiren anfangen soll, sollte es schlimmer werden, so werde selbst hinüber reisen um gute Anstalten zu machen ꝛc.

Reinsberg den 21 Aug. 1736.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und werde, meines allergnädigsten Vaters Befehl gemäß, das Geld an den General Kalkstein zahlen und ist die Werbung, wozu es ist gebraucht worden vom Kaiser schriftlich erlaubt worden, gleichfalls hat der Prinz von Lichtenstein anjetzo vom Kaiser Erlaubniß erhalten mir die beiden Leute zu überschicken, so er mir versprochen hat und werden solche in Jägerndorf abgeliefert werden. Ich freue mich sehr, daß mein allergnädigster Vater uns die Gnade thun wird, hier zu kommen, ich wünsche nur, daß wir es so machen möchten, daß mein allergnädigster Vater vergnügt und zufrieden von uns sei. Der ich mich ganz unterthänigst ꝛc.

Rupin den 26 Aug. 1736.

Allergnädigster.

Es hat mir der Hauptmann Hofstet auf meines allergnädigsten Vaters Befehl Melonen aus Potsdam geschickt, wovor ich ganz unterthänigsten Dank sage, wir haben uns die Freiheit genommen meines allergnädigsten Vaters Gesundheit zu trinken. Bei dem Regiment ist Gottlob alles richtig, die Kranken nehmen sehr ab und haben wir nur einen achtzölligen Kerl verlohren, welcher auch bereits schon ersetzt ist. Ich werde mir alle Mühe geben, wo es in der Welt möglich ist, den Hirsch, davon ich meinem allergnädigsten Vater gesagt, einfangen zu lassen, um ihn nach Potsdam zu schicken. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 22 Sept. 1736.

Allergnädigster.

Ich bedanke mir unterthänigst vor meines gnädigsten Vaters gnädiges Schreiben, wie auch vor die Fasanen, so er die Gnade gehabt uns wieder zu schicken und ist mir eine besondere Freude zu vernehmen gewesen, daß meine Schwester von Braunschweig in Potsdam kommen wird. Mein allergnädigster Vater wird wohl die Gnade haben zu erlauben, daß ich ihm bei der Gelegenheit auch unterthänigst aufwarten darf. Der Prinz von Mirau *) ist noch nicht gekommen, ohnerachtet er es doch versprochen hat, ich zweifle aber nicht das er kommen wird, indem die Größe der Reise ihn wohl nicht aufhalten wird. Bei dem Regiment ist alles wohl. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 2 Nov. 1736.

*) Wahrscheinlich Mirow.

Hierbei überschicke meinem allergnädigsten Vater in aller Unterthänigkeit die monathliche Listen vom Regiment, wobei sich noch alles so weit richtig befindet und haben wir wenig und keine gefährliche Kranke. Meine Frau ist etwas unpas geworden, ich hoffe aber, daß es nichts wird zu sagen haben; sie hat starke Schwindels und Kopfschmerzen, ich habe den Regimentsfeldscheer kommen lassen, welcher versichert, daß es nichts zu sagen hat. Ich habe gehört, daß mein allergnädigster Vater dem Lieutnant Bodenbrock die Gnade gehabt hat eine Amtshauptmannschaft zu geben, wovor ich ganz unterthänigst danke und kann mein allergnädigster Vater gewiß versichert sein, daß ich seine Gnade, so er an mir thut, gewiß mit einem dankbaren Herzen erkennen und nichts mehres suche, als mit allem meinen Vermögen meinem allergnädigsten Vater zu überzeugen, wie ich mit unaufhörendem Respect ꝛc.

Reinsberg den 3. Nov. 1736.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und bedanke mir sehr vor die Gnade, so mein allergnädigster Vater gehabt hat, mir Schwanen zu schicken. Meine Frau ist ungemein erfreut gewesen über das schöne Präsent, so mein allergnädigster Vater ihr geschickt hat. Der General Pretorius ist gestern hier gekommen und hat Abschied von uns genommen, es scheint, als wenn er sehr ohn-

gern weggeht. Heute Nacht um 3 Uhr so wecken mich meine Leute auf und sagen mir es wäre eine Stafette an mich mit Briefe gekommen; ich stehe sofort eiligst auf, und als ich den Brief erbreche, so ist er vom Prinz Mirau, welcher mir schreibt, daß er heute Mittag hier sein würde, ich habe mir wohl was geäußert, habe aber doch das Lachen nicht lassen können über der reitenden Staffete, so er mir eine Meile weit geschickt. Hier habe alles angestellt, um ihn zu empfangen, als wär es der Kaiser selbst und hoffe ich Materie zu haben, meinem allergnädigsten Vater mit künftiger Post gewiß lachen zu machen. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 8 Nov. 1736.

Hierbei nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater eine kalte Pastete zu schicken.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und danke meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst vor die gnädigsten Wünsche so er uns thut. Des Prinzen von Miraus Visite ist gar zu curieus gewesen, als daß ich nicht meinem allergnädigsten Vater alle Umstände davon berichte. Ich habe in meinem letzten Schreiben meinem allergnädigsten Vater gemeldet, daß der General Pretorius bei uns gekommen wäre, so fund sich selbiger eben bei mir, wie ich mit dem Prinzen von Mirau in die Kammer kam; so fing der General Pretorius an: Voila le Prince Cajuca! und das so laut, daß

es alle Leute hörten, kein Mensch konnte das Lachen lassen und hatte ich alle Mühe, daß ich es so drehte, daß er nicht böse wurd. Kaum war der Prinz im Hause als man mir sagte, daß dem armen Prinzen zum Unglück der Prinz Heinrich gekommen sei, welcher ihn denn dermaßen aufzog, daß wir alle gedacht todt vor Lachen zu bleiben. Er wurd immer gelobt, absonderlich über seine schöne Kleidung, sein gutes air und seine ungemeine Leichtigkeit im Tanzen; ich habe auch gedacht, es würde kein Aufhören des Tanzes werden. Den Nachmittag, um ihm den Rock zu verderben, so haben wir im Regen nach dem Vogel geschossen, er wollte wohl nichts sagen, aber man konnte doch sehen, daß er sich um den Rock sehr hatte. Den Abend so kriegte er einige Gläser in den Kopf und wurd recht lustig, sagte wie er nothwendig wegen Staats und considerabeln Angelegenheiten wieder nach Hause müßte, welches aber doch bis in die Nacht um 2 Uhr verschoben ward. Ich glaube, daß er sich des Tages darauf nicht mehr wird viel zu erinnern wissen. Der Prinz Heinrich ist nach seinem Regiment und der General Pretorius nach Berlin gereiset. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 11 Nov. 1736.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit erhalten und erfreut mich sehr zu hören, daß mein allergnädigster Vater sich so vergnügt in Costenblatt befindet. Anjetzo habe Zeug hier gekriegt, um den Hirsch

einzufangen und hoffe, daß wir ihn bald kriegen werden. Meine Frau legt sich meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst zu Füßen und ist sehr erkenntlich vor den gnädigen Antheil, so mein allergnädigster Vater an ihrer Gesundheit nimmt. Anjetzo bin ich beschäftigt mit dem Pflanzen der Bäume fertig zu werden, dieweil wir anietzo noch schöne Tage haben. Unser Herr Gott erhalte meinen allergnädigsten Vater bei beständiger Gesundheit und Vergnügen. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 14 Nov. 1736.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit erhalten und berichte allerunterthänigst, daß der Prinz von Mirau wieder nebst seiner Mutter, Frau, Tante, Hofdamen, Cavalier und die junge Menage bei mir gekommen ist, so daß ich dachte, daß es die Flucht aus Egypten vorstellen sollte. Ich bin bange daß man die guten Leute anjetzo nicht wird können los werden, indem sie mir versichert haben, daß sie gern öfters kommen wollten. Da mein gnädigster Vater die Pasteten, so ich mir die Freiheit genommen habe Ihm zu schicken, gnädigst angenommen hat, so unterstehe mir hiebei einige Capaunen und Pularden zu schicken. Ich hatte öfter damit aufwarten wollen, der Kerl aber der sie zu futtern weiß, ist die ganze Zeit krank gewesen, also daß er die Menagerie etwas in Unordnung gebracht hat. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 18 Nov. 1736.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädig Schreiben in aller Unterthänigkeit erhalten, wovor ich ihm ganz unterthänigst danke. Wir haben hier drei Hirsche eingefangen, wovon sich ein Vierzehner das Genick gestürzt, zwei Zwölfer aber, welche recht stark von Stangen und vom Leibe sind, die habe ganz gut von hier nach Potsdam an den Hauptmann Haken geschickt und wünsche von Herzen, daß sie meinem allergnädigsten Vater mögen Plaisir machen.

Hierbei nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater eine Rolade zu überschicken, welche ich hoffe ihm gut schmecken wird. Der Prinz von Mirau hat mir wieder mit einer Visite drohen lassen, ich weiß nicht ob ich dessen werde können überhoben sein. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 23. Nov. 1736.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergädigsten Vaters gnädig Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und berichte meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß bei dem Regiment noch alles richtig ist, der arme Obristlieutenant ist aber noch recht krank an der Darmgicht; er stellt sich nichts gutes vor. Die Doctors geben aber doch gute Hoffnung von ihm. Das Brot ist hier sehr klein anjetzo, wegen hohe Preiße des Korns, welches bei vielen Burschen schmale Backen verursacht. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 2 Dec. 1736.

Allergnädigster. ꝛc.

Eben erhalte beikommenden Brief vom Grafen zu Gera, woraus mein allergnädigster Vater sehen wird, daß die Sache wegen des großen Heiduken so weit richtig ist, und beruht's auf nichts weiterem, als daß mein allergnädigster Vater den General Kleist, welcher sich dorten befindet, befehlet, den Orden, so er vor den Grafen hat, ihm abzuliefern, so hoffe solchen schönen Recruten meinem allergnädigsten Vater bei nächst vorhandener Revue zu präsentiren. Ich freue mir sehr die Gnade zu haben, meinem allergnädigsten Vater meine unterthänigste Aufwartung zu machen und bitte allerunterthänigst zu befehlen, was ich dem Grafen antworten soll. Der ich ꝛc.

Rupin den 6. Dec. 1736.

Allergnädigster.

Ich muß meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst melden, daß der Preiß des Korns hier und in Nauen so hoch steiget, daß ich besorgt bin, daß die Bursche große Misere leiden werden. In Nauen gilt der Scheffel Roggen 1 Rthlr. 8 Gr. und hier 1 Rthlr. 5 Gr. Es sind viele Burschen, die sich ohnmöglich satt essen können, und ist meine Schuldigkeit meinem allergnädigstem Vater vorzustellen, ob er nicht so gnädig seim wollte und den Burschen Brot geben gegen Abzug der 2 Groschen per Löhnung. Von den Spandauschen Magazin das Mehl bis hier und Nauen zu fahren, würde den Kriegsfuhren ein weniges austragen, denn es

ist zu besorgen und absonderlich in Nauen, daß wir schlimme Krankheiten sonsten kriegen möchten, welches noch leichtlich zu verhüthen ist. Der Obristlieutnant ist anitzo außer Gefahr. Meine Frau wird, meines allergnädigsten Vaters Erlaubniß gemäß, Morgen nach Berlin reisen und ich werde Sie übermorgen folgen. Ich freue mir sehr, daß ich die Gnade haben werde, meinem allergnädigsten Vater aufzuwarten und ihm meines unterthänigsten und kindlichen Respect zu versichern.

Rupin den 5 Dec. 1736.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und daraus ersehen, was maßen mein allergnädigster Vater so gnädig wären, daß Er mir das Geld zu Kaufung der Bevilischen Güther geben will. Ich bedanke mich ganz unterthänigst vor solche hohe Gnade, so mein allergnädigster Vater hierunter thun will, und werde sie suchen alle mein Tage zu erkennen, mit meiner Treue, Ergebenheit und mit das wahre Attachement, so ich zu meinem allergnädigsten Vater habe. Morgen werde hingehen, um die Güther zu besehen und werde meinen Bericht weiter meinem allergnädigsten Vater abstattten. Hierbei übersende meinem allergnädigsten Vater die Monatsliste vom Regiment, wobei noch so weit alles richtig. Der Prinz Mihrau ist vor einigen Tagen hier gewesen und haben wir einige Wasserschwärmer in den See, ihm zu Ehren, geschmissen

seine Frau ist mit einer todten Prinzessin niedergekommen.

Der General Schulenburg war hier und wird Morgen von hier zum Regiment durch Berlin gehen. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 1 Febr. 1737.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters Constitution wegen der Titulatur derer Prinzen und Prinzessinnen vom Hause in aller Unterthänigkeit empfangen und werde solchem mit allem Gehorsam nachleben. Heute ist die Glashütte hier eingericht worden, woselbst allerhand Glas ist gemacht worden, ich habe dem Amtmann Stropp gerathen, er mögte meistentheils ordinäre Gläser machen lassen, welche von geringem Preiß wären, auf daß er solche mehr debitiren könnte; ich glaube das solches meines allergnädigsten Vaters Intention gemäß sein würde. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 9 Febr. 1737.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und habe mir sehr verwundert zu hören, daß mein allergnädigster Vater wäre bestohlen worden von dem Castellan, man wäre sich solches gewiß niemalen von ihm vermuthen gewesen; hier ist dieser Tage auch ein Unglücke geschehen, den Landjäger

Eckert hat man eine Meile von hier im Walde todt geschossen gefunden und weiß man noch nicht wie solches zugegangen sei.

Weilen anjetzo wieder viel Böhmisches Glas hier im Lande debitirt wird, so wird der von Stropp meinen allergnädigsten Vater bitten, daß solches möchte verboten werden, weillen sonsten sein Glas darunter ein vieles verlieren wird. Ich empfehle ꝛc.

Reinsberg den 19 Febr. 1737.

Der König verbot das Böhmische Glas in seine Lande einzuführen.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters zwei gnädige Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und bedanke mir unterthänigst vor die Rangliste von der Armee, so mein allergnädigster Vater so gnädig gewesen mir zu schicken, wie auch der Anschlag des Gutes Zerniko. Mein allergnädigster Vater werden aus dem Anschlag der Kriegsräthe sehen, daß es bei weitem nicht andem ist, wie der von Beville berichtet, indem das Guth nur halb so viel importirt, als er es angiebt.

Ich freue mich sehr zu hören, daß meine Schwester von Braunschweig wieder schwanger ist und wünsche von Herzen, daß mein allergnädigster Vater von allen Enden Freude an seinen Kindern erleben möge. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 17. Febr. 1737.

Allergnädigster.

Berichte meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß noch alles bei dem Regiment richtig ist, außer daß wir 87 Kranke bei den beiden Bataillons haben, und weilen sich hier und da Fleckfiebers äußern, und wieder drei Mann dran gestorben, so habe nach Berlin um einen guten Doctor geschrieben ich werde nichts versäumen, was zu des Regiments Besten gereichen kann, auf daß wir aus der Maroderei wieder herauskommen.

Hierbei nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater eine kalte Pastete zu schicken. Hierbei kommt auch ein Brief von meiner Frauen welche meinen allergnädigsten Vater fragen will, ob er ihr erlaube, daß sie den 15. und 16. nach Berlin dürfte reisen. Der ich ꝛc.

Rupin den 10 Mai 1737.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädig. Schreiben ꝛc. Bei dem Regiment ist so weit alles richtig und haben wir wenig Kranke. Heute habe einen alten Mann gesprochen, welcher unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Cornet gedient hat. Ano 1670. ist er in Dienst gekommen und hat den ganzen Krieg gegen die Franzosen und danach mit dem seligen Kurfürsten in Elsaß gethan, ist auch mit bei Fehrbellin gewesen, und hat mir viel Umstände verständlich erzählt. Der Mann ist 91 Jahr alt und hat noch alle seine Sinne, nur daß ihm

das Sprechen was undeutlich wird, weil er meistens die Zähne verlohren hat. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 12. Aug. 1737.

Allergnädigster.

Ich berichte meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß noch so weit alles beim Regiment richtig ist. Der französische Gesandte ist heute von Hamburg zurück hierauf zu gekommen, er ist auch in Zelle gewesen, wo er mir gesagt, daß man ihn fast vor einen Preußischen Officier gehalten hat, weil er einen blauen Ueberrock und Stifletten angehat und er die Parade habe aufziehen sehen.

Meine Frau empfiehlt sich meinem allergnädigsten Vater unterthänigst zu Gnaden; ich nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater einen Topf mit eingemachte Gänse zu überschicken, man kann sie kalt essen, oder auch gekocht mit Zugemüße. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 21. Aug. 1737.

Allergnädigster.

Ich kann meinem allergnädigsten Vater nicht genugsam danken vor die Gnade, so Er gehabt mir Fasanen von seiner Jagd zu schicken; wir haben uns die Freiheit genommen meines allergnädigsten Vaters Gesundheit von ganzem Herzen dabei zu trinken.

Seit meinem letzten Bericht ist hier ein Hauffen (sehr viel) bei dem Regiment vorgegangen, es hat ein Unterofficier von des Capitain Hellermanns

Compagnie mit einem Burschen stehlen wollen nnd hat einbrechen wollen, ist aber glücklicher Weise vor der That betroffen worden. Auch sind zwei Bursche, einer von des Obristlieutnant Compagnie aus dem dritten Gliede und der andere von Schulzens aus dem vierten desertirt, wir haben sie aber alle beide glücklich wieder bekommen und wird anjetzo das Verhör darüber gehalten werden. Ich nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater eine kalte Pastete zu übersenden, wie sie mein allergnädigster Vater gern isset und wünsche, daß mein allergnädigster Vater bei diesem schönen Wetter viel Vergnügen haben möge. Der ich ꝛc.

Rupin den 15. Sept. 1737.

Von des Königs Hand: „sehr gut, wo der Unterofficier her ist."

Allergnädigster ꝛc.

Ich bedanke mir ganz unterthänigst vor die Gnade, so mein allergnädigster Vater gehabt, mir die Rangliste von der Armee zu schicken. — Ich habe das Glücke gehabt dieser Tage einen Flügelmann aus dem Holstein zu bekommen, welcher 6 Fuß 1 Zoll gut mißt. Meine Frau legt sich meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst zu Füßen. Hierbei nehme mir die Freiheit eine kleine Provision in meines allergnädigsten Vaters Küche zu übersenden. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 17. Sept. 1737.

Allergnädigster.

Ich bedanke mir ganz unterthänigst vor die abermahlig gesandten Fasanen, die mein allergnädigster Vater die Gnade gehabt hat, mir zu schicken. Wir haben uns die Freiheit genommen, meines allergnädigsten Vaters Gesundheit in aller Unterthänigkeit dabei zu trinken. Bei dem Regiment ist noch alles richtig, meine Frau empfiehlt sich meinem allergnädigsten Vater allerunterthänigst zu Gnaden. Ich nehme mir die Freiheit etwas in meines allergnädigsten Vaters Küche zu schicken. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 22. Sept. 1737.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädig Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und freuet mich sehr zu vernehmen, daß meinem allergnädigsten Vater die Pastete angenehm gewesen sei. Hier haben wir den Oberstlieutenant Wartensleben gehabt, welcher auf seinen Gütern anitzo auch bauen läßt. Ich nehme mir die Freiheit, meinem allergnädigsten Vater von meinen Weintrauben in aller Unterthänigkeit zu übersenden; weil die Stöcke erst vor einem Jahr gesetzt seindt und noch nicht groß seindt, so können sie noch nicht so große Trauben tragen. Meine Frau empfiehlt sich ꝛc.

Reinsberg den 25. Sept. 1737.

Allergnädigster.

Ich bedanke mir ganz unterthänigst vor die exelente Fasanen und Rebhüner, so mein allergnädig-

ster Vater die Gnade gehabt hat mir zu schicken. Wir haben uns die Freiheit genommen meines allergnädigsten Vaters Gesundheit dabei zu trinken. — Ich habe auch meines allergnädigsten Vaters Seine 2 Orders wegen der Priester Söhne und wegen die Geringen, so Theologie studiren, in aller Unterthänigkeit empfangen und werde solchen in allen Stücken nachleben. Bei dem Regiment ist noch alles richtig und habe vor 2 Tagen das Glück gehabt aus Lotharingen einen Kerl zu kriegen, welcher Feré seinen Platz vollkommen ersetzen wird. Wir seindt diesen Tag nach Mirau gewesen, woselbsten der Prinz tractiret hat. — Ich nehme mir die Freiheit etwas in meines allergnädigsten Vaters Küche zu schicken. Der ich ꝛc.

Rupin den 15 Oct. 1737.

Allergnädigster.

Ich danke meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß Er so gnädig gewesen, mir bei Seiner gehabten Jagd zu bedenken; wir werden gewiß nicht ermangeln meines allergnädigsten Vaters langes Leben nnd Erfüllung Seiner Wünsche dabei zu trinken, ich gratulire auch meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst über die glückliche Niederkunft meiner Schwester von Braunschweig, und wenn es nach meinen Wünschen ging, so würde mein allergnädigster Vater nichts als Ursache haben vergnügt zu sein. Bei dem Regiment ist noch in so weit alles richtig. — Ich nehme mir

die Freiheit etwas aus meiner Wirthschaft an meinen allergnädigsten Vater zu offeriren. Der ich ꝛc.

Rupin den 13 Oct. 1737.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit nebst den Rebhühnern und Fasanen erhalten, wovor ich allerunterthänigst danke, indem mir nichts in der Welt erfreulicher sein kann, als in meines allergnädigsten Vaters Andenken in Gnade zu stehen. Bei dem Regiment ist alles richtig. Es ist dieser Tage eine abscheuliche Historie passirt, es hat ein Bürger seine Frau geprügelt, weil sie sich öfters besoffen hat, so hat das boshafte Weib, um sich zu rächen, ein Schermesser genommen und ihrem eignen Kinde die Gurgel durchgeschnitten. Der Regiments Feldscheer ist dazu gerufen worden und hat das Kind glücklich curirt. Der Prinz von Nirau ist vorigen Freitag bei uus gewesen und hat sehr schwadronirt; unter andern hat er verzehlet, daß ihm die Kaiserin eine Dose geschenkt hätte von Porzelan, und wie ich ihn genauer danach frug, so hatte er sie in in Wien gekauft. Ich nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater etwas in seine Küche zu schicken. Der ich ꝛc.

Rupin den 20 Oct. 1737.

Allergnädigster.

Ich habe zwei von meines allergnädigsten Vaters Briefe in aller Unterthänigkeit zu empfangen

die Ehre gehabt, und kann mein allergnädigster Vater von mir gewiß versichert sein, daß Seine Befehle mir heilig seindt, und ich niemalen ermangeln werde, Seinen Willen in allen Stücken nachzuleben, indessen geht mein inbrünstiger Wunsch zu Gott, daß er meinen allergnädigsten Vater bei langem Wohlsein und beständiger Gesundheit erhalten wolle, indem kein Vater besser und getreuer vor seine Kinder die Vorsorge tragen kann, als Er die Gnade hat zu thun. Bei dem Regiment ist noch alles richtig. Meine Frau legt sich meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst zu Füßen, ich nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater eine Kleinigkeit in seine Küche zu schicken. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 26 Oct. 1737.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und freuet mich sehr zu vernehmen, daß sich mein allergnädigster Vater in beständiger Gesundheit befindet und die bagatellen, so ich mir die Freiheit genommen habe ihn zu übersenden, Ihm angenehm gewesen. Hier bei den Regiment ist noch alles richtig. Vorigen Freitag ist der Prinz von Mirau bei uns gewesen und hat meiner Frau eine Tabaksdose geschenkt. Hier ist ein gewisser Herr von Barnewitz gewesen, welcher vor einiger Zeit mit uns bekannt geworden, er ist vorige Woche bei uns gekommen und hat uns zu Gefatter gebeten, aber mit dem Be-

dinge, daß wir nicht in sein Haus kommen sollten und die Ursache davon ist, daß er 50 Austern (öftern) hat kommen lassen, welche er allein aufessen wollte, und nicht gerne abgeben wollte, ich habe ihm bange gemacht, als würden wir mit einer großen Gesellschaft bei ihm zutreffen und hat er aus Furcht davor, sobald er zu Hause gekommen, sein Kind so fort taufen lassen. Der ich ꝛc.

Rupin den 10. Nov. 1737.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters Schreiben ꝛc. Es ist dieser Tage eine eigne Historie bei uns passirt, unser Schlächter, welcher nach Rupin gewesen, um einen Ochsen zu kaufen, kam des Abends um 9 Uhr damit zurück in Gesellschaft andrer Leute, so ebenfalls in Rupin gewesen. Als er gegen eine Theerschweelerhütte gekommen, so hat er auf einmal einen Wagen gesehen mit 6 Pferden, der ihnen in den Weg gefahren, so ist er und alle die Leute, die mit ihm gewesen hingegangen, um den Wagen aus dem Weg zu räumen, so ist der Wagen verschwunden und wie sie bei einer kleinen Brücke so dichte bei Reinsberg ist, gekommen, so ist ihnen dasselbige gleichfalls begegnet; es wurde mir gleich verzehlet und habe ich die Leute holen lassen und mit sie gesprochen, um ihnen solche Grillen aus dem Kopfe zu reden, aber sie bleiben immer dabei und seindt ihrer sieben, die es gesehen haben. Es ist den Abend sehr dunkel gewesen und ein starker Wind darneben, welcher vielleicht einige Aeste von

den Bäumen in den Weg geschmissen hat, welches denen einfältigen Leuten einen solchen Schreck beigebracht hat, daß es nicht zu glauben ist und dieses geht so weit, daß keine Leute des Abends den Weg mehr gehen wollen. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 24 Nov. 1737.

Allergnädigster.

Ich berichte meinem allergnädigsten Vater, daß ich so weit bei dem Regiment alles richtig gefunden habe. — Es hat mir der Fürst (v. Dessau) 16 schöne große Plans, von was vor Art eine Belagrung müßte geführt werden, geschickt, ich glaube, daß bis dato nichts so deutliches und instructives von einem jungen Menschen ist gemacht worden, indem nichts vergessen ist, was bei einer Belagrung muß observirt werden. Heute werde nach Reinsberg gehen und werde nicht ermangeln meines allergnädigsten Vaters gnädiges Andenken an meine Frau zu überbringen. Der ich ꝛc.

Rupin den 26. Jan. 1738.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädig Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und freuet mir sehr, daß meinem allergnädigsten Vater die Fische geschmeckt haben, so ich mir die Freiheit genommen habe, meinem allergnädigsten Vater zu schicken.

Meine Frau empfiehlt sich meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst und hoffet bald das

Portrait vor meinen allergnädigsten Vater fertig zu haben. Vor einiger Zeit ist hier ein wunderliches Duell vorgegangen zwischen dem Amtmann Stropp und dem Mirauschen Amtmann; sie haben sich auf den Hirschfänger geschlagen und sich in die Arme etwas gehakt, doch ohne gefährliche Blessuren. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 5. März 1738.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und freue mir sehr, daß mein allergnädigster Vater die Schinkenpastete gnädig aufgenommen hat, so ich mir die Freiheit genommen habe, ihm zu schikken; ich werde mir ehestens die Freiheit nehmen, meinem allergnädigsten Vater eine auf selbige Art zu schicken. Heute haben wir zum erstenmal mit dem Bataillon exercirt und hat es ziemlich gut gegangen, wo es noch fehlet, werden wir suchen anitzo zu redressiren. Hierbei übersende meinem allergnädigsten Vater in aller Unterthäntgkeit die monathliche Listen, die Maaßrollen vom Regiment und eine Liste von allem Abgang und Recruten. Hierbei nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater einen französischen Käse in aller Unterthänigkeit zu übersenden. Der ich ꝛc.

Rupin den 1 Mai 1731.

Allergnädigster.

Es ist mir sehr lieb zu vernehmen gewesen, daß meinem allergnädigsten Vater die Pastete gut

geschmeckt hat, ich wünschte, daß was finden könnte, oder daß was in meinem Vermögen wär, womit ich meine Liebe und meinen unterthänigsten Respect meinem allergnädigsten Vater mit könnte an den Tag legen. Hier bei dem Regiment ist noch alles richtig und seindt wenig Kranke bei der Garnison, in der Stadt aber grassiret die rothe Ruhr und sterben viele Menschen daran. Heute werde nach Reinsberg gehen und werde nicht ermangeln meines allergnädigsten Vaters Andenken an meine Frau zu versichern. Der ich ꝛc.

Rupin den 10 Sept. 1738.

Antwort des Königs: Es wird gewiß das Obst, so in die Stadt gebracht wird, daran Schuld sein; er soll also die Pflaumen, Aepfel, Birnen ꝛc. zu verkaufen verbieten, sonsten die Krankheit gewiß unter das Regiment kommen würde. Aus den Häusern wo Bürger krank sind, soll er die Soldaten herausnehmen und in andere gesunde Häuser legen. Soll alle Praecaution nehmen.

Allergnädigster.

Ich kann meinem allergnädigsten Vater nicht genugsam danken vor die Gnade, so er gehabt, uns von Seinen Fasanen zu schicken meine Frau und ich haben uns die Freiheit genommen meines allergnädigsten Vaters Gesundheit aus recht gutem Herzen dabei zu trinken. — Ich habe das Glück gehabt einen Menschen zu kriegen, der mir viele Pferde curirt hat, einige so bruchlahm gewesen, so angewachsen gewesen, auch gar so den stil-

len Koller gehabt haben. Derselbige Kerl brachte mir in Berlin die Recruten aus Schweden und weillen er nicht wieder hin kann, so ist er wärend meiner Abwesenheit hier gewesen und hat mir die Pferde curirt, ich reite sie alle wieder und kann meinen allergnädigsten Vater versichern, daß sie recht gut gehen. Wenn mein allergnädigster Vater mit einem seiner Pferde probiren will, so will ich die Risque auf mir nehmen. Der Kerl hat die Pferde Anatomie in Leiden studirt und spricht mit Grund und Fondement von allen Pferdekrankheiten und von der Art sie zu curiren und die Proben seindt von ihm klar.

Rupin den 14. Sept. 1738.

Dekret des Königs: „soll ihn doch fragen, ob er wisse was englischen Pferden fehlte, so die englische Krankheit hätten, es wäre ihnen nichts anzusehen, doch wären sie lahm, als wenn sie die Gicht oder das Podagra hätten."

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen. — Ich habe das Glück gehabt aus Holland einen Kerl zu bekommen, der Germon seine Stelle doppelt besetzen wird. Weil die Post auf ihrem Abgang war, als ich letzteres Schreiben von meinem allergnädigsten Vater bekommen, so konnte ich den Pferde Docter nicht weitläuftig genung nach der englischen Krankheit der Pferde ausfragen. Nun aber, daß ich denselben mit mehren Umständen danach gefragt,

hat selbiger mir versichert, er wollte solche ohne allen Zweifel auch curiren. Wenn ich meinem allergnädigster Vater ganz nnterthänigst rathen dürfte, so sollte er es mit den Menschen probiren, ich bin versichert, er wird meinem allergnädigsten Vater manchen braven Engeländer conserviren und den Wagenpferden auch nicht wenig Nutzen schaffen. Ich warte auf meines allergnädigsten Vaters Befehl, ob ich den Kerl nach Wusterhausen schicken soll, oder nicht, denn sonsten werde ich ihn gehen lassen, weilen mir in Schweden ein Querstrich geschehen ist und ich dorten den Menschen nicht brauchen kann. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 24 Sept. 1738.

Dekret des Königs: „soll ihn schicken."

Allergnädigster.

Ich danke meinem allergnädigsten Vater vor den gnädigen Antheil, so Er an meiner Gesundheit nimmt, werde nicht ermangeln Seinem gnädigen Befehle gemäß mit den Aderlassen zu continuiren. Hierbei nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater eine kalte Pastete zu überschicken. Ich habe anitzo drei ziemlich große Recruten aus Dänemark unterwegs und schreibt mir der Lieutenant Finke, daß er noch gute Hoffnung hat was auszurichten. Der Prinz von Oranien hat mir ein erfreuliches Präsent von schönen Taxus Bäumen gemacht, die er in Amsterdam hat embarquiren lassen. Der ich ꝛc.

Reinsberg den 29 Oct. 1738.

Allergnädigster.

Ich berichte meinem allergnädigsten Vater gantz unterthänigst, daß noch alles bei dem Regimente richtig ist, es ist auch bereits über die Deserteurs gesprochen worden, und werden selbige mit Spießruthen abgestraft werden. Ich nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater in aller Unterthänigkeit ein Kalb zu schicken, welches hier habe fett machen lassen, um zu probiren ob solches so wie in das Clevische werden könnte, ich weiß nicht, wie es wird gerathen sein.

Meine Frau empfiehlt sich meinem allergnädigsten Vater zu Gnaden, sie freut sich sehr über die schöne Tabacksdose, so mein allergnädigster Vater ihr geschickt hat, und ich verharre ꝛc.

Reinsberg den 19 Nov. 1738.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters gnädige Order wegen Verstärkung derer Grenadiers Compagnien mit vieler Freude erhalten und wird meines allergnädigsten Vaters Intention in allen Stücken beim Regiment erfüllt werden. Was das Avancement der Officiers betrifft, so wollte meinem allergnädigsten Vater gebeten haben, ob er wolle die Gnade haben und den Feldwebel Schöling, welchen ich meinem allergnädigsten Vater bei der Revue präsentirt, und welcher mir dieses Jahr die größten und besten Recruten geworben hat, wie es mein allergnädigster Vater auch bei der Revue selber sehen wird, ob mein allergnädigster Vater wollte

die Gnade haben ihn zum Lieutnant zu machen, so würde er sich gern gefallen lassen, niemalen zu avanciren und wollte ich ihn in solchem Falle bei der Grenadier Compagnie setzen, indem es gewiß ein recht braver und tüchtiger Kerl ist. Und wegen des andern Officiers wollte meinem allergnädigsten Vater den Unterofficier Victor vorgeschlagen haben, von welchem der König Stanislaus, als auch der Graf Ossolinsky mir viele Briefe geschrieben haben und große Promessen gethan mir dadurch in der Werbung auf alle Art behülflich zu sein. Die Stellen kann eine mit einem jungen und großen Edelmann, den ich schon habe, und die andern gar leicht aus dem Regiment ersetzen, ich stelle es also meinem allergnädigstem Vater anheim, wie er befehlen wird, daß es soll gehalten werden und würde bei solchem Avancement der Fähndrich Schilt zum Seconde Lieutenant avanciren. Der ich ꝛc.

Berlin den 9 Dec. 1738.

(Dekret des Königs: „genehmiget." —)

Allergnädigster.

Ich berichte meinem allergnädigsten Vater, daß gestern die fünf Compagnien meines Regiments hier eingerückt seindt, und ist alles noch in gutem Stande dabei, der Lieutenant Ostervic hat nicht mit einmarschieren können wegen der Gicht, welches doch hoffentlich besser werden wird, sonsten seindt von Gemeinen nur 8 Kranke dabei, ich besorge aber, daß das schlimme Wetter und der schlechte Weg, so

sie auf dem Marsche gehabt, noch Kranken geben wird.

Ich habe den Feldmarschall Grumbkow recht sehr beklagt und bedaure sehr, daß der arme Feldmarschall Bork so krank ist, es ist ein recht Unglück, daß mein allergnädigster Vater solche brave und habile Leute verlieren muß in solchen Umständen, da er ihrer Dienste zumeist bedurftig wär, überdem dergleichen Leute, welche so erfahren in der Welt seindt und so viel gesehen haben, gewiß aller Orten rar seindt.

Gott gebe nur meinem allergnädigsten Vater Seine vollkommne Gesundheit wieder, so können wir uns des übrigens noch alles trösten. Ich nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater ein fett Lamm in aller Unterthänigkeit zu präsentiren, und hoffe die Gnade zu haben, ihm Mittwoch meine unterthänigste Empfehlung selbsten zu machen. Der ich ꝛc.

Rupin den 21. März 1739.

Allergnädigster.

Ich kann meinem allergnädigsten Vater nicht genugsam danken vor die Gnade, so er gehabt, mir von dem schönen Ungarischen Wein zu schicken, ich meritire solche Gnade auf keinerlei Weise, werde mir aber jederzeit angelegen sein lassen, meine unterthänigste Dankbarkeit an den Tag zu legen und werde mir die Freiheit nehmen meines allergnädigsten Vaters Gesundheit gewiß aus gutem Herzen zu trinken. — Es wäre mir eine große Gnade, wenn mein allergnädigster Vater erlauben wollte, daß ich

einen Officier nach Potsdam schicken dürfte, um zu sehen, was uns noch fehlet um solches noch bei Zeiten zu redressiren. Ich nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater die frischesten Hummers zu schicken, so nach Fehrbellin ankommen seindt. Der ich ꝛc.

Rupin den 27. März 1739.

Allergnädigster.

Es ist mir sehr lieb gewesen, daß ich meinem allergnädigsten Vater habe mit Saamen aus meinem Garten allerunterthänigst aufwarten können, ich wollte wünschen, daß was in meinem Vermögen wäre, womit ich meinem allergnädigsten Vater Proben von meiner unterthänigsten Ergebenheit an den Tag legen möchte. Ich werde wie es mein allergnädigster Vater befohlen hat, den Fähndrich Flemming nach Berlin um den Doctor Ellert schicken, um zu sehen, ob wo noch ein Mittel ist, um ihn zu curiren. Ich habe mir sehr über den schleunigen Tod des Herrn von Viebans verwundert, ich wüßte fast nicht ein Jahr, wo so viel vornehme Leute gestorben wären, wie man nun davon höret. Hier beim Regiment ist noch alles richtig. Ich beharre ꝛc.

Rupin den 8. April. 1739.

Allergnädigster.

Es ist mir sehr lieb gewesen, daß mein allergnädigster Vater die Pastete, so ich mir die Freiheit genommen habe Ihm zu schicken, gnädigst aufgenommen hat; hierbei nehme ich mir die Freiheit einen frischen Cabliau und Hummer zu übersenden, welche eben mit der Post aus Hamburg gekommen.

Hier bei dem Regiment ist noch alles richtig; gestern ist der Rittmeister Drisen mit seiner Compagnie hierdurch nach Wusterhausen marschiert, die Pferde sind sehr groß und gut bei Leibe, und was die Mannschaft anlanget, so kam selbe, so viel ich sie auf den Pferden judiciren konnte, schön vor. Ich werde nicht ermangeln meiner Frau zu sagen das gnädige Antheil, so mein allergnädigster Vater an Ihr Bruders sein Glücke nimmt, der ich mit unaufhörlichem ꝛc.

Rupin den 20. April 1739.

Allergnädigster.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters beide gnädige Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und werde nicht ermangeln, mir mit dem Regiment gehöriger Zeit in Berlin einzufinden. Es ist mir sehr lieb, daß mein allergnädigster Vater mit der Verbesserung meines Regiments zufrieden ist und werde ich weder Mühe noch Fleiß sparen, auf daß es sich niemalen verschlimmert und mein allergnädigster Vater jederzeit Ursache haben möge davon zufrieden zu sein. Freitag werden wir die neuen Fahnen, so wir gekriegt haben, anschlagen, bei die vorigen hat mein allergnädigster Vater selbsten die Gnade gehabt, einen Nagel mit anzuschlagen und würde es dem Regiment nicht nur Glück bringen, wenn mein allergnädigster Vater so gnädig wär und befehle Einen in seinem Namen anzuschlagen. Der Lieutnant Doss ist noch nicht aus Italien zurück; jedoch bin ich ihn stündlich vermuthen. Ich nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten

Vater frische Erdbeeren in aller Unterthänigkeit zu überschicken, der ich mit unaufhörlichem Respect und Submission bis an mein Ende verharre ꝛc.

Rupin den 10. Mai 1739.

Eigenhändiges Dekret des Königs: „gut, Söldner soll vor Mich einschlagen.“

Allergnädigster.

Ich habe die Rangliste der Armee mit allem unterthänigsten Respect erhalten und berichte meinem allergnädigsten Vater ganz unterthänigst, daß wir Freitag die Fahnen angeschlagen haben, da denn der Oberstlieutnant Söldner in meines allergnädigsten Vaters Namen den Nagel mit angeschlagen hat; gestern haben wir sie beschworen und wünsche ich von Herzen, daß wir sie zu meines allergnädigsten Vaters Gloire und zur Ehre der Armee mögen vor den Feind bringen und unter meines allergnädigsten Vaters Anführung alle Seine Feinde und Mißgönner besiegen. Morgen mit dem frühesten werde hier aufbrechen nach Nauen. — Der ich ꝛc.

Rupin den 17. Mai 1739.

Allergnädigster.

Ich nehme mir die Freiheit meinem allergnädigsten Vater die erste Melone aus meinem Garten in aller Unterthänigkeit zu übersenden, ich wünsche von Herzen, daß sie recht gut sein möge und meines allergnädigsten Vaters Approbation meritiren möge. Gestern bin ich hierher gekommen und lasse anjetzo das Land vermessen, weillen im Herbst der neue Pachtanschlag verfertigt werden muß. Auch habe

hier noch dasjenige, was ich bauen lasse gesehen und seindt die Leute in meiner Abwesenheit so fleißig gewesen, daß meistens alles fertig ist. Ich wünsche von Herzen, daß mein allergnädigster Vater bei vollkommener Gesundheit und Vergnügen sein möge; meine größte Freude wird sein meinem allergnädigsten Vater mündlich versichern zu können, wie ich mit unaufhörlichem respect, submission und Liebe bis an mein Ende verharre als meines allergnädigsten Königs und Vaters.

Reinsberg den 18. Juni 1739.

aller unterthänigster treugehorsamster Diener und Sohn.

Allergnädigster.

Weilen ich nicht das Glück haben kann, meinem allergnädigsten Vater mündlich zu seinem Geburtstage zu gratuliren, so kann ich ohnmöglich unterlassen meinem allergnädigsten Vater meine Freudensbezeugung hierüber zu bezeugen. Wolle Gott meinem allergnädigsten Vater alles ersinnliches Vergnügen, Glück und Gesundheit schenken und meine Jahre verkürzen, um die Seinigen zu verlängern. Ich bin mehr wie penetrirt von aller Gnade, so mein allergnädigster Vater mir bezeuget, ich kann meine unterthänigste Dankbarkeit hierüber nicht so an den Tag legen, als ich es gern wollte und wie ich es in meinem Herzen empfinde, ich kann aber Gott mit Wahrheit zum Zeugen nehmen, daß ich alles in der Welt vor meinen allergnädigsten Vater thun wollte, und daß ich bis an den letzten Tropfen meines Blu-

tes mit unaufhörlicher Liebe, Treue und Respect verharren werde ꝛc.

Königsberg den 8. Aug. 1739.

Allergnädigster.

Ich habe meines Allergnädigsten Vaters gnädig Schreiben in aller Unterthänigkeit empfangen und berichte meinem allergnädigsten Vater in aller Unterthänigkeit, daß noch alles beim Regiment richtig. — Der Hauptmann Grappe hat mir auch geschrieben, daß er bereits durch ein Glück acht Mann von der holsteinschen Garde engagirt habe und hätte Hoffnung das Duzend voll zu kriegen. Ich habe jetzo den Acker bei Reinßberg ausmessen lassen, um den neuen Pachtanschlag darnach machen zu können, und bin mit unterschiedenen Pächtern in Accord. Ich wünsche von Herzen, daß mein allergnädigster Vater alles ersinnliche Plaisir auf der Jagd in Wusterhausen finden möge und er sich jederzeit bei beständiger Gesundheit befinden möge. Der ich ꝛc.

Rupin den 19 Sept. 1739.

(Antwort des Königs „Bin sehr schlecht.")

Allergnädigster.

Ich bin vom Herzen betrübt gewesen zu erfahren, daß mein allergnädigster Vater mit dem Podagra incommodirt wäre, wollte Gott ich könnte meinem allergnädigsten Vater soulagiren, so wollte ihm seine Krankheit gern mit übertragen helfen, indessen gehen meine inbrünstige Wünsche dahin, daß mein allergnädigster Vater bald genesen möge. Ich bedanke mir ganz unterthänigst vor den Pardons-Brief, ich werde ohnfehlbar einen guten Kerl da-

durch kriegen. Auch habe dem Hauptmann Hellermann alles fürgestellt, was mein allergnädigster Vater mir befohlen und danket solcher zwar ganz unterthänigst für meines allergnädigsten Vaters Gnade, bittet aber allerunterthänigst zu erwägen, daß er 30 Jahre treu und redlich gedient und er sich bei die Cadets verschlimmern würde, darnach, daß er der zweite Capitain hier bei dem Regiment wäre und er wieder dorten Capitain werden würde und hoffet also, daß wenn mein allergnädigster Vater ihn nicht mehr im Stande zu dienen finden würde, Er jederzeit Gnade vor einen alten Officier haben würde, der Ihm stets aus Herzensgrunde gedient hat und der seine ganze Lebenszeit zu meines allergnädigsten Vaters Dienste von Kindesbeinen an gewidmet hat. Ich habe vernommen, daß mein allergnädigster Vater Unterofficier zu Gefreite Corporals verlangte. Ich habe bei meiner Compagnie einen hübschen Junker mit Namen Lingenfeld, welcher 19 Jahr und schon über 10 Zoll misset, und da mir nichts so lieb ist, daß ich nicht vor meinen allergnädigsten Vater Gefallen sacrifiziren wollte, so frage meinem allergnädigsten Vater allerunterthänigst an, ob ihm solcher Lingenfeld anständig sei und wenn und wo ich ihn hinschicken soll. Der ich mit allem ersinnlichen Respect und Submission ꝛc.

Rupin den 26 Sept. 1739.

Antwort des Königs: „er soll mir mitbringen, (nemlich den Lingenfeld) Hellermann soll haben.“ —

Zweite Abtheilung.

Der Geist Friedrichs des Großen aus seinen Schriften dargestellt.

Zur Begrüßung.

Des Lebens Bedrängniß und der göttliche Muth der Vernunft, führen den Menschen in den Kampf mit den Mächten der Natur und des Geistes; nicht mit gleichen Waffen beginnt er den Angriff, nicht mit gleichem Glück gelingt ihm der Sieg. Das ausgebreitete Sonnenlicht wissen wir leicht in einen zündenden Brennpunct zusammenzudrängen, gegen die Wellen des Meeres haben wir Dämme gezogen, die Berggüsse und Wildwasser sind in feste Gerinne gebettet, selbst der irrfahrende Blitzstrahl ward an die schützende Metallspitze gebannt, kein Element ist so roh und gewaltig, das nicht bezwungen, kein Stoff so fein und versteckt, der nicht gefunden und genutzt wär, überall steht der Mensch als der Herr der Natur.

Nicht so früh und in solcher Weise wagt' er sich in das Reich des Geistes; die dämonischen Gewalten, die hier regieren, gehen auf verborg'neren Gängen, als das Erz in der Bergkluft und fügen sich nicht dem Hammerschlag und dem Ambos.

Wer mag sich rühmen, den Hohlspiegel in dem Herzen zu tragen, der das Licht jenes Geistes, den wir hier auf dem Königs-Throne begrüßen, in einen Strahl zusammendrängt? Wer hat den thatenvollen Leben des Helden, das seegensreich aus tausend Quellen strömt, ein geruhiges Bett angewiesen? oder den ehrnen Stab aufgerichtet, um den Donnerkeilen, die Friedrich auf dem Felde der Schlacht, den Blitzstrahlen, die er auf dem Gebiete der Wissenschaft schleudert, die Spitze zu bieten? Einen solchen Geist in unsern Kreis zu beschwören, wer möchte sich rühmen der Meister zu sein? dazu reicht nicht hin die List und der Verstand, mit denen wir die Natur bezwingen, auch die Bannformel der Liebe und der Begeisterung thut es nicht, auch reichen wir hier nicht aus mit Gelehrsamkeit und trockner Kenntniß von Jahreszahl und Datum und am wenigsten genügt der selbstgefällige Witz, der mit Ironie und frecher Anmaßung das Heilige und Hohe in den Staub seiner Niedrigkeit herabziehen will.

Nur unter dem Heer-Schild einer Göttin dürfen wir dem Philosophen auf dem Throne näher zu treten wagen, unter dem der Philosophie.

Wie, bei dem Kampfe mit der Natur, in dem Menschen der Trieb erwachte, nicht nur mit äußerer Gewalt sie zu unterwerfen, zu gebrauchen, wie es ihm Bedürfniß ward, sie denkend zu betrachten, Ordnung, Zweck, die Weisheit eines Weltschöpfers aufzusuchen, so ist uns auch in dem Reich des Geistes, das wir als Geschichte, der Natur gegen-

über finden, die Sehnsucht aufgegangen den Plan der Vorsehung, den Zweck der Vernunft zu finden und uns nicht mehr damit zu begnügen, die Schicksale der Völker und die Gedanken der Menschen, als eine bunte Welt der Verwirrung vor uns liegen zu sehen.

Freilich hat es in keiner Zeit an Solchen gefehlt, die das Reich des Geistes nur als das Reich der Sünde ansehen, und die Werke der Natur in ihrer stillen Unschuld und starren Dauer über die wankenden Thaten des menschlichen Geistes erheben, sie erbauen sich voll Bewunderung in dem Tempel der Natur, treiben einen heiligen Dienst mit Sternen und Blumen und verachten den Tempel der Wissenschaft. Da war die Menschheit noch sehr in ihrer Kindheit, als sie im Orient sich vor der Sonne niederwarf, da stand sie noch auf der niedrigen Stufe des Pflanzenlebens. Die Blume wendet sich zur Sonne und bringt ihr im farbigen Kelch ihr innres Selbst zum Opfer, sie giebt ihr das Licht zurück, das sie von ihr erst einsog. Nach einem höheren Licht ist der Mensch gerichtet, seine Sonne ist der Geist, und nur das Geistige ist das Würdigste, was er opfern kann; denn die Götter fordern ihre eigenen Gaben zurück, Ceres die Feldfrucht, Bachus den Wein; wir aber sollen dienen im Geist und der Wahrheit. Der bacchantische Taumel des wilden Schwarmes, der den Gott der Trauben aus Indien nach Griechenland begleitete, ward schon gemäßigt, als er die Grenzen jenes heiligen Bodens betrat, wo nicht mehr die alten naturgewaltigen

Titanen herrschten, sondern ein zweites, göttliches Geschlecht ein Reich der Sitte, der Schönheit, des Gesetzes gegründet hatte. Auch wir haben, soll uns die Geschichte ein Pantheon sein, wo die, im Dienste des Weltgeistes vergötterten Heroen aufgestellt sind, dem Menschlichen seine Ehre zu geben vor dem Natürlichen und uns des Schwurs zu erinnern, den Karl der Große den Sachsen schwören hieß, da sie Odin und den andern Naturgöttern entsagen mußten und sich zu den Gott bekannten, der im Menschensohn erschienen war. Vor dem rollenden Donner, vor dem rauschenden Wasserfall, wirft der rohe Naturmensch sich nieder und der empfindsame Reisende wird gerührt; der Gebildete aber weiß, daß auch der Mensch mit seinem Fehl und seiner Tugend aus der Hand desselben Schöpfers kam, und erkennt in den dürftigsten Gedanken eine freiere Offenbarung des Geistes, ein höheres Wunder, als im Cristall und der Blume.

Wohl ist es ein erhabenes Schauspiel, das Meer zu sehen, dessen Wellen, wie ein flüssig gewordenes Alpengebirg auf- und niederschlagen, oder die Gletscher in ihrer Verglasung, die als eiszackige Meereswogen gegen den Himmel starren, unerschütterlich, lautlos. — Gegen solche Großheit aber dürfen wir uns nicht gedrückt fühlen und das, was Menschengeist schuf, dagegen als vergänglich und hinfällig herabsetzen. Das Erhabene ist nicht die höchste Darstellung des Geistes und das Staunen eben so wenig das ihm würdigste Verhalten, ob

wohl es der Anfang der Philosophie heißen kann *) Mag der Ungebildete ungerührt an den Bildwerken der Kunst vorübergehen und mit lautem Ausruf der Bewunderung die ungelenken Riesenglieder der Natur begrüßen, er zeigt uns dadurch, wie wenig seinem Sinn eine höhere Offenbarung des Göttlichen aufgeschlossen ist. Wir könnten geneigt sein es für Demuth zu halten, daß der Mensch bescheiden sich vergäße, um den Werkmeister der Natur zu bewundern, wir wissen aber auch, wie diese Bewunderung zurücktritt, gegen die täglichen Bedürfnisse des Lebens, denen mit gleichgültiger Hand die wundervollen Naturgebilde geopfert werden; denn Hunger und Durst sind nicht mit dem Anstaunen zu befriedigen. Und selbst bei dieser Ironie über das Göttliche, das der sinnliche Mensch zugleich anbetet und verzehrt, bleibt ihm dennoch eine größere Scheu vor den Gewalten der Natur, als vor den Mächten des Geistes, er achtet das Gesetz der Natur als ein ewiges und unabänderliches und scheut die Elemente, weil er sie ausserhalb seiner, als etwas Fremdes findet, mit dem er keine Gemeinschaft zu halten weiß; er lehnt sich aber auf gegen die sittlichen Mächte des Geistes, die als die Gesetze des Staats, der Familie, sich noch freier und fester, als die der Natur, gegen seine Willkühr erhalten, an denen er sich aber mit mehr Belieben

---

*) μάλα γαρ φιλοσόφου τοῦτο τὸ πάθος, το θαυμάζειν. οὐ γὰρ ἄλλη ἀρχὴ φιλοσοφίας ἤ αὑτη Platon im Theätet.

versuchen mag, da er hier nicht bei einem ihm Fremden, sondern bei dem ihm näher verwandten, Vernünftigen sich befindet. Der Geist aber soll nirgends in der Fremde stehen, wie er selbst göttlichen Geschlechts, so findet er überall den Wiederschein seiner selbst; denn die Götter haben neidlos an die Welt das Gute vertheilt.

Apoll, der wissende Gott, gab den Fragenden Antwort, wer die Schwelle des Tempels betrat, dem rief er zu: „Erkenne dich selbst," d. h. suche hier nicht ein Fremdes, das Göttliche ist dein Eigenthum, Dein eigener Geist ist der Geist der Welt, der überall Dir begegnet! —

Mit dieser Lehre tritt der Mensch in eine neue Welt, in die des Geistes, auch hier hält den Befangenen erst noch das Wunderbare zurück; hielten in der Natur die hohen Gebirge den staunenden Wanderer fest, so treten ihm hier große Heldenseelen entgegen, die aber mit verwandterem Gruße ihm antworten. Da klingt ein anderes Echo wieder, wenn wir menschlich zu Menschen reden, als wenn wir den Felsenwänden zurufen; diese geben im kalten Widerhall uns die Frage zurück, von jenen vernehmen wir Belehrung und Antwort. Doch nicht einem Jeden stehen die Geister Rede; auch die Natur ist vernünftig, wenn Du sie vernünftig anschaust, wie aber der Wald nur zurückgiebt, was Du hineinrufst, so giebt auch die Weltgeschichte vernünftige Antwort nur auf vernünftige Frage. — Und hier komm ich nun auf das zurück, was ich oben aussprach, daß wir den Helden, den wir hier begrüßen wollen, nur in der Sprache der

Philosophie anreden dürfen, wenn wir genügende Antwort zu vernehmen wünschen; sie allein lehrt den Umgang mit Geistern. Es ist hier nicht der Ort, diese Machtvollkommenheit der Philosophie aus ihr selbst nachzuweisen, wem dabei noch bedenklich zu Muth wird, der muß sich unmittelbar an die Wissenschaft selbst wenden; ich beschränke mich, darauf aufmerksam zu machen, welches überhaupt die Bedeutung der Philosophie und der Geschichte sein muß.

Philosophie ist die Wissenschaft der Wahrheit, des Begriffs, sie lehrt uns das Endliche unter der Gestalt des Ewigen erkennen, unabhängig von irgend einem äusseren Grunde, ruht sie allein auf sich selbst; so hat sie ihr freies Reich für sich, das Reich des Gedankens; wo dieser erscheint, da ist ihre Heimath. Geschichte ist der Gang, den der endliche Geist durch das Leben und die Bildung der einzelnen Staaten und Völker genommen hat, um sich zum allgemeinen Weltgeiste zu verklären; diesen Gang darzustellen in der Rede, ist die Aufgabe des Historikers, die er nur in Gemeinschaft mit der Philosophie lösen kann, wie denn überhaupt eine jede endliche Wissenschaft von ihr die Weihe der Wahrheit empfängt.

Man hört gegenwärtig viel von historischer Schule und historischer Forschung, die sich nicht sowohl der Philosophie gegenüber stellt, vielmehr diese ganz ausschließt, und nur in der Geschichte und in geschichtlicher Entwickelung und Nachweisung die Wahrheit begründen will. So hat man bei Berathungen und Untersuchungen über die Ver-

fassung der gegenwärtigen Staaten sich auf die Geschichte der alten Völker und Staaten berufen und hat die Freiheit bei dem Demos von Athen, oder in dem herzinischen Wald gesucht, oder sich sonst eine Zeit gewählt, von der man meinte, daß es da den Völkern erträglicher gegangen sei; man hat die gegenwärtige Bildung eingeladen, Halt zu machen, um auf historischen Wege um dreihundert Jahr sich zu verjüngen.

Zu diesen politischen Restaurateurs haben sich auch die juristischen gesellt, die der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts den Beruf der Gesetzgebung absprechen, und in der historischen Schule „den einzigen Weg zur wahren Erkenntniß unsers eignen Zustandes finden." Sie schließen von ihrer Wissenschaft „Philosophie und gesunden Menschenverstand" *) aus, verlangen aber dennoch: „die besonnene Thätigkeit jedes Zeitalters müsse darauf gerichtet werden, diesen, mit innrer Nothwendigkeit gegebenen Stoff zu durchschauen, zu verjüngen und frisch zu erhalten." — Wie ihnen dies ohne gesunden Menschenverstand und Philosophie gelingen wird, haben wir zu erwarten; zum Glück sind es nur die gelehrten Doktoren, die diese, der Wissenschaft und dem Staate, dem sie angehören, gleich unwürdige Sprache führen; ihrer Wissenschaft sprechen sie die Philosophie ab und dem Staate den Beruf zur Gesetzgebung.

*) Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft 1 Bd. 1 St. S. 2.

Wie weit sind diese Herren zurückgetreten hinter das Zeitalter Friedrichs des Großen und den würdigen Großkanzler Cocceji, der nicht nur gelehrter, sondern auch praktischer Jurist war und die Vernunft an die Spitze der Gesetzgebung stellte. Sein Entwurf zu dem neuen Gesetzbuch führt den stattlichen Titel: „Project des Corporis Juris Friedericiani, d. i. Sr. Königl. Maj. von Preußen in der Vernuuft und den Landesverfassungen gegründetes Landrecht, worin das römische Recht in eine natürliche Ordnung und richtiges System gebracht, die General Principien, welche in der Vernunft gegründet sind, bei einem jeden Object festgesetzt und die nöthigen Conclusiones, als so viele Gesetze, daraus deduciret, alle Subtilitäten und fictiones, nicht weniger was auf den deutschen Statum nicht applicabel ist, ausgelassen, alle zweifelhafte Iura, welche in den römischen Gesetzen vorkommen, oder von den Doctoribus gemacht worden, decidiret und solcher Gestalt ein Ius certum und universale in allen Dero Provinzen statuiret worden." — In diesem Titel ist vollständig ausgesprochen, woran wir uns zu halten haben.

Noch auffallender ist dieses Lossagen von der Vernunft in der Theologie und der Kunst. Es ist soweit gekommen, daß selbst die Theologen dahin gerathen sind, die göttliche Wahrheit des Christenthums „historisch" nachzuweisen und die Aesthetiker führen uns, wenn wir nach dem Begriff der Kunst fragen, nicht zu dem vollendeten Apoll, sondern auf historischem Wege zu den Mißgestalten der Aegypter und Indier. — So sehr sich, selbst bei

diesem verkehrten Wege, der Trieb der Vernunft, zu einem ersten Grunde, zu der Wahrheit, zu gelangen, bestätigt, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß die Geschichte selbst in sich einen Grund und eine Rechtfertigung hat, den zu erkennen und zu begreifen, der gesunde Menschenverstand, und mehr noch die Philosophie, nicht ganz ungeeignet scheinen. Wer zur Geschichte hinzutritt, ohne den Begriff mitzubringen, dem bleibt sie ein verschlossenes Buch unter sieben Siegeln.

Wir entfernen hierbei die gewöhnliche Vorstellung von der Philosophie, nach der die Einen sagen: daß sie ein abstractes Hirngespinst sei, daß in überirdischen Welten gesponnen würde, und nicht für unser Leben und Treiben tauge; die Andern dagegen: daß es mit der Philosophie eben nicht weit her sei, wer nur einigen Verstand habe, sei im Besitz des ganzen Geheimnisses. Eine ganze Schule, die historischjuristische, hörten wir eben noch unfreundlicher vorurtheilen. Nach den Ansichten der Philosophie gestaltet sich auch die Ansicht über Geschichte, und ihre Darstellung nimmt unterschiedene Weisen an. Die gewöhnliche Ansicht der Geschichte ist, daß sie eine Beispielsammlung sei, uns zu Nutz und Frommen ans Licht gestellt, aus der sich eine Menge nützlicher Lehren und Anwendungen erlernen lassen. Wird sie so, nur als nützlich, verwendet, so nimmt man ihr schon die Ehre, daß sie in sich befriedigt, eine freie Offenbarung des Geistes sei, und darin ihre Würde hat, daß sie ihren Zweck in sich vollführt, und nicht darauf wartet, zur Nutzanwendung verbraucht zu werden; man vergißt, daß

sie sich selbst anwendet und als Weltgericht die höchste vollziehende Gewalt ausübt. Macht man jetzt an die Historiker die Anfordrung, daß sie zur Geschichte und ihrer Darstellung philosophische Einsicht mitbringen sollen, so entgegnen sie uns, daß es große Historiker gegeben habe, ohne Philosophie, und verweisen uns auf Herodot und Thucydides.

Der Kranz, den Herodot von den versammelten Griechen in den olympischen Spielen gewann, wird ewig grünen, wie der des Homer, und seine neun Bücher, die nach den Musen, den Töchtern der Memmosyne, genannt wurden, bewahren für immer das Gedächtniß des griechischen Freiheitskampfes. Thucydides erzählt die Zeit, in der sich die griechische Welt an selbstgeschlagenen Wunden verblutete, uud sein Werk steht, wie ein schöner Sarkophag, auf dem Grabhügel von Athen. An beide aber dürfen wir nicht den Anspruch machen, wie an den, der uns die Geschichte des griechischen Volks in ihrem vielseitigen Umfange, hereinstellen soll in die Weltgeschichte. Was die Griechen in der Kunst und Philosophie geleistet, eben so die Bedeutung ihrer Götterwelt, finden wir nicht in ihren Geschichtschreibern, und können wir uns wohl zutrauen das griechische Leben, ihre Geschichte, zu verstehen, ohne hierüber Aufschluß zu haben? Und liegt auch die ganze Geschichte vor uns, was frommt der Stoff, wenn wir ihn nicht zu deuten wissen? Nicht zu einer neuen Geschichte ist unser Zeitalter berufen, sondern zur Auslegung des Geschehenen.

Wir treten jedoch mit dieser Ansicht keineswegs der Meinung neuerer Historiker bei, die sich über

die liebenswürdige Einfalt der Alten dadurch erheben wollten, daß sie zur Erzählung ein „Raisonnement" hinzufügten. Es sind das die vielbelobten pragmatischen Geschichtschreiber, sie wollen jede Begebenheit einzeln erklären, und für jede einen heilsamen Zweck, einen schlimmen Erfolg, nachweisen. Der Maaßstab mit dem sie die Welt des Geistes messen, ist nicht der allgemeine Gedanke, nicht die Philosophie, sondern ihr beliebiges Dafürhalten, ihre einzelne Gescheidheit, auch wohl nur ihr warmes Gefühl, oder ihre kalte Reflexion. Auf den einigen, ewigen Grund, auf den Gedanken, der die Welt gestaltet, verzichten sie, aber an tausend guten Gründen für und wider das Höchste, wie das Nichtigste fehlt es ihnen nicht. Da treiben sie sich leicht zu entgegengesetzten Spitzen hinaus; entweder lassen sie die Welt auf alle Freiheit Verzicht leisten, reden von unbegreiflichen Wegen der Vorsehung, von Schicksal und Bestimmung, als einer droben und drüben waltenden, blinden Nothwendigkeit, — dies der Standpunct der Fatalität und Erbaulichkeit; oder sie lösen die ganze Ordnung der Welt in Willkühr und Zufälligkeit auf und laben sich an dem Bewußtsein, daß sie es sind, die diesen Bau des Weltgeistes zertrümmert haben, — dies der Standpunct der Ironie. Gehen sie auch nicht so weit, ihre Ohnmacht an dem ganzen Gebäude zu versuchen, so reiben sie sich wenigstens an den einzelnen hervorragenden Pfeilern und Trägern der Weltgeschichte und dann: Wehe! jedem großen Manne! da ist nichts, das sie nicht besser zu machen verstünden und sie haben es von dem Kammerdiener

erfahren, daß es mit dem Heldenthume des Herrn eben nicht weit her sei.

Für uns bringt der Held seine Bewährung selbst mit, wir fragen nach ihm nicht mit der Neugier der gelehrten Vielwisser, die eine Menge von Dingen wissen müssen, ohne selbst zu wissen warum. Auch ist's uns nicht um das gute Beispiel, um Warnung und Besserung und eine moralische Musterkarte zu thun, wir stellen überhaupt die Ansprüche zurück, die die Nützlichkeit an die Wissenschaft machen will. Durch diese Ansprüche hat die Geschichte das sonderbare Schicksal erfahren, daß sie von denen, die über ihr stehen müssen, von den Lehrern der Religion, der Staatswissenschaft, des Rechts, überschätzt wird, von denen aber herabgewürdigt wird, die sich ihr ganz gewidmet zu haben versichern. Jene machen den absoluten Innhalt ihrer Wissenschaft, die Religion, den Staat, das Recht, von einem geschichtlichen Nachweis abhängig, als ob die Vernunft einer göttlichen Lehre, dadurch erwiesen würde, daß sie irgend wo einmal vorkomme. Die Historiker aber, die von den Nützlichkeiten der Geschichte reden, fassen sie nur von ihrer endlichen Seite auf, und meinen ihr das Höchste nachzurühmen, wenn sie aufzeigen wie nützlich für Andre, also wie unnütz an und für sich, diese Wissenschaft sei.

Nur zurücktreten lassen wir die Seite der Nützlichkeit, nicht ausschließen wollen wir sie; nützlich sind die Künste und Wissenschaften allerdings, sie sind aber noch ein viel Höheres, sie sind Zweck an und für sich, genügen sich selbst und sind nicht da, um nur für Andre

verbraucht zu werden; wär es nicht unwürdig von dem Göttlichen, von Gott selbst rühmen zu wollen, daß er nützlich sei? Und so spielt auch das Drama der Weltgeschichte seinen Gang für sich fort, unbekümmert um die „Gründlinge und κοπρολογοι“ des Parterres, wie Schakespeare und Aristophanes diese niedre Gesellschaft nennt; sie mögen sich anderwärts Rührung und Beispiel suchen.

Das tiefere und einzig wahre Bedürfniß des Geistes, der in den Heldensaal der Weltgeschichte tritt, ist: nicht nur von ihnen zu profitiren, sondern in ihnen die Offenbarung der Idee zu erkennen, denn sie ist es, auf deren Ruf sie hereintreten in die Geschichte. Nicht wie Meteore und Sternschnuppen, fahren sie durch die Welt, aus Nebel und Dunst gebildet, nur eine Weile dem Wandrer leuchtend, um ihn der Finsterniß desto fühlbarer zu übergeben. Ihre Gegenwart ist ewig, denn die Idee ist unsterblich; wie sehr sie sich auch herabläßt in die Endlichkeit, und die Menschwerdung nicht verschmäht, sie feiert ihre Auferstehung auf den Gräbern der Völker und der Staaten. Aus diesem Tumulte des Lebens, aus dieser bunten Zerstreuung, gewinnt die Idee ihre freieste Gegenwart und Wirklichkeit, aus diesem Meerschaume der wogenden, tobenden, drängenden Menge steigt sie rein und jungfräulich, wie die Göttin der ewigen Schönheit an das Ufer. —

Wie aber verkündigt sie sich uns? Durch wen vernehmen wir ihre Offenbarung? Nicht im Geschrei und dem verworrenen Irrthum der Völker giebt sie sich kund. Die lärmende Versammlung schweigt und ein Sänger tritt auf; so stellt sich

Einer an die Spitze, um durch die That den unbestimmten Willen des bewußtlosen Volkes zu vollführen; so drängt sich auch die Begeistrung des allgemeinen Weltgeistes zu einer Flammenzunge zusammen, zur purpurnen, brennenden, leuchtenden Flamme der Philosophie. —

Hier steht ein Held vor uns, der zugleich das Wort, und die That verwaltet hat und dessen Erscheinen sich dadurch wesentlich von der, der andern Helden, unterscheidet. Andere Heroen der Weltgeschichte vollführten die That des Weltgeistes so sehr in ihn versenkt, daß er ihnen nicht Zweck und gewußter Gegenstand wurde, sie handelten nur in der allgemeinen Gewißheit, das Wahrhafte auszuführen. Friedrich aber hat vor den andern großen Völkerfürsten dies voraus, daß er mit höherem Bewußtsein im Dienste des Weltgeistes schafft, er macht das Wesen und die unsichtbaren Gewalten dieser Schöpfung, die Gedanken, zum Gegenstande seines Nachdenkens, er war der Philosoph auf dem Throne.

Friedrich selbst nennt sich gern so, und seine Freunde begrüßen ihn öfter mit diesem Ehrengruß. Schon dem Kronprinzen schreibt der alte, liebenswürdige Fontenelle (29 Septbr. 1737): „Man hat im Alterthum gesagt: wenn die Staaten glücklich sein sollten, müßten die Philosophen Könige, oder die Könige Philosophen sein. Sollte wohl beides dasselbe bedeuten? Mir scheint es verschieden. Man mache Philosophen zu Königen so hat man arme Wichte, denen der Kopf schwindelt, ich fürchte sehr für sie. Sind aber die Könige Philosophen, so hat man Männer deren gesunder Sinn sie aus gro-

ser Gefahr errettet und ich bin überzeugt, sie werden Wunder thun." —

Die Worte Platons, auf die sich Fontenelle beruft, sind früher und später, nicht ohne Misverstand, zur Begrüssung Friedrichs erwähnt worden, auch wir haben sie zu unserm Gruß gewählt und wollen sie in ihrem Zusammenhange anführen und auslegen.

Im fünften Buche der Republik Platons verlangt Glaukon vom Socrates, der ihm die Einrichtung des Staats dargestellt hat, er soll ihm nun auch zeigen, wie es möglich sei, diesem Staate Wirklichkeit zu geben. Socrates sucht auszuweichen und will hinter die ungenügende Ausrede flüchten, daß man nicht genöthigt sei das Bild, das man beschreibe, zu mahlen. Glaukon dringt heftiger in ihn und Socrates antwortet: „So soll es denn frei herausgesagt werden, wenn auch ein Spötter mit einem Schwall von Gelächter, worin er seinem Unwillen Luft macht, mich offenbar, wie eine Welle, verschlingen wollte. Merk' auf, was ich Dir sage. Wenn nicht entweder die Philosophen in den Staaten die Königliche Herrschaft führen, oder die jetzt so genannten Könige und Gewaltigen im wahren und ganzen Sinn des Worts philosophiren werden, und diese beiden Mächte, die Staatskunst nämlich und die Philosophie vereint erscheinen, kann, lieber Freund Glaukon, das Wehe der Staaten — sage das der ganzen Menschheit — nie geheilt werden!"

„Ja, Socrates, erwiedert Glaukon, Du hast ein solches Wort ausgesprochen, bei dem Du leicht

denken kannst, daß gar viele, und gewiß keine schlechten, Helden der Zeit, die Kleider von sich werfen und mit den Waffen in der Hand, wie sie der Zufall giebt, in geschlossener Schlachtordnung auf Dich eindringen würden, als Leute, die Wunderdinge auszurichten gedenken." —

So Platon. Ich fürchte nicht, daß jemand den Einwurf machen wird, daß ja doch unser Philosoph auf dem Throne keinen platonischen Staat zu Stande gebracht habe, und daß man schon längst wisse, wie unverträglich mit dem Staat die Philosophie sei und wohin das führe; Platon habe die athenienfischen Ammen angewiesen, wie sie die Kinder tragen sollten und Friedrich den pommerschen Landständen den Bescheid gegeben, sie sollten statt des Kaffee sich Biersuppen kochen. Wir gestehn gern, daß wir hierin die Philosophie vermissen, wir trennen aber nicht von dem Bild, daß der Künstler ganz vor uns hinstellt, die einzelnen Fäden los, um so das Kunstwerk kennen zu lernen.

Wenn wir unsern König einen Philosophen nennen, so geben wir ihm diesen Namen ganz in dem Sinne, in welchem ihn Platon verstanden wissen will. Dieser traut den Philosophen zu, daß sie den Gedanken von dem wahrhaften Staat zu erkennen allein vermögend sind, er will nicht, daß sie in Träumen und unerreichbaren Ideaten sich jenseit des blauen Himmels luftige Schlösser bauen sollen, sondern in dem Reiche der Wirklichkeit leben; obwohl er die Wahrheit dieser Wirklichkeit noch immer in ein Sollen verlegt.

Es ist sonderbar, welcher Misverstand sich über den platonischen Staat verbreitet hat, die Einen halten ihn für die Ausgeburt eines verrückten Genies, die andern für das Reich der Vollendung und der Seligkeit, und an diesen Meinungen wird so hartnäckig gehalten, daß alle Widerrede vergeblich scheint. Wie viele aber reden von dem platonischen Staat, ohne ihn gelesen zu haben, wie viele lasen ihn, ohne darin den Geist des griechischen Volks aufzufassen! Und dieser ist es gerade, den Platon in seinem Staate zu einer Zeit, wo dieser Geist begann sich untreu zu werden, festhalten wollte.

Der Geist, aus dem das Griechenland, das wir das Schöne nennen, emporblühte, war der Geist einfacher Sittlichkeit, jeder lebte treu dem Gemeinwesen, ohne sich dieses als bewußten Zweck gegenständlich zu machen, sie waren tugendhaft in dem Sinn, daß sie, sich selbst getreu, zugleich das Rechte für den Staat vollbrachten, dem Gesetz gehorsam, ohne Meinung und Belieben. Was in dem griechischen Staaten sich zerstreut in dem verschiedenen Gesetzgebungen findet, trägt Platon in seinem Staate zusammen und es läßt sich nachweisen, daß jede der Hauptbestimmungen schon in den alten Gesetzen von Creta und besonders von Sparta vorhanden war. Nicht in dem Staate Platons, in dem griechischen Leben selbst, muß man dem Mangel suchen, der der Todeskeim dieses Reichs der Schönheit und Sitte, war, das Platon vergebens festzuhalten suchte, auch dann selbst nicht festgehalten haben würde, wenn er und die andern Philosophen Könige worden wären; denn eben der Aufgang des Gedankens war

es, der eine Entzweiung in die einfache Sittlichkeit brachte, die sie nicht aushalten konnte. Die Philosophie selbst war es, mit der das Verderben hereinbrach, sie führte aber auch zu einer bewußteren Harmonie zurück, und wir sehen daher einen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts den Thron besteigen, auf dem er seinen Gedanken in der vorhandenen Welt Wirklichkeit geben kann.

Aber wird man sagen, der Philosoph hat so manches wahre Wort ausgesprochen, davon der König nichts erfüllt hat, und der König so manches eingerichtet, wogegen der Philosoph gesprochen! — Solche Einwürfe kommen nur von denen, die die wirkliche Welt und das Verhältniß der Idee zu ihr nicht kennen. Wie das reine Sonnenlicht, das durch die Wolken bricht, getrübt und gefärbt erscheint, so trägt auch die reine Idee, indem sie sich in der Welt der Endlichkeit ausbreitet, die Zeichen dieser Welt an sich, ohne zu fürchten, darin unterzugehen.

Friedrich erkannte die Leibeigenschaft, als das unwürdigste und unrechtlichste Verhältniß des Menschen, und vermochte es dennoch nicht, in seinem Staate die Ketten ganz zu lösen, die er mit seinem Gedanken längst gebrochen hatte. Nicht nur als König, auch als Philosoph war er der Sohn seiner Zeit, und hat ihr, obwohl an ihre Spitze gestellt, den schuldigen Tribut zahlen müssen. Eine höhere Forderung, als Platon, hat Er an den Staat gemacht; nicht die Philosophen will er auf den Thron setzen, wohl aber die Philosophie, den Gedanken, die Vernunft. Diesen Mächten erkennt er für immer die Herrschaft zu und daß sie seinem Throne ge-

treu blieben, sprach noch in unsern Tagen das Königliche Wort aus: „daß wahre Intelligenz die wahre Grundlage des Staats ausmacht, die auf jede Weise befördert werden muß.“

Nannten wir aber Friedrich einen Sohn seiner Zeit, so wollen wir ihn mit diesem Namen ehren; denn dies ist die Ehre und der wahrhafte Ruhm der Großen, daß sie der Gegenwart, in der sie lebten, angehörten und in ihr ihr Tagewerk vollbrachten. Man muß sie nicht losreißen von der Welt, in der sie stehen und sie auf künftige Jahrhunderte verweisen, oder wohl gar ihnen nur das Bürgerthum einer bessern Welt zuerkennen.

Wir wollen unserm Könige den Purpur tragen lassen, den seine Zeit ihm gewoben, wir wollen in ihm den Wiederschein der Bildung erkennen, in der der Weltgeist damals gegenwärtig war, wir wollen ihn aber auch die Noth des Lebens tragen sehen, mit der er gerungen hat als Held mit siegreichem Schwert, als Dichter mit heitrem Scherz, als Philosoph mit ruhiger Besinnung. —

Friedrichs philosophische Bildung.

Alexander der Große ehrte zwar die eleusinischen Mysterien, zu denen jeder Bürger von Athen die Weihe empfing, um hier die alte Tradition vom symbolischen Dienste der Naturgötter zu hören; aber ein höheres Mysterium war es, in das Aristoteles ihn einführte, der den Jüngling frühzeitig mit der Philosophie vertrauten Umgang lehrte. Der Glaube war wankend geworden, Platon wollte den Homer, weil er Unziemliches von den Göttern sänge, aus seinem Staate verbannen, und doch war der gefeierte Sänger es, der den Griechen, wie Herodot sagt, die Götter gegeben. Socrates beruft sich auf einen Dämon in der eignen Brust und Aristophanes wirft ihm vor, daß er dem Zeus die Herrschaft des Himmels abgenommen und sie dem Herrn Umschwung gegeben. Der Götterdienst ging unter, aber die Philosophie hielt sich wie ein glückliches Eiland auf dem Meere, in das die alte Welt begraben ward.

In dem Zeitalter Friedrichs finden wir Anklänge an jenes Alterthum, in denen ein durchgreifender Zusammenhang der Geschichte des Weltgei-

stes nicht zu verkennen ist. — In der katholischen Kirche hatte sich der christliche Glaube vollendet, das Christenthum aber, als die Religion, wo der offenbare Gott im Geist und in der Wahrheit sich angekündigt hatte, verschmähte das Mysterium der Rauch- und Brandopfer und des symbolischen Geheimnisses, und seitdem Luther, der, wie Socrates den Dämon, so das Zeugniß des eignen Geistes, zur Bewährung der Wahrheit forderte, das Pabstthum, für das Werk des Teufels erklärte, war es um jene unbedingte, neugierlose Gemeinschaft mit Gott geschehen, man redete wohl immer noch von dem Glauben, drang aber darauf, ihn durch Ueberzeugung, nicht blos durch Ueberlieferung, zu gewinnen; es trat eine unerfreuliche Zeit der Zerrissenheit ein, wo das Herz nicht wußte, ob es dem Himmel, oder der Erde angehöre. Eine zweite Reformation begann; erst die vollendete Philosophie vermag der gebrochenen Welt die Versöhnung zurückzugeben.

In Frankreich, wo der lebendigere Sinn in raschen Sprüngen vorangeht, hatte diese zweite Reformation einen ganz andern Charakter genommen, als in dem bedächtigen Deutschland. Während hier Wolf Methaphysik und Logik lehrte, und auf diesem schwerzugänglichen Wege den Gemüthern die Freude an dem Gedanken und an dem, was die Vernunft durch Denken gewinnt, erweckte, scherzte Voltaire leichtsinnig über Wunder und Offenbarung und dachte die Seinen auf kürzerem Wege aus dem Kirchenzwange herauszuführen.

Friedrich erscheint auf dem glücklichen Mittel-

wege zwischen deutscher Unbehülflichkeit und fränkischer Leichtfertigkeit, er hat mit dem redlichsten Eifer es sich sauer werden lassen bei den Schriften Wolfs, und hat sich aus Voltaire das bessere Theil gewählt. Verfolgt man die Bildung Friedrichs genau, so scheint sie folgenden Gang genommen zu haben. In seiner Jugend war er fleißig angehalten worden, die Bibel zu lesen, die Predigt zu hören; er that dies nicht in der gewöhnlichen Weise frommer Seelen, die ihr Capitel lesen, dem Pfarrer zuhören, und dabei sich so gleichgültig verhalten, wie der Catholik, der das Paternoster abhaspelt. Die Neugier seiner Vernunft fragte nach dem Unbegreiflichen, und zeitig hatte er den Spruch des Aristoteles gehört, und an sich selbst erfahren, „daß das Wissen anfange mit dem Zweifel." Er wendet sich nun an die Prediger Achard und Beausobre in Berlin, die sich mit ihm einliessen, über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren und Friedrich findet bald, wie sehr er im Vortheil steht.

Zum Belege für die Unterhaltung mit diesen achtungswerthen geistlichen Herren, theilen wir einige kurze Auszüge aus den Briefen des Kronprinzen mit. An Achard schreibt er: (Ruppin 27sten März 1736) „Ich nehme es als einen besonderen Beweis Ihrer Zuneigung zu mir auf, daß sie sich so sehr bemühen, mich über einen Gegenstand zu belehren, bei dem mir, wie Sie wohl einsehen, alles darauf ankömmt, nicht überredet, sondern überzeugt zu sein — Ich frage Sie, mein Herr, haben Sie wirklich einen Begriff von einer Denkkraft ohne Organe, oder um es deutlicher zu sagen,

von einer Existenz nach Vernichtung ihres Körpers? — Sie sehen, daß wenn die flüssigen Theile des Körpers von den festen sich absondern, daß die Person, die einen Augenblick vorher noch lebte, nun todt ist. Hierüber können sie philosophiren, aber davon, was aus der Denkkraft dieser Person, aus dem Wesen, das sie belebte, geworden ist, kann man unmöglich Rechenschaft geben. — — Weiterhin behaupten Sie in ihren Reflexionen etwas, das geübteren Personen als ich, sehr starke Waffen gegen Sie in die Hände geben könnte, sie sagen: die Materie sei bis ins Unendliche theilbar. Nehmen Sie dies als Grundsatz an, so können wir darauf rechnen, daß man Ihnen das Gegentheil von Ihrer Behauptung unwidersprechlich beweisen wird. Ich lese jetzt die Methaphysik des berühmtesten Philosophen unserer Zeit, des gelehrten Wolf, dessen Hauptbeweis von der Fortdauer und der Unsterblichkeit der Seele sich auf die untheilbaren Wesen gründet. — — Durch dieses neue Licht hoffe ich Gewißheit von einer Wahrheit zu bekommen, deren Glanz ich schon erblicke. Ich bin Ihnen ausserordentlich für die Behutsamkeit verbunden, mit der Sie von dem Herrn von Voltaire sprechen. ꝛc. —

(Rheinsberg d. 8ten Jun. 1736 an denselben.) — — Ich habe schon seit meiner Jugend eine unwiderstehliche Neigung zum Guten und Schönen gehabt, und diese stimmte mich gleich bei den ersten Reden, die ich von Ihnen hörte, für Sie. — Doch gestehe ich, daß in ihrer letzten Predigt ein Schluß vorkam, den ich nicht ganz verstand, und der wohl eines näheren Commentars bedürfte. Sie sagten:

„wer behauptet, daß die Apostel Schwärmer gewesen, der ist es selbst.“ — Die Autorität der Kanzel machte, daß Sie dies mit ziemlicher Dreistigkeit sagten. Ihre geistliche Heerde die Ihnen auf Ihr Wort glaubt, fragte freilich weiter nach keinem Grunde, aber auf dem Catheder würde das, wie mich dünkt, nichts weiter beweisen.

Sie verlangen von mir Themata zu zwei Predigten, die Sie für mich ausarbeiten und in meiner Gegenwart halten wollen? Ich bin Ihnen sehr dafür verbunden und bitte Sie zuerst über den Text zu predigen: Und Gott gab das Wort — weiter nicht, und daraus die Möglichkeit, die Kennzeichen und die Wahrheit der Offenbarung zu behaupten. Der zweite Text sey: — wir predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit. — Sie werden die Nothwendigkeit der Sendung, die Wahrheit der Prophezeiungen von ihm, und wenn ich so sagen darf, den Grund auseinandersetzen, der Gottes Rathschluß bestimmte, diese Art Erlösung zu wählen.“ —

An den achtzigjährigen Prediger Beausobre schickte Friedrich als Kronprinz eine Ode an Gott, dabei schreibt er (Rheinsberg den 30. Jun. 1737): „ich habe mich bemüht Gott so zu schildern, wie ich ihn mir denke und wie er wirklich ist. Sein Charakter ist Güte und ich kenne ihn nur aus seiner Huld. Wie könnte ich ihn nun boshaft entstellen und ihn einen barbarischen, grausamen Charakter geben, da alles was mich umgiebt, mir seine Gnade verkündigt? Meine Feder steht nie mit mei-

nem Herzen in Widerspruch, vielmehr bemüht sie sich, diesem mit aller Kraft beizustehen. Ich suche Gott andern eben so liebenswürdig zu machen, als er mir erscheint, und ihnen gegen seine Wohlthaten, eben die Dankbarkeit einzuflößen, von der ich mich durchdrungen fühle. Ja, ich gehe noch weiter, ich wage es Gott selbst in dem Fall zu vertheidigen, daß er es nicht für gut gefunden hätte, mir Unsterblichkeit der Seele zu ertheilen. — Offenherzig gestehe ich Ihnen, der weise Schöpfer habe uns dazu die Vernunft gegeben, daß wir in den verschiedenen Lagen unsers Lebens, wo wir uns nicht ohne sie halten können, sie gebrauchen müssen. Es widerspricht der Gerechtigkeit Gottes eben so wenig, uns nach dem Tode zu vernichten, als die Sünde in der Welt zuzulassen. *)

Sie werden in dieser Ode vielleicht Stellen finden, die Ihnen nicht mit der Augsburgschen Confession verträglich scheinen, aber ich hoffe, daß Sie glauben, man brauche um Gott zu lieben, weder Luther noch Calvin ꝛc.

So nahm die philosophische Bildung Friedrichs ihren Ausgang von Religion und Theologie, wie ihn zu jederzeit die Philosophie genommen hat. Die Aufnahme, die die Theologie und die Philosophie in jenen Jahren fand, war sehr verschieden, während die Prediger ein gähnendes Publikum — denn Gemeinden gab es in der Stadt nicht mehr — langweilten, oder den leeren Stühlen, nicht einmal tauben Ohren, predigten, saß der Hörsaal Wolf's

*) Dies früher an Achard.

gedrängt voll, die Universität ward blühend, wo er auftrat, seine Schriften verbreiteten sich über die gelehrte Welt.

Diese große Theilnahme, die Wolf, trotz mancher Verfolgung, erfuhr, reizte den Kronprinzen noch mehr sich mit seiner Philosophie bekannt zu machen. Da er der deutschen Sprache, die französische, die damals schon völlig gebildet war, vorzog, so bat er zuerst (1736) seinen Freund, den Königl. Polnischen Gesandten am Berliner Hofe, Herrn von Suhm, einen Lausitzer, ihm Wolfs Metaphysik in das Französische zu übertragen, was dieser auch that, jedoch den Kronprinzen darauf aufmerksam machte, daß die deutsche Sprache sich weit mehr zur Philosophie eigne, als die französische. *)

Es kann uns befremden, daß Friedrich bei so hoher Verehrung für Wolf und so großer Lust zum Briefschreiben, nicht selbst mit ihm in Briefwechsel zu treten suchte, vielleicht wollte er den Verdruß vermeiden, den er hierdurch beim Könige gehabt hätte, mehr vielleicht war es die deutsche Sprache, in der Wolf schrieb; denn da Voltaire bei dem

---

*) Suhm schreibt Berlin d. 17ten April 1736: „Je crois m' être apperçu, que la langue allemande est plus propre aux raisonnements metaphysiques et abstraits, que la françoise. Les raisons qui me l'ont fait juger, sont: premierement, que la langue allemande est plus riche en mots, et secondement, qu'elle n'est pas aussi sujette aux ambiguités que la langue françoise; ce qui le rend propre à exprimer chaque pensée avec plus de précision et de netteté et par consequent avec plus de force."

Kronprinzen anfragt, ob er ihm nicht Gelegenheit zum Briefwechsel mit Wolf verschaffen wolle, wie derräth ihm dieser, dem deutschen Philosophen zu schreiben, der gewiß zu wenig französisch verstehe.

Wolf eignete dem Kronprinzen kurz vor seiner Thronbesteigung einen Theil seiner Schriften zu. Friedrich schreibt ihm hierüber von Rheinsberg den 23. Mai 1740. „Jedes vernünftige, die Wahrheit liebende Wesen, muß an dem Werke Theil nehmen, das sie vor Kurzem herausgegeben haben; jeder edle Mann aber und jeder wahrhafte Staatsbürger muß es als einen Schatz ansehen, den Ihre Freigebigkeit der Welt schenkt, und den Ihr Scharfsinn aufgefunden hat. Auf mich hat es um so mehr Eindruck gemacht, da Sie es mir zugeeignet haben. Schon längst las und studir' ich Ihre Schriften und bin überzeugt, daß, wer sie las, dem Verfasser seine Achtung nicht versagen wird. Diese Gesinnungen wird Ihnen Niemand verweigern können; ich bitte daher zu glauben, daß ich mit all der Achtung, die Ihr Verdienst von mir fordern darf, bin Ihr wohlaffectionirter

Friedrich.

Jedes einzelne Capitel, das Suhm zuschickte, ward Veranlassung zu neuen Untersuchungen, und man kann die Anstrengung nicht genug bewundern, mit der sich der Geist, der zugleich so lebhaften Antheil an den Werken der Dichtkunst nahm, sich in die abstractesten Gegenstände der Philosophie vertiefte. Man muß die Briefe des Kronprinzen selbst lesen, um sich zu überzeugen, daß er keineswegs mit einem oberflächlichen Dahinstreifen an der Wissen-

schaft, wie gewöhnlich vornehme Herren es treiben, begnügt hat, daß er ferner, sich eben so wenig mit dem begnügt hat, was als das Wort des Meisters galt, sondern selbst gedacht hat und nur durch das Denken und Nachdenken die Gewalt über den schweren Stoff zu gewinnen wußte.

Er schreibt an Suhm (Ruppin den 26sten April 1736) „Mit großer Anstrengung studir' ich Wolf und gewöhne mich immer mehr an seine Art zu philosophiren, weil sie sehr gründlich und methodisch ist. Mit seiner Theorie vom zureichenden Grunde und von der Verschiedenheit der einfachen und zusammengesetzten Wesen, muß man sich, wie ich glaube, am meisten vertraut machen, wenn man sein metaphysisches System ganz fassen will; auch sind dies die beiden Sätze, die ich täglich mehr als einmal lese, um sie meinem Gedächtniß recht einzuprägen." — Selbst auf die unerfreulichen Dienstreisen, wo wenige Stunden dem Kronprinzen frei gegeben waren, nahm er die Hefte der Wolfischen Metaphysik mit. Aus dem Uebungslager bei Wehlau in Ostpreussen schreibt er (d. 18. Jul. 1736) an Suhm: „Glauben Sie nicht, daß ich bei den Beschwerden der Reise und den Kriegsübungen, die mir lästig sind, unseren Wolf nur einen Augenblick aus dem Gesicht verliere. Er ist der Mittelpunkt, um den sich meine ganze Aufmerksamkeit dreht; je mehr ich ihn lese, jemehr Befriedigung gewinn ich in ihm.

Ich bewundere den Tiefsinn dieses berühmten Philosophen, der die Natur ergründet hat, wie keiner vor ihm, und der bis dahin drang, daß er Rede

und Antwort von Dingen gab, die vordem nicht nur dunkel und verworren, sondern völlig unverständlich waren. — Mir scheint es, daß ich täglich tiefere Einsicht durch ihn gewinne, und bei jedem Satze, den ich studire, mir von neuen die Schuppen von den Augen fallen. Es ist ein Buch, das Jeder lesen sollte, um denken zu lernen und bei der Erforschung der Wahrheit einen Faden oder eine Verbindung für die Gedanken zu haben." —

Es verdient diese ernste Bemühung um so mehr beachtet zu werden, da die englische Philosophie, die sich damals so sehr ausbreitete, und zu der Friedrich in mancher Rücksicht sich später neigte, von nichts als von Erfahrung sprach. Darüber war er weit hinaus und für alle Zeiten hat er diese Worte an den General Fouquē geschrieben: „Was nützt das Leben, wenn man nur vegetirt! Was das Sehen, wenn man nur Thatsachen in seinem Gedächtniß aufhäuft, mit einem Worte: was Erfahrung, wenn sie nicht durch Nachdenken verarbeitet wird. Das Denken allein, oder um bestimmter zu sprechen, die Fähigkeit Ideen zu fassen, unterscheidet den Menschen von den Lastthieren. Ein Maulesel, der zehn Feldzüge unter dem Prinzen Eugen gemacht hätte, würde deshalb von der Taktik nichts mehr verstehen und es läßt sich zur Schande der Menschheit nicht läugnen, daß in Ansehung träger Stupidität, viele alte Offiziere nicht besser sind, als ein solch ein Maulesel." —

Eine andere unerträgliche Schranke, in der seit Descartes, Spinoza und Leibniz die Philosophie eingeschnürt worden, war die mathematische Methode.

Man machte die Zahl und den geometrischen Beweis auf dem Gebiet des Gedankens geltend, der sich nicht in solchen Zeichen und Symbolen aussprechen läßt. Friedrich hatte sich auch hiermit genug herumgeschlagen, um das Ungenügende dieser Weise zu kennen. Er schreibt (1749) an Voltaire: „Ich liebe die Philosophie und die Dichtkunst sehr. Unter Philosophie verstehe ich aber weder Geometrie noch Mathematik. Die erstere taugt, so erhaben sie auch sein mag, nicht für den Umgang mit Menschen und ich überlasse sie irgend einem träumerischen Engländer, mag er den Himmel regieren, wie es ihm beliebt; ich halte mich an den Planeten, den ich bewohne." (16. Mai 1749.) Ich liebe die schönen Wissenschaften aus dem Grunde, den Cicero für sie angiebt, zu den höheren versteige ich mich deshalb nicht, weil man mit aller möglichen Algebra, wenn man weiter nichts weiß, oft ein bloßer Dummkopf ist. Vielleicht zieht das menschliche Geschlecht in zehn Jahren Nutzen aus den krummen Linien, welche die Träumer von Algebraisten dann sehr mühsam werden quadrirt haben. Ich wünsche der Nachwelt schon im Voraus Glück dazu, sehe aber, um offenherzig mit Ihnen zu reden, in diesen sämmtlichen Rechnungen nichts, als wissenschaftliche Albernheit." — den 25 Mai 62 an d'Argens) „Blaise, Pascal, Neuton und d'Alembert, die größten Mathematiker in Europa, haben eine Menge Albernheiten gesagt; der eine in seinen Sittensprüchen, der andere in seinem Commentar über die Apokalypse und der letzte über die Poesie und Geschichte. Die Mathematik könnte also vielleicht

den Verstand nicht so richtig denken lehren, als man es von ihr behauptet. Das günstige Vorurtheil für die Geometrie hat jene Behauptung zu einem Axion gemacht, aber nach den drei eben genannten großen Mathematikern zu urtheilen, die alle so erbärmlich raisonnirt haben, ist sie nicht einmal ein Problem."

Voltaire hatte sich sehr mit der sogenannten Philosophie Neutons bekannt gemacht, einiges übersetzt und sie dem Könige empfohlen. Dieser schreibt darüber (Jan. 1778): „Aber Ihr Neuton? Ich gestehe Ihnen, daß ich weder von seinem leeren Raum, noch von seiner Attraction etwas begreife. Daß er die Bewegung der himmlischen Körper mit mehr Genauigkeit demonstrirt hat, als seine Vorgänger, läugne ich nicht; aber Sie müssen mir doch zugeben, daß man eine förmliche Ungereimtheit begeht, wenn man behauptet, das Nichts existire. Nach meiner Ansicht sind die Hypothesen von einem Raume und von Geistern, die ohne Körper existiren, die stärksten Verirrungen des menschlichen Verstandes.

Wenn so ein armer Ignorant, wie ich, auf den Einfall käm' zu behaupten: zwischen der Erdkugel und dem Saturn existire das, was nicht existirt; so würde man ihm ins Gesicht lachen. Herr Isaak Neuton sagt eben das, nur hat er es ganz mit einem Schwall von Rechnungen verschanzt. Diese haben wenige Mathematiker untersucht, weil sie ihm lieber auf sein Wort glauben und eher Widersprüche einräumen, als ihm in das Labyrinth der Integral und Infinitesimal-Rechnung zu folgen. — O Eitelkeit der Geometrie!"

D'Alembert hatte sich über den Vorzug, den der König der Poesie zugestand, verwundert. Friedrich schrieb nun ein Gedicht mit der Ueberschrift „Scherz für den großen Mathematiker Herrn d'Alembert, als er über das eitle Vergnügen der Dichtkunst unwillig war." Um den Geometer zu versöhnen, verspricht er künftig nur die Geometrie zu seinem Gegenstande zu wählen, und schreibt zur Probe diese Verse:

Theorem.

Die Winkel jedes Dreiecks sind
Ganz accurat zwei Rechten gleich.
Gebt Acht! ich demonstrire es euch.

Beweis.

Zieht jetzo, wenn's beliebt, geschwind
Zu beiden Seiten der Figur
Euch diese Parallelen nur.
Vergleichet jede Section
So scharf man es nur immer kann.
Durch Hülfe der Aequation
Ergiebt auf jeden Fall sich dann
Es müssen diese drei so klein,
So groß, als wie zwei Rechte sein. q. e. d. —

Wie sehr Friedrich mit Recht ein Zögling der deutschen Philosophie genannt werden muß, geht besonders auch aus dem Briefwechsel mit Voltaire hervor. Nicht die schöne französische Litteratur und Sprache, auch nicht das Alterthum und die Geschichte sind die Puncte an welche Friedrich die Unterhaltung mit dem geistreichen französischen Dichter anknüpft, sondern die deutsche Philosophie ist der

erste und fast alleinige Gegenstand, der das Interesse in jenem berühmten Briefwechsel ausmacht.

So schreibt Friedrich gleich in dem ersten Briefe an Voltaire: „Der Geschmack an Philosophie, den sie in Ihren Schriften aussprechen, veranlaßt mich Ihnen die Uebersetzung zu schicken, die ich von der Anklage und Rechtfertigung des Herrn Wolf, des berühmtesten Philosophen unserer Zeit, habe machen lassen, der, weil er die dunkelsten Capitel der Metaphysik aufgeklärt und diese schwierige Gegenstände auf eine eben so erhabene, als bestimmte und deutliche Art behandelt hat, grausamer Weise der Irreligion und des Atheismus beschuldigt worden. Ich lasse jetzt die Abhandlung von Gott, der Seele und der Welt übersetzen, die eben dieser Verfasser geschrieben hat. Sobald sie fertig ist, mein Herr, werde ich sie schicken. Ich bin gewiß, daß Ihnen die Stärke der Gewißheit in allen Sätzen einleuchten wird, die in geometrischer Ordnung wie die Glieder einer Kette verbunden sind." Diese Stelle aus dem ersten Briefe Friedrichs an Voltaire verdient hier im Orginal mitgetheilt zu werden.

A Berlin, 8 d'Août 1736.

Monsieur,

Quoique je n'aye pas la satisfaction de vous connoître personnellement, vous ne m'en êtes pas moins connu par vos ouvrages. Ce sont des trésors d'esprit, si l'on peut s'exprimer ainsi, et des pièces travaillées avec tant de goût, de délicatesse et d'art, que les beautés en paroissent nouvelles chaque fois qu'on les relit. Je crois y avoir reconnu le caractère de leur ingénieux auteur, qui fait honneur à

notre siècle et à l'esprit humain. Les grands hommes modernes vous auront un jour l'obligation, et à vous uniquement, en cas que la dispute à qui d'eux ou des anciens la préférence est due, vienne à renaître, que vous ferez pencher la balance de leur côté.

Vous aujoutez à la qualité d'exellent poete une infinité d'autres connoissances, qui à la vérité ont quelqu'affinité avec la poesie, mais qui ne lui ont été appropriées que par votre plume. Jamais poete ne cadença des pensées métaphysiques: l'honneur vous en étoit réservé le premier. C'est ce goût que vous marquez dans vos écrits pour la philosophie, qui m'engage à vous envoyer la traduction que j'ai fait faire de l'accusation et de la justification du Sieur Wolff, le plus célèbre philosophe de nos jours, qui, pour avoir porté la lumière dans les endroits les plus ténébreux de la métaphysique, et pour avoir traité ces difficiles matières d'une manière aussi relevée que précise et nette, est cruellement accusé d'irréligion et d'athéisme. Tel est le destin des grands hommes; leur génie supérieur les expose toujours aux traits envenimés de la calomnie et de l'envie.

Je suis à présent à faire traduire le *Traité de Dieu, de l'ame et du monde*, émané de la plume du même auteur. Je vous l'enverrai, Monsieur, dès qu'il sera achevé; et je suis sûr que la force de l'évidence vous frappera dans toutes ses propositions qui se suivent géométriquement, et connectent les unes avec les autres comme les anneaux d'une chaîne."

In die tiefste Untersuchung metaphysischer Gegenstände, geht Friedrich in den Briefen an Voltaire ein, mit dem er keineswegs in einem ruhigen Verhältniß des schülerhaften Zöglings steht, sondern oft in sehr hartnäckigen Streit geräth, wie dies besonders in den Untersuchungen über die Freiheit und Nothwendigkeit der Fall ist.

Um die philosophische Bildung Friedrichs genau zu verfolgen, theilen wir aus seinen früheren Briefen an Voltaire noch einige Auszüge mit, aus denen wir sowohl den ausdauernden Fleiß, mit dem er sich um die Kenntniß der abstracten Gegenstände bemüht hat, kennen lernen, zugleich aber auch sehen, wie Friedrichs Geist sich nicht mit den Ergebnissen dieser unfruchtbaren Metaphysik begnügen konnte.

So unerquicklich auch der gewöhnlichen Bildung die ernsten Gegenstände vorkommen mögen, die sie vielleicht nur als Zeitverderbnisse der schönen Jugendjahre des Kronprinzen ansehen, so werden sie uns wenigstens zugestehen, daß es Gedanken waren, mit denen er sich beschäftigte, und wenn man sogar den Lehren von den Zahlen und Figuren, die noch weit abstracter und unsinnlicher, wie die Gedanken sind, einen großen Einfluß auf die Bildung des Geistes zugesteht, so wird man sich wohl billig finden lassen und Friedrichs philosophische Studien nicht als müßige Spielerei, sondern als die strenge Schule ansehen, in der er sich gewöhnte, zu denken; wo er handelt, vergesse man nicht, daß er zuvor gedacht hat. —

(An Voltaire d. 25. Dec. 1737) „Ihre meta-

physische Abhandlung über die Freiheit habe ich erhalten. Es thut mir leid Ihnen sagen zu müssen, daß ich nicht ganz Ihrer Meinung bin. Ich gründe mein System darauf, daß man nicht auf Erkenntniß Verzicht thun muß, die sich durch das Philosophiren erwerben läßt. Bei dieser Voraussetzung bemühe ich mich Gott in so weit zu erkennen, als ich es kann. — Wenn man die Gegenstände einzeln betrachtet, so kann man vielleicht eine ganz andere Vorstellung von ihnen haben, als wenn man sie in Verbindung mit dem Ganzen betrachtet. Man kann ein Gebäu nicht nach einer einzelnen Linie beurtheilen. Eben so ist's mit den philosophischen Systemen. Nimmt man abgerissene Stücke davon, so führt man einen Thurm auf ohne Grundstein, er stürzt von selbst.

Sobald man das Dasein Gottes zugesteht, so muß er nothwendig mit in das System gehören, denn sonst wär es ja viel bequemer, ihn ganz wegzulassen. Wenn man mit den Namen Gottes nicht seinen Begriff verbindet, so ist er ein Schall, der schlechterdings gar keine Beziehung hat. Ich gestehe gern, daß man das Edelste, das Erhabenste und Herrlichste zusammenhäufen muß, um einen, obgleich nur unvollkommnen Begriff von dem Schöpfer, diesem ewigen, allmächtigen Wesen zu bekommen. Indeß will ich mich lieber in den Abgrund seiner Unermeßlichkeit verlieren, als auf Kenntniß von ihm und auf jede intellectuelle Idee, die ich mir von ihm machen kann, verzichten." —

„J'ai reçu votre chapitre de méthaphyſique sur la liberté, et je suis mortifié de vous dire que je ne suis pas entièrement de votre sentiment. Je fonde mon système sur ce qu'on ne doit pas renoncer volontairement aux connoissances qu'on peut acquérir par le raisonnement; cela posé, je fais mes efforts pour connoître de Dieu tout ce qui m'est possible.

Lorsqu'on regarde les objets séparément, il peut arriver qu'on en conçoive des idées bien différentes de ce qu'elles seroient, si on les envisageoit avec tout ce qui a relation avec eux. On ne sauroit juger d'un édifice par une astragale; mais lorsque l'on considère tout le bâtiment, on peut avoir une idée précise et nette de ses proportions et de ses beautés. Il en est de même des systèmes philosophiques; dès qu'on prend des morceaux détachés, on élève une tour qui n'a point de fondement, et qui par conséquent s'écroule de soi-même. Ainsi, dès qu'on avoue qu'il y a un Dieu, il faut nécessairement que ce Dieu soit de la partie du système, sans quoi il vaudroit mieux pour plus de commodité le rayer tout à fait. Le nom de Dieu, sans l'idée de ses attributs, et principalement sans l'idée de sa puissance, de sa sagesse et de sa prescience, est un son qui n'a aucune signification, et qui ne se rapporte à rien absolument. J'avoue qu'il faut, si je puis m'exprimer ainsi, entasser ce qu'il y a de plus noble, de plus élevé et de plus majestueux, pour concevoir (quoique très-imparfaitement) ce que c'est que cet être créateur, cet être éternel, cet être tout-puissant etc. Cependant j'aime mieux m'a-

bymer dans son immensité que de renoncer à sa connoissance, et à toute idée intellectuelle que je puis me former de lui. En un mot, s'il n'y avoit point de Dieu, votre système seroit l'unique que j'adopterois; mais comme il est certain que ce Dieu est, on ne sauroit assez mettre de choses sur son compte.

(17 Febr. 1738) „Ich habe bemerkt, daß uns bei der Vertheidigung, die Art des Beweises am weitesten entfernt. Sie führen den Beweis a posteriori (aus Erfahrung.) ich a priori (aus dem Begriff.) Um also mit mehr Ordnung zu verfahren und alle Verirrung in den tiefen metaphysischen Finsternissen, die wir erhellen müssen, zu vermeiden, wird es wohl gut sein, wenn wir vorher ein bestimmtes Princip festsetzen. Dies ist denn der Pol, nach dem wir unsern Compaß orientiren und der Mittelpunkt, in dem alle Strahlen des Raisonnements zusammenlaufen. Alles, was ich behaupte, gründe ich auf Gottes Vorsehung, Weisheit, Vorherwissen: Gott ist entweder weise oder nicht. Wenn er es ist, so muß er nichts dem Zufall überlassen und sich in allem, was er thut, einen Zweck vorsetzen. Daraus folgt denn seine Allwissenheit, seine Vorsehung, und die Lehre von einem unwiederruflichen Schicksal. Wenn Gott keine Weisheit besitzt, so ist er nicht mehr Gott, sondern ein Wesen ohne Vernunft, ein blindes Ungefähr, eine sich selbst widersprechende Zusammensetzung." — — Friedrich führt nun weiter gegen Voltaire, der die unbedingte Freiheit des Menschen behauptet, den Beweis für eine unbedingte Nothwendigkeit, ganz nach

der Lehre Wolfs, der eine Ahnung von der sich selbst vollbringenden absoluten Idee zum Grunde liegt. Er will das Zufällige, was jene Freiheit nannten, nicht mit dem Ewigen und Nothwendigen, das Menschliche nicht mit dem Göttlichen verwechselt wissen. „Um nichts zu übergehen — fährt er fort — muß ich Sie auf eine Inconsequenz aufmerksam machen, die ich in der Behauptung finde, daß Gott Vergnügen daran haben soll, Geschöpfe frei handeln zu sehen. Man bemerkt nicht, daß man alle seine Urtheile mit einer gewissen Rücksicht auf sich selber fällt. Man vergißt, daß Freude unter die menschlichen Leidenschaften gehört. Da Gott kein Mensch und in sich selbst vollkommen glücklich ist, so kann er weder der Freude, noch der Traurigkeit, der Liebe, des Hasses und überhaupt keiner Leidenschaft fähig seyn, wodurch die Ruhe der Menschen gestört wird. — — Ich gestehe, daß mir Herrn Clarke's Gott sehr lächerlich vorkommt. Er besucht in der That die Caffeehäuser fleißig und schwatzt mit elenden Politikern über die gegenwärtigen Conjunkturen in Europa. Jetzt muß er sehr verlegen sein, das zu errathen, was bei dem nächsten Feldzug in Ungarn vorgehen wird und mit großer Ungeduld diese Ereignisse erwarten, um zu sehen, ob er sich in seinen Vermuthungen geirrt habe, oder nicht."

„Weder das System vom freien Willen, noch von der unbedingten Nothwendigkeit, sprechen die Gottheit von Theilnahme an den Lastern frei; denn ob Gott uns die Freiheit gegeben hat, etwas Böses zu thun, oder ob er uns unmittelbar zu Lastern an-

treibt, das läuft auf Eins hinaus. Gehen Sie zu den Ursprung des Uebels zurück. Sie können es nur Gott zuschreiben. Da also nach unsern Systemen Gott sowohl die Laster, als die Tugenden hat entstehen lassen, und da mich die Herren Clarke, Locke und Neuton nichts lehren, wodurch sich Gottes Heiligkeit mit seiner Begünstigung des Lasters zusammen reimen ließe, so sehe ich mich genöthigt bei meinem System zu bleiben, weil es folgerechter ist." — Die ganze Stelle im Original:

Je me suis apperçu que la différence dans la manière d'argumenter nous éloignoit le plus dans les systèmes que nous soutenons. Vous argumentez *a posteriori* et moi *a priori;* ainsi pour nous conduire avec plus d'ordre et pour éviter toute confusion dans les profondes ténèbres métaphysiques qu'il nous faut débrouiller, je crois qu'il seroit bon de commencer par établir un principe certain; ce sera le pôle d'après lequel notre boussole s'orientera; ce sera le centre où toutes les lignes de mon raisonnement iront aboutir. Je fonde tout ce que j'ai à vous dire sur la providence, sur la sagesse et la prescience de Dieu. Ou Dieu est sage, ou il ne l'est pas. S'il est sage, il ne doit rien laisser au hasard, il doit se proposer un but, une fin en tout ce qu'il fait, et de là sa prescience, sa providence, et la doctrine du destin irrévocable. Si Dieu est sans sagesse, ce n'est plus un Dieu, c'est un être sans raison, un aveugle hasard, un assemblage contradictoire d'attributs qui ne peuvent exister réellement. Il faut donc nécessairement que la sagesse, la prévoyance et la prescience soient des attributs

de la Divinité; ce qui prouve suffisamment que Dieu voit les effects dans leurs causes, et qu'en qualité d'être infiniment puissant, sa volonté s'accorde avec tout ce qu'il prévoit. Remarquez en passant que ceci détruit les futurs contingens à l'égard de Dieu: car l'avenir ne peu point avoir d'incertitude à l'égard d'un être tout-scient, qui veut tout ce qu'il peut, et qui peut tout ce qu'il veut.

Vous trouverez bon que je réponde à présent aux objections que vous venez de me faire. Je suivrai l'ordre que vous avez tenu, afin que par ce paralléle la vérité en devienne plus palpable. La liberté de l'homme, telle que vous la définissez, ne sauroit avoir selon mon principe une raison suffisante; car comme cette liberté ne pourroit venir uniquement que de Dieu, je vais vous prouver que cela même implique contradiction, et qu'ainsi c'est une chose impossible. 1) *Dieu ne peut changer l'essence* des choses; car comme il lui est impossible de donner quatre côtés à un triangle, en tant que triangle, et comme il lui est impossible de faire que le passé n'ait pas été, aussi peu pourroit-il changer sa propre essence. Or il est de son essence (comme Dieu sage, tout-puissant, et connoissant l'avenir) de fixer les événemens qui doivent arriver dans tous les siècles qui s'écouleront; il ne sauroit donner à l'homme la liberté d'agir d'une manière diamétralement opposée à ce qu'il a une fois voilu; d'où il résulte qu'on avance une contradiction lorsqu'on soutient que Dieu peut donner la liberté à l'homme. 2) *L'homme pense, opère* des mouvemens et agit, j'en conviens; mais c'est d'une

manière subordonnée aux lois immuables du destin. Tout avoit été prévu par la Divinité, tout avoit été réglé; mais l'homme, qui ignore l'avenir, ne s'apperçoit pas qu'en semblant agir indépendamment, toutes ses actions tendent à remplir les décrets de la providence.

On voit la liberté, cette esclave si fière,
Par d'invisibles noeuds, dans ces lieux prisonnière;
Sous un joug inconnu, que rien ne peut briser,
Dieu fait l'assujettir sans la tyranniser.

Henr.

3) *J'ai vous avoue que j'ai été ébloui* par le début de votre troisième objection. J'avoue qu'un Dieu trompeur, sortant de mon propre système, m'a surpris; mais il faut examiner si ce Dieu nous trompe autant qu'on veut bien le faire croire. Ce n'est point l'être infiniment sage, infiniment conséquent qui en impose à ses créatures par une liberté feinte qu'il semble leur avoir donnée; il ne leur dit point, vous êres libres, vous pouvez agir selon votre volonté etc. mais il a trouvé à propos de cacher à leurs yeux les ressorts qui les font agir. Il ne s'agit point ici du ministère des passions, qui est une voie entièrement ouverte à notre sujétion; au cuntraire, il ne s'agit que des motifs que déterminent notre volonté. C'est l'idée d'un bonheur que nous nous figurons, ou d'un avantage qui nous flatte, et dont la représentation sert de règle à tous les actes de notre volonté. Par exemple, un voleur ne déroberoit point, s'il ne figuroit un état heureux dans la possession du bien qu'il veut ravir. Un

avare n'amasseroit pas trésors sur trésors, s'il ne se représentoit un bonheur idéal dans l'entassement de toutes ces richesses. Un soldat n'exposeroit pas sa vie, s'il ne trouvoit sa félicité dans l'idée de la gloire et de la réputation qu'il peut acquérir: d'autres dans les récompenses qu'ils attendent. En un mot, tous les hommes ne se gouvernent que par les idées qu'ils ont de leur avantage et de leur bien-être. 4) *Je crois d'alleurs que j'ai suffisamment* développé la contradiction qui se trouve dans le système du franc-arbitre, tant pour rapport aux perfection de Dieu que relativement à ce que l'expérience journalière nous confirme. Vous conviendrez donc avec moi que les moindres actions de la vie découlent d'un principe certain, d'une idée d'avantage qui nous frappe, et de ce qu'on appelle motifs raisonnables, qui sont selon moi les cordes et les contre-poids qui font agir toutes les machines de l'univers; ce sont là ces ressorts cachés dont il plaît à Dieu de se servir pour assujettir nos actions à sa volonté suprême. Les tempéramens des hommes et les causes occasionnelles, (toutes également asservies à la volonté divine) donnent ensuite lieu aux modifications de leur volonté, et causent la différence si notable que nous voyons dans les actions des humains. 5) *Il me semble que* les révolutions des corps célestes, et l'ordre auquel tous ces mondes sont assujettis, pourroient me fournir encore un argument bien fort pour soutenir la nécessité absolue. Pour peu que l'on ait connoissance de l'astronomie; on est instruit de la régularité infinie avec laquelle les planètes font leur cours, on con-

noit les lois immuables de la nature. Si des corps de cette nature, si des mondes, si tout l'univers est assujetti à des lois fixes et permanentes, comment Mrs. Clarcke et Newton viendront-ils me dire que l'homme, cet être si petit, si imperceptible en comparaison de ce vaste univers, que dis-je, ce malheureux reptile, qui rampe sur la sur-face de ce monde, qui n'est qu'un point dans l'univers, cette misérable créature aura seule le droit d'agir au hasard, de n'être gouvernée par aucune loi, et en dépit de son créateur de se déterminer sans raison dans ses actions; car qui soutient la liberté entière des hommes, nie positivement que les hommes soient raisonnables, et qu'il se gouvernent selon les principes que j'ai allégués ci-dessus. Fausseté évidente. Il ne faut que vous connoître pour en être convaincu. 6) *Ayant déjà répondu* à votre sixième objection, il me suffira de rappeler ici que Dieu ne pouvant changer l'essence des choses, ne sauroit par conséquent se priver de ses attributs. 7) *Après avoir prouvé* qu'il est contradictoire que Dieu puisse donner à l'homme la liberte d'agir, il seroit superflu de répondre à la septième objection, quoique je ne puisse m'empêcher de dire, au nom des Wolf et des Leibnitz, aux Clarcke et aux Newton, qu'on Dieu qui dans le gouvernement du monde entre dans les plus petits détails, dirige tous les actions des hommes, en même temps qu'il pourvoit aux besoins d'un nombre innombrable de mondes qu'il maintient, me paroît bien plus admirable qu'un Dieu qui, à l'exemple des nobles et des grands d'Espagne adonnés à loisiveté, ne s'occupe de rien.

Et de plus, que deviendra l'immensité de Dieu, si pour le soulager nous lui ôtons les soins des petites choses? Je le répète, le système de Wolf explique les motifs des actions des hommes conformément aux attributs de Dieu, et à l'autorité de l'expérience. 8) *Quant aux emportemens* et aux passions violentes des hommes, ce sont des ressorts qui nous frappent, puisqu'ils tombent visiblement sous nos sens; les autres n'en existent pas moins, mais ils demandent plus d'application d'esprit et plus de méditation pour être découverts. 9) *Les désirs* et *la volonté* sont deux choses qu'il ne faut pas confondre, j'en conviens; mais le triomphe de la volonté sur les désirs ne prouve rien en faveur de la liberté; au contraire, ce triomphe ne prouve autre chose sinon qu'une idée de gloire qu'on se représente en supprimant ses désirs; une idée d'orgueil, quelquefois aussi de prudence, nous déterminent à vaincre les désirs; ce qui est équivalent à ce que j'ai établi plus haut. 10) *Puisque sans Dieu* le monde ne pourroit pas avoir été créé, comme vous en convenez, et puisque je vous ai prouvé que l'homme n'est pas libre, il s'ensuit que puis-qu'il y a un Dieu, il y a une nécessité absolue, et puisqu'il y a une nécessité obsolue, l'homme doit par conséquent y être assujetti et ne sauroit avoir de liberté. 11) *Lorsqu'on parle des hommes*, toutes les comparaisons prises des hommes peuvent cadrer; mais dès qu'on parle de Dieu, il me paroît que toutes comparaisons deviennent fausses, puisqu'en cela nous lui attribuons des idées humaines, nous le faisons agir comme un homme, et nous lui fai-

sons jouer un rôle qui est entièrement opposé à sa majesté.

Réfuterai-je encore le système des sociniens, après avoir suffisamment établi le mien? Dès qu'il est démontré que Dieu ne sauroit rien faire de contradictoire à son essence, on en peut tirer la conséquence, que tout raisonnement qu'on peut faire pour prouver la liberté de l'homme, sela toujours également faux. Le système de Wolf est fondé sur des attributs que l'on a démontrés en Dieu; le système contraire n'a d'autre base que des suppositions; et comme il est sûr que la première de ces suppositions est évidemmment fausse, vous comprenez bien que toutes les autres s'écroulent d'elles-mêmes. Pour ne rien laisser en arrière, je dois vous faire remarquer quelque inconséquence que je trouve dans les plaisir que Dieu prend à voir agir des créatures libres. On ne s'apperçoit pas qu'on juge de toutes choses par un certain retour qu'on fait sur soimême, parceque, par exemple, un homme prend plaisir à voir une république laborieuse de fourmis pourvoir avec une espèce de sagesse à sa subsistance, on s'imagine que Dieu doit trouver le même plaisir aux actions des hommes. On ne s'apperçoit pas, en raisonnant de la sorte, que le plaisir est une passion humaine, et que comme Dieu n'est pas un homme, qu'il est parfaitement heureux en lui-même, il n'est susceptible ni de joie, ni de tristesse, ni d'amour, ni de haine, ni de toutes les passions qui troublent la tranquillité des humains. On soutient, il est vrai, que Dieu voit le passé, le présent et l'avenir, que le temps

ne le vieillit point, et que le moment d'à présent, des mois, des années, des mille milliers d'années ne changent rien à son être, et ne sont en comparaison de sa durée (qui n'a ni commencement ni fin) qu'un instant et moins encore qu'un clin d'oeil. Je vous avoue que le Dieu de Mr. Clarcke m'a bien fait rire; c'est un Dieu assurément qui fréquente les caffés et qui est à politiquer avec quelques misérable nouvellistes sur le conjonctures présentes de l'Europe: il doit bien être embarrassé à présent pour deviner ce qui se sera la campagne prochaine en Hongrie, et attendre avec grande impatience l'arrivée de ces événemens, pour savoir s'il s'est trompé dans ses conjectures ou non.

Je n'ajouterai qu'une réflexion à celle que je viens de faire, c'est que ni le franc-arbitre, ni la fatalité absolue ne disculpent la Divinité de la participation au crime; car que Dieu nous donne la liberté de mal faire, ou qu'il nous pousse immédiatement au crime, cela revient à peu près au même: il n'y a que du plus ou du moins. Remontez à l'origine du mal; vous ne pouvez que l'attribuer à Dieu, à moins que vous ne vouliez embrasser l'opinion des manichéens touchant les deux principes; ce qui ne laisse pas que selon nos systèmes Dieu est également père des crimes ainsi que des vertus, puisque Mrs. Clarcke, Locke et Newton ne me présentent rien qui concilie la sainteté de Dieu avec le fauteur des crimes, je me vois obligé de conserver mon système. Il est plus lié, plus suivi; et après tout je trouve une espèce de consolation dans cette fatalité absolue, dans cette nécessité qui

dirige tout, qui conduit nos actions et qui fixe les destinées."

Wir könnten eben so ausführliche Abhandlungen über die Materie und ihre Poren, Raum, Ausdehnung u. s. w. anführen, wenn wir nicht fürchten müßten, daß sie dem Leser denselben Verdruß machen würden, den Friedrich zuweilen selbst dabei empfand. So schreibt er an Voltaire (1738): „die Metaphysik gleicht einem Charletan, sie verspricht viel und hält nichts. Nach allem, was man bei dem Studium der Wissenschaften oder des menschlichen Geistes bemerkt, wird man zum Skeptiker; wer vieles wissen will, der lernt am Ende zweifeln." — Daß dieser Unwillen nur vorübergehend war, wird die weitere Darstellung zeigen.

Ein Geist wie Friedrich ließ sich nicht abschrekken, aber auch nicht täuschen in Rücksicht auf das Ungenügende der Wolfischen Philosophie. In seiner Abhandlung über die Erziehung v. Jahr. 1770 sagt er: Die Universitäten haben die Philosophie noch nicht so sehr vom Roste der Pedanterie gereinigt, als man sich's vorstellt. Man lehrt zwar nicht mehr die Quidditäten des Aristoteles, noch die Universalien a parte rei; doctissimus et sapientissimus Wolfius ist aber zu unsern Zeiten an die Stelle dieses alten scholastischen Helden getreten, und seitdem mußten die formae substantiales den Monaden und der vorherbestimmten Harmonie weichen, einem eben so abgeschmackten und unverständlichen Systeme, als das verabschiedete war. Diesen Galimathias, und nicht mehr und nicht weniger, beten die Professoren nach, weil sie sich die Kunstwörter davon bekannt

gemacht haben, und weil es Ton ist Wolfianer zu sein." — Dennoch lies er nicht ab, zu erforschen und in die Tiefe des eignen Geistes hinabzusteigen, er blieb in beständiger Verbindung mit gebildeten Denkern seiner Zeit.

Nicht so aufgeregte Gegner, als Voltaire, waren d'Argens und d'Alembert, doch ist auch in dem Briefwechsel mit ihnen die Philosophie der durchgehende goldne Faden. Die Ergebnisse seiner philosophischen Forschungen hat Friedrich am bündigsten in folgenden Briefen an d'Alembert niedergelegt. (d. 18 Oct. 1770.) „Meine Reise nach Mähren, die in diesen Gegenden versammelten Lager und der Besuch der Kurfürstin von Sachsen bei mir, sind gültige Entschuldigungen, daß ich Ihnen bis jetzt das unbeantwortet gelassen habe, was weder Sie noch ich jemals recht verstehen werden. Seitdem habe ich meinen Geist einige Ruhe verstattet, um ihn von der Zerstreuung der großen Welt zu sammeln, und ihn seine philosophische Stimmung wieder zu geben. Sie zwingen mich gegen Sie im Dunkeln zu fechten, und ich werde mit Ihnen ausrufen:

„Laß uns das Tageslicht wieder, o Jupiter! leuchten, dann magst Du
Kämpfend wider uns stehn" *)

Aber da ich nun doch dieses Labyrinth betreten muß, so kann nur der Faden der Vernunft zur Leitung darin dienen. Diese Vernunft zeigt mir so erstaunenswürdige Verbindungen in der Na-

*) Ajax in der Iliade.

tur und legt mir so auffallende, so einleuchtende Endursachen vor, daß ich gezwungen bin zuzugeben: ein denkendes Wesen walte in dem Weltall, um die allgemeine Ordnung zu erhalten. Dieses Wesen, Intelligenz, denke ich als den ersten Urstoff des Lebens und der Bewegung. Das System einer Entwickelung des Chaos scheint mir ganz unstatthaft; denn es würde noch mehr Geschicklichkeit dazu gehört haben, das Chaos zu bilden und zu erhalten, als die Dinge so zu ordnen wie sie jetzt sind. Das System einer Schöpfung der Welt aus Nichts ist widersprechend und folglich ungereimt. Es bleibt also nichts übrig, als die Ewigkeit der Welt: eine Idee, die keinen innern Widerspruch in sich schließt, und die mir die wahrscheinlichste scheint, daß das was heute ist, auch schon sehr wohl kann gestern da gewesen sein und so fort. Da nun der Mensch Materie ist, aber doch denkt und sich bewegt, so sehe ich nicht ein, warum nicht ein ähnliches denkendes und handelndes Urwesen mit der allgemeinen Materie sollte vereinigt sein können. Ich nenne es nicht Geist, weil ich keinen Begriff von einem Wesen habe, das keinen Raum einnimmt und nirgends existirt. Diese mit der ewigen Welt gleich ewige Denkkraft kann, nach meinem Begriffe, die Natur der Dinge nicht ändern, und weder das Schwere leicht, noch das Brennende kalt machen. Den ewigen und unveränderlichen Gesetzen unterworfen, kann sie sich der Dinge nur in so weit bedienen, als deren innere Beschaffenheit es gestattet. Die Elemente z. B. habe feste Regeln des Daseins und konnten nicht anders sein, als sie sind. Wenn

man aber daraus folgern will, daß die Welt nothwendig sei, weil sie ewig ist, und daß daher alles was existirt einem unvermeidlichen Verhängniß unterworfen sei, so glaube ich nicht diesen Satz unterschreiben zu müssen. Mir scheint es, die Natur schränke sich darauf ein, die Elemente mit ewigen und beständigen Eigenschaften begabt und die Bewegung unveränderlichen Gesetzen unterworfen zu haben, deren Einfluß auf die Freiheit allerdings sehr bedeutend ist, ohne sie jedoch ganz aufzuheben. Die Organisation und die Leidenschaften der Menschen haben ihren Grund in den Elementen, aus denen sie bestehen. Gehorchen sie den Leidenschaften, so sind sie Sclaven, frei sind sie, so oft sie ihnen widerstehen. Sie werden mich noch weiter treiben und sagen: Aber sehn Sie denn nicht, daß diese Vernunft die Wirksamkeit auf die Menschen giebt? Genau genommen mag es wahr sein: Indeß, wer zwischen seiner Vernunft und seinen Leidenschaften wählt, und sich dann bestimmt, der ist dünkt mich frei: oder ich weiß nicht mehr, welchen Begriff man mit dem Worte Freiheit verbindet. —

Wenn Sie aber von mir verlangen, daß ich Ihnen umständlich erklären soll, was diese Denkkraft sei, die ich mit der Materie vermähle; so muß ich Sie bitten mich dessen zu überheben. — Ich gleiche dem Columbus, der das Dasein einer neuen Welt wohl ahndete, aber andern den Ruhm lies sie zu entdecken." —

Mon voyage en Moravie, des camps assemblés dans ces environs, et la visite que j'ai reçue de l'É-

lectrice de Saxe, sont des excuses valables de ne vous avoir point répondu sur ce que vous ni moi n'entendrons jamais bien. De puis j'ai donné quelque repos à mon esprit, pour le rasseoir de la dissipation du grand monde et le remettre dans son assiette philosophique.

Vous m'obligez de ferrailler avec vous dans l'obscurité, et je m'écrierai avec vous: *Grand Dieu, rends-nous le jour et combats contre nous!* mais enfin, puisqu'il faut entrer dans ce labyrinthe, il n'y a que le fil de la raison qui puisse m'y conduire. Cette raison me montrant des rapports étonnans dans la nature et me faisant observer les causes finales si frappantes et si évidentes, m'obligent de convenir qu'une intelligence préside à cet univers, pour maintenir l'arrangement général de la machine. Je me représente cette intelligence comme le principe de la vie et de mouvement. Le système du chaos développé me paroît insoutenable, parce qu'il eût fallu plus d'habileté pour former le chaos et le maintenir que pour arranger les choses telles qu'elles sont. Le système d'un monde créé de rien est contradictoire, et par conséquent absurde: il ne reste donc que l'éternité du monde, idée qui n'impliquant auqune contradiction, me paroît la plus probable, parce que ce qui est aujourdhui, peut bien avoir été hier, et ainsi du reste. Or l'homme étant matière pensant et se mouvant, je ne vois pourquoi un pareil principe pensant et agissant ne pourroit pas être joint à la matière universelle. Je ne l'appelle pas esprit, parce que je n'ai aucune idée d'un être qui n'occupe aucun lieu, qui par consé-

quent n'existe nulle part; mais comme notre pensée est une suite de l'organisation de notre corps, pourquoi l'univers, infiniment plus organisé que l'homme, n'auroit-il pas une intelligence infinement supérieure à celle d'une aussi fragile créature?

Cette intelligence co-éternelle avec le monde ne peut pas, selon que je la conçois, changer la nature des choses; elle ne peut ni rendre ce qui est brûlant glacé. Asservie à des lois qui sont invariables et inébranlables, elle ne peut que combiner, et ne sauroit se servir des choses que selon leur constitution intrinsèque s'y prête. Les élémens, par exemple, ont des principes certains, et ils ne pourroient pas exister autrement qu'il ne font; mais si l'on veut en inférer que le monde étant éternel, est nécessaire, et que par conséquent tout ce qui existe est assujetti à une fatalité absolue, je ne crois pas devoir souscrire à cette proposition. Il me paroit que la nature se borne à avoir doué les élémens de propriétés éternelles et stables, et asservi le mouvement à des lois permanentes, qui sans doute influent considérablement sur la liberté, sans cependant entièrement la détruire. L'organisation et les passions des hommes viennent des élémens dont ils sont composés. Or lorsqu'ils obéissent à ces passions, ils sont esclaves, mais libres aussi souvent qu'il leur résistent. Vous me pousserez plus loin, vous me direz: mais ne voyez-vous pas que cette raison par laquelle ils résistent à leurs passions est assujettie à la nécessité qui la fait agir sur eux? Cela peut être à la rigueur. Mais qui opte entre sa raison et ses pas-

sions, et qui se décide, est ce me semble libre, ou je ne sais plus quelle idée on attache au mot de liberté. Ce qui est nécessaire est absolu. Or si l'homme est rigoureusement assujetti à la fatalité, les peines ni les récompenses n'ébranleront ni ne détruiront cet ascendant vainqueur. Or comme l'expérience nous prouve le contraire, il faut convenir que l'homme jouit quelquefois de la liberté, quoique souvent limitée. Mais, mon cher Diagoras, si vous prétendez que je vous explique dans un plus grand détail ce qu'est cette intelligence que je marie à la matière, je vous prie de m'en dispenser. J'entrevois cette intelligence comme un objet que l'on apperçoit confusément à travers un brouillard; c'est beaucoup que de la deviner, il n'est pas donné à l'homme de la connoître et de la définir. Je suis comme Colomb, qui se doutoit de l'existence d'un nouveau monde, et qui laissa à d'autres la gloire de le découvrir."

Dennoch geht der König in einem folgenden Briefe noch einmal darauf ein, über die tiefsten und schwersten Gegenstände der Philosophie sich auszusprechen; eine solche Macht hatte, die Sehnsucht der Vernunft in ihm, daß, wie dunkel ihm auch der Weg vorlag, er immer wieder mit dem stillen Grubenlicht in den Schacht der Philosophie hinabstieg. „Vielleicht finden Sie es — schreibt er vom 18. Dec 1770 — sonderbar, daß ich mich in fremde Dinge mische und als ein sechszigjähriger Schüler mir einfallen lasse, mich auf die Bänke der Doctoren der Metaphysik zu setzen, um Dinge ab-

zuhandeln, wovon die Gelehrtesten nicht mehr verstehen, als die Ungelehrtesten. — Die Rede ist von Gott, von der Freiheit, von der Religion. — Ich fange also mit Gott an und mit dem uns von ihm zu machenden Begriffe, der auch den wenigsten Widerspruch in sich hat. Ich bin überzeugt, daß dies Wesen nicht materiel sein kann; denn sonst würde es durchdringlich, theilbar und endlich sein. Sage ich er ist ein Geist, so bediene ich mich eines metaphysischen Ausdrucks, den ich nicht verstehe; denke ich ihn mir nach der Erklärung der Philosophen, so sage ich etwas ungereimtes, weil ein Wesen, welches keinen Raum einnimmt, nirgends wirklich existirt und es sogar unmöglich ist, daß ein solches Wesen da sei. Mithin gebe ich die Materie und den reinen Geist auf; um einen Begriff von Gott zu haben, stelle ich ihn mir als das Sensorium des Ganzen vor, als den mit der ewigen Organisation aller existirenden Welten verbundenen Gedanken (Weltgeist): und hierdurch nähere ich mich weder dem Systeme Spinoza's, noch der Stoiker, die alle denkende Wesen für Ausflüsse des grossen, allgemeinen Geistes hielten, mit welchen sich ihre Denkkraft nach ihrem Tode wieder vereinigte. Die Beweise für diese Intelligenz oder für dies Sensorium der Natur sind folgende: Die erstaunungswürdigen Verhältnisse, die sich in der ganzen physischen Anordnung der Welt, der Pflanzen und der belebten Geschöpfe finden; ferner auch die Intelligenz, das Denken des Menschen; denn wäre die Natur roh und geistlos, so hätte sie uns ja etwas

mitgetheilt, was sie selbst nicht hat, was ein grober Widerspruch wäre.

Der Punkt von der Freiheit ist nicht minder dunkel, als der von dem Dasein Gottes, hier sind jedoch einige Bemerkungen, die Erwägung verdienen. Woher kommt es, daß alle Menschen ein Gefühl von Freiheit haben, und woher kommt es, daß sie es lieben? Könnten sie jenes Gefühl und diese Liebe haben, wenn wirklich diese Freiheit nicht da wäre? Weil man aber mit den Worten, die man gebraucht, einen deutlichen Sinn verbinden muß, so definire ich die Freiheit durch: „die Handlung unsers Willens, zu folge der wir unter verschiedenen Entschlüssen wählen und die unsre Wahl bestimmt. Uebe ich diese Handlung zuweilen aus, so ist dies ein Zeichen, daß ich jenes Vermögen besitze. Ganz gewiß bestimmt sich der Mensch nach Gründen; wenn er anders handelte, wäre er unsinnig; der Gedanke an sein Erhalten und Wohlbefinden ist einer der mächtigsten Beweggründe, die ihn antreiben sich dahin zu neigen, wo er diese Vortheile zu finden glaubt. Indessen giebt es auch edelgesinnte Seelen, die Rechtschaffenheit dem Vortheil vorziehen und ihre Güter und ihr Leben freiwillig dem Vaterlande aufopfern; und diese ihre Wahl ist die größtmögliche Ausübung ihrer Freiheit. Sie werden antworten: alle diese Entschlüsse sind eine Folge unsrer Organisation und der äußern Gegenstände, welche auf unsere Sinne wirken. Allein ohne Organe, würden wir eben so wenig denken können, als ein Clavier ohne Saiten Töne hervorbringen kann. Ich gebe zu, daß wir alle unsere Er-

fahrungen durch die Sinne erhalten, allein Sie müssen doch diese Kenntnisse von unsern Gedankenverbindungen unterscheiden, wodurch wir jene Erfahrungen bearbeiten, umstalten und bewundrungswürdig anwenden. Sie dringen noch weiter, und nennen mir die Leidenschaften, die in uns wirken. Ja! wenn die Leidenschaften stets die Oberhand in uns hätten, so könnten Sie ihr Siegeslied anstimmen; aber oft widersteht man denselben. Ich kenne Leute, die sich ihre Fehler abgewöhnt haben. Welche Verschiedenheit findet man nicht zwischen einem gut und schlechterzogenen Menschen, zwischen einem Neuling, der in die Welt tritt, und einem Manne von Erfahrung? Gäb' es eine unbedingte Nothwendigkeit, so würde sich niemand bessern können, die Fehler blieben unveränderlich die nähmlichen, alles Ermahnen würde vergeblich sein, und die Erfahrung besserte weder die Unvorsichtigen noch die Brauseköpfe. Ich wage es also in diesem Systeme des unvermeidlichen Verhängnisses irgend einen Widerspruch zu vermuthen; denn nimmt man es in aller Strenge, so muß man die Gesetze, Erziehung, Strafen und Belohnungen für überflüssig und unnütz halten. Ist alles nothwendig so findet keine Aenderung statt. Die Anhänger des Systems des Fatalismus handeln selbst demselben beständig zuwider, sowohl in ihrem Privatleben, als ihren öffentlichen Handlungen. Was heißt nun aber ein System, das uns zu lauter Thorheiten verleiten würde, wenn wir uns buchstäblich danach richteten?"

Vous trouvez peut-être singulier que je me mêle de la besogne des autres, et qu'écolier sexagénaire je m'avise de m'asseoir sur les bancs des docteurs en métaphysique, pour traiter de choses que les plus savens n'entendent guére mieux que les plus ignorans. C'est pour cela même que je crois qu'il m'est permis de parler de matières métaphysiques tout comme un autre.

Je commence donc par Dieu et par l'idée la moins contradictoire qu'on peut se former de cet être. Je suis convaincu qu'il ne sauroit être matériel, parce qu'il seroit pénétrable, divisible et fini. Si je le suppose un esprit, je me sers d'une terme métaphysique que je n'entends pas, en le prenant selon la définition des philosophes; je dis des sottises, car un être qui n'occupe aucun lieu, n'existe réellement nulle part, et il est même impossible qu'il y en ait un. J'abandonne donc la matière et l'esprit pur, et pour avoir quelque idée de Dieu, je me le représente comme le *sensorium* de l'univers, comme l'intelligence attachée à l'organisation éternelle des mondes qui existent, et en cela je ne m'approche point du système de Spinosa, ni de celui des stoïciens, qui regardoient tous les êtres pensans comme des émanations du grand esprit universel, auquel leur faculté de penser se rejoignoit après leur mort. Les preuves de cette intelligence ou de ce sensorium de la nature sont celles-ci: les rapports étonnans qui existent dans tout l'arrangement physique du monde, des végétaux et des êtres animés; en second lieu l'intelligence de l'homme. Car si la nature étoit brute, elle nous auroit donné

ce qu'elle n'a pas elle-même, ce qui est une contradiction grossière.

La matière de la liberté n'est pas moins ténébreuse que celle de l'existence de Dieu: mais voici quelques réflexions qui méritent d'être pesées. D'où vient que tous les hommes ont en eux un sentiment de liberté, d'où vient qu'ils l'aiment? Pourroient-ils avoir ce sentiment et cet amour, si la liberté n'existoit point? Mais puisqu'il faut attacher un sens clair aux mots dont on se sert, je définis la liberté, cet acte de notre volonté qui nous fait opter entre différens partis et qui détermine notre choix. Si donc j'exerce cet acte quelquefois, c'est un signe que je possède cette puissance. L'homme se détermine sans doute par des raisons; il seroit insensé s'il agissoit autrement; l'idée de sa conservation et de son bien-être est un des puissans motifs qui le font pencher du côté où il croit rencontrer ces avantages: cependant il est de ces ames bien nées qui savent préférer l'honnête à l'utile, qui sacrifient leurs biens et leur vie volontairement pour la patrie, et ce choix qu'ils font, est le plus grand acte de liberté qu'ils puissent faire. Vous répondrez que toutes ces résolutions sont une suite de notre organisation et des objets extérieurs qui agissent sur nos sens; mais sans organes nous penserions aussi peu qu'un clavecin pourroit rendre des sons sans cordes. Je suis d'accord que toutes nos connoissances nous viennent par les sens; mais distinguez ces connoissances de nos combinaisons qui les mettent en oeuvre les trans-

figurent et en font un usage admirable. Vous insistez encore et vous m'alléguez les passions qui agissent en nous. Oui, vous triompheriez, si ces passions l'emportoient toujours, mais on leur résiste souvent. Je connois des personnes qui se sont corrigées de leurs défauts. Quelle différence ne trouve-t-on pas entre un homme bien ou mal élevé, entre un novice qui entre dans le monde et un autre qui a de l'expérience? Or s'il y avoit une nécessité absolue, personne ne pourroit se corriger, les défauts resteroint invariablement les mêmes, les exhortations seroient vaines, et l'expérience ne corrigeroit ni les imprudens ni les étourdis. J'ose donc soupçonner quelque contradiction dans ce système de la fatalité; car si on l'admet à la riguer, il faut regarder comme superflues et inutiles les lois, l'éducation, les peines et les rècompenses. Si tout est nécessaire, rien ne peut changer. Mais mon expérience me prouve que l'éducation fait beaucoup sur les hommes, qu'on peut les encourager, et je m'apperçois de jour en jour davantage que les peines et les récompenses sont comme les remparts de la société; je ne saurois donc admettre une opinion contraire aux vérités de l'expèrience, vérités si palpables, que ceux même qui embrassent le système de la fatalité, le contredisent continuellement tant dans leur vie privée que par leurs actions publiques. Or que devient un système qui ne nous feroit faire que des sottises, si nous nous y conformions au pied de la lettre?

Der Begriff der Freiheit war für Friedrichs Geiſt eine der würdigſten Aufgaben; daher ſeine

Empörung gegen die Annahme eines äußerlichen Schicksals, einer blinden Nothwendigkeit. So tritt er gegen alle Philosophen seiner Zeit auf und rettet den Begriff der Freiheit, der seit Spinoza in der Nothwendigkeit der Substanz untergegangen war.

Von großer Bedeutung ist gewiß der Gang der Bildung Fridrichs, auf den ich hier aufmerksam mache. Während wir bemerken, daß die Jugend sich gewöhnlich in leeren Träumen einer ausschweifenden Freiheit ergeht, und das Alter unter dem traurigen Gefühl einer starren Nothwendigkeit verkümmert, sehen wir Friedrich als Kronprinzen in seinen Briefen an Voltaire das System der Nothwendigkeit aufstellen und erst im Alter, wo er sich selbst frei weiß, das Recht einer allgemeinen Freiheit geltend machen. Hier Friedrichs eigne Worte: (Band 6. Seite 119.)

„Fast buchstäblich hat der Verfasser des Systems der Natur das System des Fatalismus abgeschrieben, so wie es Leibnitz vorgetragen und Wolf erklärt hat. Damit meine Leser mich recht verstehen, glaube ich den Begriff bestimmen zu müssen, den man mit dem Worte Freiheit verbindet. Ich verstehe darunter jede Handlung unsers Willens, bei welcher er sich von selbst und ohne Zwang bestimmt. Nachdem der Verfasser des Systems der Natur alle Argumente erschöpft hat, die ihm seine Einbildungskraft darbietet, um zu beweisen, daß eine unabänderliche Nothwendigkeit alle Menschen fesselt und alle ihre Handlungen gänzlich leitet, hätte er daraus den Schluß ziehen sollen, daß wir bloß eine Art von Maschinen, oder, wenn man

will, Drathpuppen sind, welche von einer blinden Kraft bewegt werden. Nun aber geräth er gegen die Priester, gegen die Regierung und Erziehung in Eifer: er hält also diejenigen, welche solche Aemter bekleiden, für frei und doch will er ihnen beweisen, daß sie Sclaven sind. Welche Ungereimtheiten, welcher Widerspruch! Wenn alles durch nothwendige Ursachen in Bewegung gesetzt wird, so sind Warnungen, Belehrungen, Gesetze, Strafen, Belohnungen eben so überflüssig als unnütz. — — Woher jene Liebe zur Freiheit, die alle Menschen beseelt? Wäre sie ein bloßes Hirngespinst, woher wüßten sie etwas von ihr? Sie muß wirklich sein, oder die Liebe der Menschen zu ihr ist unerklärbar. Kalvin, Leibnitz, die Arminianer und der Verfasser des Systems der Natur mögen sagen, was sie wollen, sie werden dennoch niemanden überreden, wir seien Mühlenräder von einer nothwendigen und unwiderstehlichen Ursach nach ihrer Willkühr in Bewegung gesetzt." In ihrem ganzen Zusammenhange heißt die Stelle im Original so:

Il a presque copié litéralement le système de la fatalité tel que Leibnitz l'expose et que Wolff l'a commenté. Je crois, pour bien s'entendre, qu'il faut définir l'idée qu'on attache à la liberté. J'entends par ce mot tout acte de notre volonté qui se détermine par elle-même et sans contrainte. Ne pensez pas qu'en partant de ce principe, je me propose de combattre en général et en tout point le système de la fatalité; je ne cherche que la vérité, je la respecte partout où je la trouve, et je m'y soumets quand on me la montre. Pour bien

juger de la question, rapportons l'argument principal de l'auteur. Toutes nos idées, dit-il, nous viennent par les sens et par une suite de notre organisation; ainsi toutes nos actions sont nécessaires. On convient avec lui que nous devons tout à nos sens comme à nos organes; mais l'auteur devoit s'appercevoir que des idées reçues donnent lieu à des combinaisons nouvelles. Dans la première de ces opérations l'ame est passive, dans la seconde elle est active. L'invention et l'imagination travaillent sur des objets que les sens nous ont appris à connoître: par exemple, comme lorsque Newton apprit la géométrie, son esprit étoit patient, il recuelloit des notions; mais lorsqu'il parvint à ses découvertes étonnantes, il étoit plus qu'agent, il étoit créateur. Il faut bien distinguer dans l'homme les différentes opèrations de l'esprit, esclave dans celles où l'impulsion domine, et très-libre dans celles où son imagination agit. Je conviens donc avec l'auteur qu'il y a un certain enchaînement de causes dont l'influence agit sur l'homme et le domine par reprises. L'homme reçoit en naissant son tempèrament, son caractère, avec le germe de ses vices et de ses vertus, une portion d'esprit qu'il ne peut ni resserrer ni étendre, des talens ou de génie, ou de la pesanteur et de l'incapacité. Aussi souvent que nous nous laissons emporter à la fougue de nos passions, la fatalité, victorieuse de notre liberté, triomphe; aussi souvent que la force de la raison dompte ces passions, la liberté l'emporte. Mais l'homme n'est-il pas très-libre, quand on lui propose différens partis, qu'il examine, qu'il penche

vers l'un ou vers l'autre, et qu'enfin il se détermine par son choix? L'autre me répondra sans doute que la nécessité dirige ce choix. Je crois entrevoir dans cette réponse un abus du terme de nécessité confondu avec ceux de cause, de motif, de raison. Sans doute que rien n'arrive sans cause, mais toute cause n'est pas nécessaire. Sans doute qu'un homme qui n'est pas insensé, se déterminera par des raisons relatives à son amour propre; je le répète, il ne seroit pas libre, mais fou à lier, s'il agissoit autrement. Il en est donc de la liberté comme de la sagesse, de la raison, de la vertu, de la santé, qu'aucun mortel ne possède parfaitement, mais par intervalles. Nous sommes, en quelques articles, partiens sous l'empire de la fatalité, et en quelques autres, agens indépendans et libres. Tenons-nous-en à Locke. Ce philosophe et très-persuadé que lorsque sa porte est fermée, il n'est pas le maître d'en sortir; mais que lorsqu'elle est ouverte, il est libre d'agir comme bon lui semble. Plus on quintessencie cette matière, plus elle s'embrouille; on parvient à force de raffinemens à la rendre si obscure, qu'on ne s'entend plus soi-même; il est surtout fâcheux pour les partisans du fatalisme que leur vie active se trouve sans cesse en contradiction avec les principes de leur spéculation. L'auteur de système de la nature, après avoir épuisé tous les argumens que son imagination lui fournit, pour prouver qu'une nécessité fatale enchaîne et dirige absolument les hommes dans toutes leurs actions, devoit donc en conclure que nous ne sommes que des espèces de machines, ou si vous voulez des ma-

rionnettes, mues par les mains d'un agent aveugle. Cependent il s'emporte contre les prêtres, contre les gouvernemens et contre l'éducation; il croit donc que les hommes qui occupent ces emplois sont libres, en leur prouvant qu'ils sont des esclaves. Quelle absurdité! quelle contradiction! Si tout est mu par des causes nécaissaires, les avis, les instructions, les lois, les peines, les récompenses deviennent aussi superflues qu'inutiles; c'est dire à un homme enchaîné, brise tes liens; autant vaudroit-il sermonner un chêne, pour le persuader de se transformer en oranger. Mais l'expérience nous prouve que l'on peut parvenir à corriger les hommes; il faut donc de nécessité en conclure qu'ils jouissent au moins en partie de la liberté. Tenons-nous-en aux leçons de cette expérience, et n'admettons point un principe que nous contredisons sans cesse par nos actions. Du principe de la fatalité résultent les plus funestes conséquences pour la société: en l'admettant Marc Aurèle et Catilina, le Président de Thou et Ravaillac seroient égaux en mérite. Il ne faudroit considérer les hommes que comme des machines, les unes faites pour le vice, les autres pour la vertu, incapables de mériter ou de démériter par elles-mêmes, et par conséquent d'être punies ou récompensées; ce qui sappe la morale, les bonnes moeurs, et les fondemens sur lesquels la société est établie. Mais d'où vient cet amour-que généralement tous les hommes ont pour la liberté? Si c'étoit un être idéal, d ou le connoîtroient-ils? Il faut donc qu'ils en ayent fait l'expérience, qu'ils pussent l'aimer. Quoi qu'en disen

Calvin, Leibnitz, les Arminiens et l'auteur du système de la nature, ils ne persuaderont jamais à personne que nous sommes des roues à moulin qu'une cause nécessaire et irrésistible fait mouvoir au gré de son caprice.

Nicht in so ernstem Sinne, als die früheren, sind die Mittheilungen über philosophische Gegenstände in den Briefen an Voltaire aus der späteren Zeit. Der geistreiche Dichter hatte sich auf den Standpunkt der Ironie gestellt, die sich mit Gott und der Welt abgefunden hatte, ohne sich Rechenschaft davon zu geben. Durch Anfragen und Scherze wurde Friedrich zu Antworten in demselben Tone aufgewegt. Er schreibt an Voltaire (4 Dec. 1775): „Sie fragen mich was der Geist sei? Ach! ich will Ihnen alles sagen, was er nicht ist, ich selbst habe so wenig, daß ich um eine Difinition davon sehr verlegen sein würde. Wenn sie indeß verlangen, daß ich um ihnen die Zeit zu vertreiben, meinen Roman so gut liefern soll, als ein anderer, so halte ich mich an die Begriffe, die mir die Erfahrung giebt. Ich glaube mit vollkommner Ueberzeugung, daß ich nicht doppelt existire; daher sehe ich mich als ein einziges Wesen an. Ich weiß, daß ich ein materielles belebtes Geschöpf bin, das Organe hat und denkt, daraus schließe ich, daß die belebte Materie denken kann, so wie sie die Eigenschaft der Electricität hat. Ich sehe, daß das animalische Leben von der Wärme und der Bewegung abhängt, daher vermuthe ich, daß die Ursache von beiden wohl eine Partikel von dem Elementarfeuer sein könnte. Ich schreibe die Denkkraft den fünf Sin-

nen zu, die uns die Natur gegeben hat. Die Begriffe, die sie uns verschaffen, drücken sich in die Nerven ein, durch die sie dann fortgepflanzt werden. Diese Eindrücke, die wir das Gedächtniß nennen geben uns Ideen. Die Wärme des Elementarfeuers, die das Blut in beständiger Bewegung erhält, weckt diese Ideen auf und verursacht die Imagination. Wenn diese Bewegung schnell und leicht von Statten geht, so folgen die Gedanken schleunig auf einander; ist sie aber langsam und schwer, so kommen auch die Gedanken sehr langsam und einzeln. Der Schlaf bestätigt diese Meinung. Ist er gut, so zirkulirt das Blut so sanft, daß die Ideen gleichsam erstarrt sind, daß sich die Verstandesnerven abspannen, und die Seele gleichsam vernichtet scheint. Zirkulirt aber das Blut im Hirn zu heftig, wie bei berauschten Leuten, oder im hitzigen Fieber, so verwirrt und zerrüttet es die Ideen. Eine kleine Obstruction in den Gehirnnerven verursacht Wahnsinn. Wenn ein Tropfen lymphatischer Feuchtigkeit in dem Cranium auseinander fließt, so zieht er den Verlust des Gedächtnisses nach sich, und wenn endlich ein Blutst öpfen, der aus seinem Gefäß getreten ist, auf das Gehirn und dessen Nerven drückt, verursacht er die Apoplexie u. s. w.

Die Gedanken Friedrichs über die Religion.

Mit der philosophischen Bildung Friedrichs steht unmittelbar seine Ansicht von der Theologie und dem Christenthum in Verbindung. Ihm war es unerträglich, daß die Theologen nicht auf das Denken und Wissen, sondern auf unbedingten Glauben anwiesen, denn er fand bald, daß auch der Glaube auf dem Gedanken und auf dem Denken ruhe. Zunächst nahm er daher die Freiheit des Gedankens in Anspruch, nicht nur für sich oder für einige auserwählte Geister, sondern für jeden vernünftigen Menschen. In diesem Sinne schreibt der König *): In wenig Ländern haben die Einwohner einerlei Meinung in Ansehung der Religion, oft sind sie ganz verschieden und es giebt sogenannte Secten. So entsteht die Frage: ob nothwendig alle Bürger einstimmig denken müssen, oder ob man jedem erlauben könne nach seiner Weise zu denken? Finstre

*) Versuch über die Regierungsformen.

Staatsmänner werden ohne Umstände sagen: es muß überall nur einerlei Meinung herrschen, damit die Bürger durch nichts getrennt werden. Der Theologe setzt hinzu: wer nicht denkt wie ich, der ist verdammt, und es schickt sich nicht, daß mein Regent ein König der Verdammten sei, man muß sie also in dieser Welt hinrichten, damit sie in der zukünftigen desto seliger werden. Hierauf antwortet man: niemals wird eine Gesellschaft einstimmig denken, unter den christlichen Völkern sind die meisten Anthropomorphiten, bei den Katholiken ist der gemeine Haufe abgöttisch, denn niemals wird man mich überreden, daß ein Bauer einen Unterschied zwischen göttlicher und kirchlicher Verehrung zu machen wüßte, er betet sicher das Bild an, daß er anruft. Es giebt also eine Menge Ketzer in allen christlichen Secten, überdies glaubt ein jeder, was ihm am wahrscheinlichsten ist. Freilich kann man einen armen Unglücklichen zwingen, ein gewisses Formular herzusagen, daß er im Innern des Herzens nicht glaubt, aber was gewinnt der Verfolger damit? Wenn man bis zu dem Ursprung der Gesellschaft hinaufsteigt, so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger hat. Müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben Dich über uns, weil wir gern Sclaven sein wollen und wir geben Dir die Macht unsere Gedanken nach dieser Willkühr zu lenken? Sie haben vielmehr gesagt: wir bedürfen Deiner, um die Gesetze aufrecht zu halten, denen wir ge-

horchen wollen, um weise regiert zu werden und uns zu vertheidigen, übrigens fordern wir von Dir die Achtung für unsre Freiheit. Dies ist das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung statt finden kann, und diese Toleranz ist selbst so vortheilhaft für die Gesellschaft, wo sie eingeführt ist, daß sie das Glück des Staats bewirkt."

Il est peu de pays où les citoyens ayent les mêmes opinions sur la religion; elles diffèrent souvent entièrement; il en est qu'on appelle sectes: la question s'élève alors, faut-il que tous les citoyens pensent de même opinion, pour que rien ne divise les citoyens; le théologien ajoute: quiconque ne pense pas comme moi, est damné, et il convient pas que mon souverain soit un roi de damnés: il faut donc les détruire dans ce monde pour qu'ils prospèrent d'autant mieux dans l'autre. On répond à cela que jamais société ne pensera de même; que chez les nations chrétiennes la plupart sont anthropomorphites; que chez les catholiques le grand nombre est idolâtre, parce qu'on ne me persuadera jamais qu'un manan sache distinguer le culte de *latrie* et d'*hyperdulie;* il adore de bonne foi l'image qu'il invoque. Voila donc nombre d'hérétiques dans toutes les sectes chrétiennes: de plus, chacun croit ce qui lui paroît vraisemblable. On peut contraindre un pauvre misérable à prononcer un certain formulaire, auquel il refuse son consentement intérieur; ainsi le persécuteur n'a rien gagné. Mais si l'on remonte à l'origine de la société, il est tout à fait évident que le souverain n'a aucun droit sur la façon de penser des citoyens. Ne faudroit-

il pas être en démence pour se figurer que des hommes ont dit à un homme leur semblable: nous vous élevons au dessus de nous, parce que nous aimons l'esclavage, et nous vous donnons la puissance de diriger nos pensées à votre volonté? Ils ont dit au contraire: nous avons besoin de vous pour maintenir les lois auxquelles nous voulons obéir, pour nous gouverner sagement, pour nous défendre; du reste, nous exigeons de vous que vous respectiez notre liberté. Voilà la sentence prononcée, elle est sans appel, et même cette tolérance et si avantageuse aux sociétés où elle est établie, qu'elle fait le bonheur de l'État. (geschrieben 1781.)

Indem Friedrich so dem Gewissen eines jeden Bürgers in seinem Staate Freiheit gab, behielt er sich selbst mit vollem Rechte dieselbe Freiheit vor und so konnte sein Glaubensbekenntniß nicht mit dem, das unphilosophische Theologen ihm vorlegten übereinstimmen. Weit entfernt war er jedoch in alle die leichtfertigen Schmähungen, die sich die französischen Schöngeister gegen die Religion erlaubten einzustimmen, und wenn er zuweilen in Briefen darin der augenblicklichen Laune etwas nachgab, so sprach er doch mit würdiger Vertheidigung gegen die ernsteren öffentlichen Angriffe der Franzosen, und er konnte dies um so eher, da er auf dem freieren Boden des protestantischen Deutschlands stand, und nicht das catholische Pfaffenwesen um sich hatte, das in Frankreich noch so übermüthig war, daß es selbst in die Gerichtshöfe eindrang, und die Sprüche der Parlamente bestimmte.

Eben hatte Voltaire, zur Ehre seiner Zeit, den

Widerruf des Todesurtheils gewonnen, das 1662 das Parlament von Toulouse an Jean Calas, einem protestantischen Kaufmanne, vollziehen lies, auf die falsche Anklage, daß er seinen Sohn, der zur catholischen Kirche haben treten wollen, aufgeknüpft habe. Calas konnte nicht wiedererweckt werden, aber mit jenem Widerruf erwachte in Frankreich der Ruf nach Toleranz. Dennoch wurde 1766 in Abbeville ein junger Edelmann de la Barre nach dem Spruch des Parlaments verbrannt, weil er vor einer Prozession den Hut nicht abnahm und sich Unanständigkeiten erlaubt hatte. Voltaire schlug lauten Lärm, Friedrich schrieb ihm darüber sehr besonnen (Potsdam d. 15. Aug. 1768): „Die Hinrichtung in Abbeville kann ich nicht so abscheulich finden, als die ungerechte Todesstrafe die Calas leiden mußte. Dieser war unschuldig und der Fanatismus opferte ihn sich auf. Bei einer so schrecklichen Handlung kann dem Richter nichts zur Entschuldigung dienen. Sie entzogen sich den Formalitäten und verdammten einen Mann zum Tode, ohne Beweismittel und Zeugen gegen ihn zu haben.

Mit dem Vorfall in Abbeville verhält es sich ganz anders. Sie werden nicht läugnen, daß jeder Bürger die Gesetze seines Landes befolgen muß; nun sind aber auf die Störung des Gottesdienstes, den die Nation angenommen hat, Strafen gesetzt. Bescheidenheit, Anstand und besonders die Achtung die jeder Bürger den Gesetzen schuldig ist, verpflichten ihn also den eingeführten Gottesdienst nicht zu verhöhnen, eben so, sich vor Aergerniß und Muthwillen zu hüten. Man sollte diese blutigen Gesetze

abschaffen und die Strafe mit dem Fehltritt in Verhältniß bringen, aber so lange diese strengen Gesetze nicht aufgehoben sind, können die obrigkeitlichen Personen nicht umhin, ihnen gemäß zu richten."

„Die Frömmlinge in Frankreich schreien gegen die Philosophen und messen ihnen die Schuld von allem Uebel bei, das sich ereignet. Im letzten Kriege waren einige Leute so unsinnig, daß sie behaupteten: alles Unglück der französischen Heere rühre von der Encyclopädie her. Während dieser Gährung hat das Ministerium in Versailles Geld nöthig. Die Geistlichkeit verspricht etwas und nun opfert man ihr die Philosophen auf, die kein Geld geben können, weil sie keins haben."

„Ich für mein Theil, verlange weder Geld noch Segen von den Priestern und biete den Philosophen Freistätten an, wenn sie anders weise und so friedfertig sind, als es der schöne Titel, den sie führen, fordert; denn alle die Wahrheiten, die sie lehren, zusammengenommen, sind nicht so viel werth, als Ruhe der Seele das einzige Gut, dessen die Menschen auf dem Atom, das sie bewohnen, geniessen können. Ich brauche meine Vernunft ohne Begeisterung und wünschte, daß alle Menschen vernünftig, besonders aber, daß sie ruhig wären. Wir wissen ja, welche Verbrechen der Fanatismus in der Religion bewirkt hat und wollen uns also hüten, ihn in die Philosophie einzuführen. Der Charakter der letztern muß sanft und gemäßigt sein, sie muß das tragische Ende eines jungen Mannes, der eine Ausschweifung begangen hat, beklagen und zugleich zeigen, wie äußerst streng das Gesetz aus ei-

nem rohen Zeitalter ist; aber nicht zu solchen Handlungen aufmuntern, und eben so wenig sich über die Richter aufhalten, die kein anderes Urtheil fällen konnten.

Socrates betete die deos majores und minores nicht an, indessen fand er sich doch bei den öffentlichen Opfern ein. Gassendi ging in die Messe, und Neuton in die Predigt."

„Die Toleranz muß in dem Staate jedem Freiheit geben, Alles zu glauben, was er will, aber sich nicht so weit erstrecken, daß sie die Frechheit und Ausgelassenheit junger, unbesonnener Leute bevollmächtige, die dem kühn Hohn sprechen, was das Volk verehrt. Dies sind meine Gesinnungen und sie entsprechen dem, was uns Freiheit und öffentliche Sicherheit, den ersten Zweck aller Gesetze verschafft."

„Ich wette darauf, wenn Sie dies lesen, so werden Sie denken: das ist auch sehr deutsch und verräth starke Spuren von dem Phlegma einer Nation, die nur halbe Leidenschaften hat. Nun ja, in Vergleichung mit den Franzosen, sind wir nur eine Art von Pflanzen, auch haben wir weder das befreite Jerusalem noch die Henriade hervorgebracht. Seitdem Kaiser Karl der Große auf den Einfall kam, uns mit dem Schwerte zu Christen zu machen, sind wir es auch geblieben, wozu vielleicht unser Himmel etwas beigetragen hat, der immer mit Wolken bezogen ist, und eben so der Nebel in unsern langen Wintern. Aber nehmen Sie uns so, wie wir nun einmal sind. Ovid gewöhnte sich ja an die Gegend von Tomi und ich habe Eitelkeit

genug mir einzubilden, die Provinz Cleve sei besser, als die Gegend, wo sich die Donau mit sieben Mündungen in das schwarze Meer ergießt."

Je compte que vous aurez déjà reçu ma réponse à votre avant-dernière lettre, et je ne puis trouver l'exécution d'Amiens aussi affreuse que l'injuste supplice de Calas. Ce Calas étoit innocent; le fanatisme se sacrifie cette victime, et rien dans cette action atroce ne peut servir d'excuse aux juges; bien loin de là ils se soustraient aux formalités des procédures et ils condamnent au supplice, sans avoir des preuves, des convictions, ni des témoins. Ce qui vient d'arriver à Amiens est d'une nature bien différente. Vous ne contesterez pas que tout citoyen doit se conformer aux lois de son pays; or il y des punitions établies par les législateurs pour ceux qui troublent le culte adopté par la nation: la discrétion, la décence, surtout le respect que tout citoyen doit aux lois, oblige donc de ne point insulter au culte reçu et d'éviter le scandale et l'insolence. Ce sont ces lois de sang qu'on devroit réformer en proportionnant la punition à la faute; mais tant que ces lois rigoureuses demeureront établies, les magistrats ne pourront pas se dispenser d'y conformer leur jugement. Les dévots en France crient contre les philosophes et les accusent d'être les causes de tout le mal qui arrive. Dans la dernière guerre il y eut des insensés qui prétendirent que l'encyclopédie étoit cause des infortunes qu'essuyoient les armées françoises. Il arrive pendant cette effervescence que le ministère de Versailles a besoin d'argent, et il sacrifie

au clergé, qui en promet, des philosophes qui n'en ont point et qui n'en peuvent donner. Pour moi qui ne demande ni argent ni bénédictions, j'offre des asiles aux philosophes, pourvu qu'ils soient sages et qu'ils soient aussi pacifiques que le beau titre dont ils se parent l'exige; car toutes les vérités ensemble qu'ils annoncent ne valent pas le repos de l'ame, seul bien dont les hommes puissent jouir sur l'atome qu'ils habitent. Pour moi qui suis un raisonneur sans enthousiasme, je désirerois que les hommes fussent raisonnables, et surtout qu'ils fussent tranquilles. Nous connoissons les crimes que le fanatisme dans la religion a fait commettre; gardons nous d'introduire ce fanatisme dans la philosophie; son caractère doit être la douceur et la modération, elle doit plaindre la fin tragique d'une loi faite dans un temps grossier et ignorant; mais il ne faut pas que la philosophie encourage à de pareilles actions, ni qu'elle fronde des juges qui n'ont pu prononcer autrement qu'ils n'ont fait. Socrate n'adoroit pas les *Dei majores et minores*; toutefois il assistoit aux sacrifices publics. Gassendi alloit à la messe et Newton au prone. La tolérance dans une société doit assurer à chacun la liberté de croire ce qu'il veut; mais cette tolérance ne doit pas s'étendre à autoriser l'effronterie et la licence de jeunes étourdis qui insultent audacieusement à ce que le peuple révère. Voilà mes sentimens, qui sont conformes à ce qui assure la liberté et la sureté publique, premier objet de toute législation. Je parie que vous pensez en lisant ceci, cela est bien allemand, cela se ressent bien du flegme d'une

nation qui n'a que des passions ébauchées. Nous sommes, il est vrai, une espèce de végétaux en comparaison des François; aussi n'avons-nous produit ni la Jérusalem délivrée, ni la Henriade; depuis que l'Empereur Charlemagne s'avisa de nous faire chrétiens en nous égorgeant, nous le sommes restés, à quoi peut-être ont contribué notre ciel toujours chargé de nuages et les frimats de nos longs hivers. Enfin prenez-nous tels que nous sommes. Ovide s'accoutuma bien aux moeurs des peuples de Tomes, et j'ai assez de vaine gloire pour me persuader que la province de Cleves vaut mieux que le lieu où le Danube se jette par ses sept embouchures dans la mer noire.

Nirgends richtet Friedrich seine Angriffe auf das innere Heiligthum der christlichen Lehre, er nimmt sich der Freiheit des Geistes gegen den Despotismus der Pfaffen an, der Gewissenszwang der catholischen Kirche und ihr äusseres Geklingel ist ihm zuwider, er stellt sich ganz entschieden auf die Seite des Evangeliums, und wie er mit allem, wovon er Rechenschaft giebt, sich gründlich beschäftigt hatte, so war auch die Kirchengeschichte ein Gegenstand seines Studiums gewesen. Aus dem Lager von Bettlern d. 18. Mai 1762 schreibt er an den Marquis d'Argens: „Wir brauchen großes Glück, um Vortheile über unsere Feinde zu gewinnen. Ich bitte den Himmel darum, da ich aber keinen St. Simon Stylites, keinen St. Antonius, keinen St. Johannes Chrysostomus, ja nicht einmal einen heiligen Fiaker habe, so zweifle ich, daß der Himmel das Gebet eines armen, wenig gläubigen,

Weltkindes erhören wird. Indessen lieber Marquis, vertreibe ich mir die Zeit mit den Päbsten Nicolaus und Hadrian, mit dem Kaiser Ludwig und dem König Lothar, mit den gnädigen Frauen Lautbert und Wallrad. Ich bin jetzt bei der Entstehung des großen Schisma im Occident, und möchte glauben: von Constantin an bis auf Luther sei die ganze Welt blödsinnig gewesen. Man stritt in einem unverständlichen Rothwelsch über ungereimte Visionen, und die Kirche befestigte ihre irdische Gewalt dadurch, daß Fürsten und Nationen leichtgläubig und albern waren. Betrachtet man den Zusammenhang der Religionsgeschichte von dieser Seite, so zeigt sich den Augen der Philosophen ein großes Gemälde, lehrreich für jeden Denker und Beobachter des Menschengeistes. Der Abbe Fleury hat dadurch, daß er diese Geschichte schrieb, der gesunden Vernunft in der That einen großen Dienst geleistet." — Später bearbeitete Friedrich das genannte Werk Fleury's. In der Vorrede schildert er den Verfall der römischen Kirche und wie dadurch die Reformation hervorgerufen worden sei. „Diese große Revolution der Geister mußte früher oder später kommen, weil von einer Seite die Anmaßung keine Grenzen kannte, und von der andern der Geist nur bis zu einem gewissen Grade geduldig aushält. — Ein sächsischer Mönch, muthig bis zur Verwegenheit, von starkem Gemüth, unternehmend genug um die Gährung der Geister zu nützen, ward das Haupt der Parthei, die gegen Rom auftrat. Dieser Bellerophon schlug die Chimäre zu Boden und die Verzauberung ward ge-

brochen. Sieht man nur auf seine groben Ausfälle, so scheint Martin Luther nur ein wüthender Mönch, ein barbarischer Schriftsteller eines noch ungebildeten Volkes. Wenn man mit Recht seine Schmähungen und seine unzähligen Beleidigungen tadelt, so muß man bedenken, daß die, für die er schrieb, mehr seine Verwünschungen, als seine Gründe verstanden. Betrachten wir aber das Werk der Reformatoren im Ganzen, so müssen wir gestehen, daß der Menschen-Geist ihrer Arbeit einen Theil seiner Fortbildung zu danken hat; sie befreiten uns von einer Menge Irrthümer, die den Geist unserer Väter verdunkelten. Da sie ihre Gegner vorsichtig machten, so erstickten sie neuen Aberglauben, bevor er laut ward; und weil sie verfolgt worden waren, wurden sie duldsam. Unter dem heiligen Schutz dieser Duldung, die in den protestantischen Staaten ihre Heimath fand, konnte die Vernunft sich entfalten, denkende Männer die Philosophie anbauen und die Grenzen der Wissenschaft erweitern. Und hätte Luther nichts weiter gethan, als die Fürsten und Völker von der knechtischen Sclaverei befreit, in der sie die römische Curie hielt, er hätte verdient, daß man ihm Altäre errichtete, wie einem Befreier des Vaterlandes. Zerriß er auch nur die Hälfte der Binde des Aberglaubens, welchen Dank ist ihm die Wahrheit nicht schuldig?" — In gleichem Sinne anerkennt Friedrich die Wahrheit der Reformation in seiner Geschichte Brandenburgs, wo sich ein eigner Aufsatz: de la réligion sous réforme, findet. Hier sagt

er: „Ich will das Werk der Reformation nicht theologisch oder geschichtlich betrachten; die Dogmen dieses Glaubens, die Erscheinungen, die er hervorrief, sind bekannt genug; eine so große und so einzige Revolution, die das ganze System von Europa umänderte, verdient mit philosophischem Auge betrachtet zu werden. . . . — Die christliche Religion war so entartet, daß man ihre ersten Züge nicht mehr erkannte. Nichts übertraf bei der Entstehung die Heiligkeit ihrer Moral, aber der Hang des menschlichen Herzens zur Verderbniß, verkehrte sie bald. So wurde der reinste Quell des Guten, der Grund einer Menge von Uebeln für die Menschen. Diese Religion, die Demuth, Liebe, Geduld lehrte, ward durch Feuer und Schwerdt verbreitet, die Priester des Altars, die fromm und arm leben sollten, führten ein ärgerliches Leben, wurden reich und stolz. — — Luther, ein Augustiner Mönch, griff den Mißbrauch der Kirche mit Heftigkeit an und zerriß mit kühner Hand die Banden des Aberglaubens. — Der Glaube gewann eine neue Gestalt und näherte sich seiner frühern Einfalt. — Die Reformation war heilsam für die ganze Welt, zumal für den Fortschritt der Vernunft. Die Protestanten, die über den Glauben nachdenken mußten, befreiten sich von den Vorurtheilen ihrer Erziehung und sahen sich im freien Gebrauch ihrer Vernunft, dieser Führerin, die den Menschen gegeben ist, und von der sie bei dem wichtigsten Gegenstande ihres Lebens Gebrauch machen müssen. Die Catholiken sahen sich genöthigt gegen heftige Angriffe sich zu vertheidigen; die Geistlichen studir-

ten und befreiten sich von der schmähligen Unwissenheit, in der sie faulten." *)

In anderen Aeußerungen sehen wir nur die allgemeine Richtung jener Zeit, die die seichte Aufklärung gegen den Cultus und zwar besonders der catholischen Kirche nahm, in welchem sie nur ein äußeres Thun erkannte und verschmähte. An Voltaire schreibt er (d. 9. März 1776.) „Sie behaupten mit Recht, daß die Christen die gröbsten Plagiate an den Fabeln begangen haben, die man schon vor ihnen erfunden hatte. Die Jungfrauen will ich ihnen noch hingehen lassen, da die Maler durch sie zu einigen guten Bildern veranlaßt worden sind; aber sie müssen doch gestehen, daß weder eine alte, noch überhaupt irgend eine Nation, jemals eine schrecklichere und blasphemere Ungereimtheit geglaubt hat, als die, man esse seinen Gott. Dies Dogma empört in der christlichen Religion am meisten, beleidigt das höchste Wesen am stärksten und ist der höchste Grad von Unvernunft und Wahnsinn. Freilich ließen die Heiden ihre Götter ziemlich lächerliche Rollen spielen, da sie ihnen alle Leidenschaften und Schwachheiten der Menschen zuschrieben. Die Indianer lassen ihren Samonokodom ins Fleisch kommen; nun immerhin: aber kein Volk aß die Gegenstände seiner Anbetung auf. Den Aegyptern war es nicht erlaubt, ihren Gott Apis zu verzehren; die Christen aber machen es mit dem

*) Aehnliche Gesinnungen sind in der Cabinets-Ordre Friedrichs über die Schulen enthalten, die man unter den Beilagen findet.

Beherrscher des Weltalls so.“ — Uebrigens muß man die Aufklärung Friedrichs von der der Franzosen unterscheiden, er suchte in der Religion immer noch den positiven Gehalt zu gewinnen, und erkannte sehr wohl, daß es nothwendig eine Stufe für das Bewußtsein giebt, wo es in dem Glauben die Gewißheit der Gemeinschaft mit Gott und die tröstlichste Beruhigung findet. An d'Alembert schreibt er (18 Dec. 1776): „Wir kommen nun zur Religion und ich darf mir schmeicheln, daß Sie mich in diesem Puncte für einen unpartheischen Richter halten. Ich denke ein Philosoph, der es sich einfallen ließe, dem Volke eine ganz einfache Religion zu predigen, würde Gefahr laufen, gesteinigt zu werden. Fände er irgend einen noch völlig neuen Kopf, einen Amerikaner, der noch für keinen Gottesdienst eingenommen wär, so möchte es ihm gelingen, diesen zu überreden, eine vernünftige Religion, den durch so viele Fabeln herabgewürdigten Glaubenslehren vorzuziehen. Allein gesetzt auch man brächte es dahin, die Religionen der Socrate und Cicerone in einem Ländchen einzuführen; binnen kurzem würde ihre Reinheit durch mannichfachen Aberglauben bedeckt sein. Die Menschen verlangen Gegenstände, die auf ihre Sinne Eindruck machen und ihrer Einbildungskraft Nahrung geben. Das sehen wir bei den Protestanten, die einem zu nackten und einfachen Gottesdienst anhängen; sie werden oft katholisch blos aus Liebe zu den Feiertagen, den Zeremonien und den schönen Kirchenmusiken, womit die römisch-catholisch-apostoli-

sche Religion die bunten Possen ausstaffirt hat, die sie der einfachen Sittenlehre Christi anflickte." —

Dem Könige war es sehr zum Verdruß, daß jene französischen Freigeister, die ihre Freiheit in der Befreiung von allem Stoff und Inhalt fanden, sich den Namen Philosophen anmaßten und dadurch den Feinden wahrer Aufklärung auch gegen ihn und die seines Sinnes waren, Waffen in die Hand gaben. An den Marquis d'Argens schreibt er (März 1760) „Das Dictionair der Atheisten? — das ist äußerst lächerlich. Es hat mich ein wenig verdrossen, daß man uns den elenden la Beaumelle zum Collegen gegeben hat. Dieser armselige Mensch hat nie gedacht und gehört zu denen, die der Philosophie aus Schwachheit Schande machen, wie die Ueberläufer, die aus Feigheit von einem Heer zum andern laufen."

„Einer von den Kunstgriffen, denen sich die Theologen mit dem glücklichsten Erfolge bedienen, besteht darin, daß sie die Freigeister und die Philosophen in eine Klasse setzen. Die ersteren lassen sich mehr von den ungestümen Aufwallungen ihres Temperaments, als von ihrer Vernunft leiten und stürzen sich aus einem Extrem ins andere, aus dem Aberglauben in den Unglauben. So triumphiren die Theologen; und die Folgen, die sie aus den Betragen jener Menschen herleiten, sind ihre besten Waffen." —

Unter den Schriften der ungebundesten Freigeisterei über Religion und Staat, machten damals „*Essai sur les prejuges*, und das *Système de la nature*, von einem pfälzischen Baron von Holbach,

der in Paris lebte, großes Aufsehn. Friedrich schrieb dagegen. Ehe wir die Schriften selbst durchgehen, mögen hier noch einige Stellen aus Briefen an d'Alembert stehen, die sich darauf beziehen: (18 Oct. 1770) „Sie werden nicht sagen, daß Vorurtheile der Kindheit mich bewogen haben, die Vertheidigung der christlichen Religion gegen jenen schwärmerischen Philosophen zu übernehmen, der sie mit so vieler Feindseligkeit verunglimpft. Erlauben Sie mir aber Ihnen zu sagen, daß unsere jetzigen Religionen, der Religion Christi so wenig gleichen wie der Irokesischen. Jesus war ein Jude, und wir verbrennen die Juden, Jesus predigte eine gute Sittenlehre, und wir üben sie nicht aus. Jesus hatte keine Lehrsätze festgesetzt, und die Concilien haben reichlich dafür gesorgt, — kurz ein Christ des dritten Jahrhunderts ist einem Christen des ersten Jahrhunderts gar nicht mehr ähnlich. Jesus war eigentlich ein Essäer; er nahm die Moral der Essäer an, die wenig von Zenos Moral verschieden ist. Seine Religion war reiner Deismus und nun sehen Sie, wie wir sie aufgeputzt haben. Da dem so ist, so vertheidige ich, wenn ich die Sittenlehre Christi vertheidige, in Wahrheit die Sittenlehre aller Philosophie; alle Lehrsätze aber, die nicht von ihm herrühren, gebe ich Ihnen Preis. — Als die Priester merkten, wie viele Gewalt ihnen ihr idealischer Credit über die Gemüther der Völker gab, so gebrauchten sie die Religion zum Werkzeuge ihres Ehrgeizes. Hat aber ihre Politik eine Sache entstellt, die in ihrem ersten Auftreten nichts weniger, als schlecht war,

so beweißt dies blos, daß die christliche Religion das Schicksal aller menschlichen Dinge gehabt hat, die durch Mißbrauch verdorben wurden. Will man demnach diese Religion schmähen, so muß man angeben, von welchen Zeiten man redet und den Mißbrauch von der ursprünglichen Stiftung unterscheiden. — Aber ihre Lehrsätze mögen auch sein, wie sie wollen, das Volk ist einmal durch Gewohnheit daran gefesselt; eben so an gewisse äusserliche Gebräuche, wer diese mit Heftigkeit angreift, empört es. Was kann und muß man also thun? Die Moral erhalten und auch, was nöthig ist, daran verbessern; die Staatsmännern, die Einfluß auf die Regierungen haben, aufklären, mit vollen Händen Hohn und Lächerlichkeit über den Aberglauben ausschütten, den falschen Eifer vertilgen, um so die Gemüther auf die Bahn einer allgemeinen Duldung zu leiten" — Gleiche Gesinnung spricht Friedrich über diesen Gegenstand aus in einem Briefe an d'Alembert vom 17 Mai 1770 „Während meiner Genesung war das erste Buch, daß mir in die Hände fiel: „der Versuch über die Vorurtheile." Es entriß mich der Unthätigkeit, in der mich der Verlust meiner Kräfte hielt; und da über viele Gegenstände meine Ansicht im ungekehrten Verhältniß mit der des feinvollenden Philosophen, der dies Buch geschrieben hat, steht, so habe ich die gesammte Kraft meiner Organisation angewandt, um dessen Fehler zu zeigen. Ich fühle zurückstoßende Bewegungen bei den Meinungen des Verfassers, welcher behauptet, daß, da die Wahrheit für den Menschen gehöre, man sie ihm zu jeder Zeit sagen

müsse: Auch so oft der Verfasser auf die Könige, auf die Feldherrn, auf die Dichter schimpft, haben seine Ideen nicht identisch mit den meinen werden wollen: weil ich die Ehre habe, ein ziemlich schlechter Poet — wie er es nennt: öffentlicher Giftmischer — zu sein; weil ich die Ehre gehabt habe mich zuweilen als General — oder als gedungener Henker herumzuschlagen; und weil ich endlich die Ehre habe, eine Art von König, oder barbarischem Tyrannen, zu sein. Diese Betrachtungen, die sich nicht mit meiner Denkart, nach meinem Begriff der Sache assimilirten, bewogen mich die Vertheidigung meiner Genossen zu übernehmen, damit nicht dergleichen Schmähungen, die von ähnlichen Verfassern oft wiederholt werden, durch Gewohnheit und beständiges Anhören bei dem Publicum das heilige Ansehn einer allgemein angenommenen und unbezweifelten Meinung gewinnen möchten.

Mein Verfasser versichert mich: die Könige, meine Kameraden, wären eine Art Schwachköpfe, die weder lesen noch schreiben könnten. Ich habe gelesen wie ein Benedictiner, und habe mit dem hungrigsten Wochenblättler um die Wette Papier beschmiert; mir kommt es demnach zu, ihr Sachwalter zu werden. Meine Abhandlung werden Sie wohl, wenn Sie meinen, dem Hof übergeben; ich bin versichert dann die erste Stelle bei der Academie der Wissenschaften zu erhalten. — Indeß, Scherz bei Seite, dies Werk ist sehr frech und sehr unverständig. Man möchte sagen: der Verfasser fällt wie ein toller Hund, Jedermann an und stürzt sich ohne Unterschied auf die Vorübergehenden, um

alles andere unbekümmert, wenn er nur beißen kann: gewiß verdient er eben so behandelt zu werden. Wenn die Wahrheit für den Menschen gehört — womit ich noch nicht einstimmig bin — und wenn man sie ihm bei jeder Gelegenheit sagen muß; wohl, so habe ich mich nach den Grundsätzen des Verfassers gerichtet und ihm sehr aufrichtig gesagt, was ich von seinem Werke denke. Er findet in mir einen folgsamen Schüler, der, durch sein Licht erleuchtet, es sich zur Pflicht macht, seinem Beispiel zu folgen, und da die Wahrheit den Menschen stets nützlich ist, so schmeichle ich mir, daß er die Freiheit billigen wird, mit welcher ich sie ihm sage."

„Und welchen Endzweck hat dieser vermeinte Philosoph bei seinem Buche? Die Religion umzukehren? Ich habe ihm bewiesen, daß dies unmöglich ist. Die Regierungen anders einzurichten? Nie werden Schimpfreden sie verbessern, wohl aber erbittern. Das Gehirn einiger luftigen Köpfe zu verwirren, die gegen die Regierung schreien und sich dadurch in die Bastille bringen werden. Dergleichen, wär eines übelwollenden, boshaften, verkehrten Kopfes, nicht eines Schriftstellers würdig. Oder will er Märtyrer der natürlichen Religion werden? Das wär' große Thorheit, denn wenn man nichts jenseits des Grabes hofft, so muß man nach Möglichkeit danach streben, sein Dasein in diesem Leben, dem einzigen, dessen man sich zu erfreuen hat, glücklich zu machen."

„Vorzüglich zeigt sich die Unvernunft des Verfassers in seinen Schmähungen ge-

gen die christliche Religion. Man muß wahrlich sehr wenig wissen, wenn man ihr Verbrechen zur Last legt. Im Evangelium heißt es: Thue andern nicht, was Du nicht willst, daß sie Dir thun sollen. Nun enthält aber diese Lehre den Inbegriff der ganzen Moral; es ist also lächerlich und eine unvernünftige Uebertreibung, wenn man behauptet: diese Religion erzeuge nichts als Bösewichter. Gesetz und Mißbrauch müssen nie vermengt werden; das Gesetz kann nützlich und der Mißbrauch schädlich sein. Zeigt man so sehr Erbitterung gegen das, was man angreift, so setzt man sich dem Mißtrauen aus und verliert das Zutrauen des Lesers. — Sehen Sie, so denkt ein Verehrer der stillen Weisheit, der einsam in seinem Weinberge über die Thorheiten der Menschen nachsinnt." —

Gegen das Système de la nature tritt Friedrich ebenfalls in einer besondern Schrift *) auf; in Beziehung auf die Angriffe auf das Christenthum sagt er; „Man kann dem Verfasser Dürftigkeit des Verstandes und hauptsächlich Ungeschicklichkeit zur Last legen, weil er die christliche Religion verläumdet und ihr Mängel aufbürdet, die sie nicht hat. Wie kann er mit Wahrheit sagen, diese Religion verursache alles Unglück des menschlichen Geschlechts? Um sich richtig auszudrücken, hätte er blos sagen sollen; der Ehrgeiz und der Eigennutz der Menschen mißbrauche diese Religion zum Vorwande, um die Welt zu beunruhigen und Leidenschaften zu befriedigen. Was kann man, wenn man

*) Critische Untersuchung über das System der Natur.

aufrichtig ist, an der in den zehn Geboten enthaltenen Sittenlehre tadeln? Stände in dem Evangelium nur der einzige Lehrsatz: Was Du nicht willst, daß Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht, — so würde man zugeben müssen, daß diese wenigen Worte den Kern aller Moral enthalten. Und lehrt nicht Christus in seiner vortrefflichen Bergpredigt Verzeihung der Beleidigungen, Barmherzigkeit und Menschenliebe? Man sollte also nicht das Gesetz mit dem Mißbrauche, das Geschriebene mit den Handlungen der Menschen und die wahre christliche Moral, mit der verderbten priesterlichen verwechseln. Wie kann der Verfasser also die christliche Religion beschuldigen, sie sei Schuld an der Verderbniß der Sitten? Aber den Geistlichen konnte er Vorwürfe darüber machen, daß sie den Glauben, äußerliche Gebräuche, leichte Büßung und Ablaß, den sie verkaufen, an die Stelle der gesellschaftlichen Tugenden, guter Werke, eines unsträflichen Gewissens und einer wahren Sinnesbesserung gesetzt haben: ferner, daß sie von Eiden lossprechen und die Gewissen zwingen wollen. Diese strafbaren Mißbräuche verdienen, daß man sich wider diejenigen auflehnt, die sie einführen und billigen; allein mit welchem Rechte kann unser Professer es thun, da er die Menschen für Maschinen hält! Wie kann er eine tonsurirte Maschine tadeln, die durch Nothwendigkeit zum Betrug, zur Schelmerei gezwungen ward und so ihr freches Spiel mit der Leichtgläubigkeit des Volkes trieb?"

Friedrichs Gedanken über den Staat.

Nicht die Freiheit des Denkens, als eine blos innere Gewißheit, mit der jeder sich in sein Kämmerlein einschließen könnte, hat Friedrich dem Geiste wieder gewonnen, er hat ihr auch jenen Boden geschaffen, auf dem die Freiheit allein wirklich werden konnte, den freien Staat. Von dem Zeitalter seiner Bildung ist die große Umwälzung ausgegangen, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Europa begann, und die dadurch von allem, was uns sonst in der Geschichte von solchen Begebenheiten erscheint, sich unterscheidet, daß sie zu ihrem innersten Beweggrunde die Macht des Gedankens hatte, der hier mit der weltlichen Souverainetät bekleidet, sich auf den Königsthron gesetzt hatte. Von den entsetzlichen Ausschweifungen der französischen Revolution blieb Deutschland allein dadurch verwahrt, daß hier ein König den Sieg der Freiheit durch die Vernunft erfocht, den dort blutige Gewaltthat einer unsinnigen Menge nicht gewinnen konnte.

Die Ketten, an die das Evangelium angeschlossen war, mußte ein Mönch, der die Greuel des

Pabstthums und des unumschränkten Alleinherrschers in Rom kennen gelernt hatte, sprengen, die Ketten der bürgerlichen Freiheit, ein König; er war es, der zugleich die Grundpfeiler der Legitimität und Souveränetät eines freien Thrones feststellte. Friedrich erkannte in dem Reich der Geistesfreiheit keine Unfehlbarkeit der Ueberlieferung an, er glaubte nicht, weil es die Alten geglaubt hatten, nur die Ueberzeugung, die er durch das Denken gewann, gab ihm die Gewißheit der Wahrheit. Eben so galt ihm in dem Reiche der bürgerlichen Freiheit kein Herkommen und gute Gewohnheit als unfehlbares Gesetz, weil es der Brauch der Väter war, auch hier galt ihm nur die Rechtfertigung durch den Gedanken. Er war der erste König, der seinen Schatz nicht als Erbtheil seines Nachfolgers, sondern als ein Gut des Staats erklärte, der das Wohl des Staats (le salut publique) als den Zweck seiner Regierung aussprach, und die Königliche Gewalt nicht als ein bloßes Privatrecht, sondern als in der Idee des Staats begründet, erkannte. Wie er aber weit entfernt war das Wesentliche der Religion zu verspotten, so war er eben so sehr entfernt, in den Tonderer einzustimmen, die das Wesentliche des Staats und die festen Banden desselben aufzulösen begannen.

Er hatte die Verfassungen der alten Staaten genau kennen gelernt, so groß aber auch seine Verehrung für die Freistaaten in Athen und Rom war, so wußte er sehr wohl, daß ihr Verhältniß ein anderes war, als das der neuen, europäischen Monarchieen, und bei aller Vertheidigung der Menschen-

rechte und der Freiheit der Bürger, hat er zugleich auch die Rechtfertigung des Königthums gründlich und wahrhaft übernommen. Er blieb nicht dabei stehen nur im Allgemeinen, wie es die französischen Philosophen thaten, von der Freiheit und Gleichheit zu reden; denn da er den Menschenrechten nicht nur eine Stelle im System des Buches, sondern im System des Staats, in der gegliederten Ordnung des Bürgerthums anzuweisen hatte, ergab sich ihm die Nothwendigkeit einer in den Unterschied der Stände und der Gewalten getheilten Gesellschaft unter Einem Oberhaupte, als die Bedingung der wahrhaften bürgerlichen Freiheit. Hören wir ihn selbst: *) „der Verfasser des Systems der Natur, will uns lehren, daß die Unterthanen das Recht haben sollen, ihre Regenten abzusetzen, wenn sie mit ihnen unzufrieden sind. Deswegen beklagt er sich über die großen Kriegsheere, durch welche diese Absetzung erschwert werden könnte. Man sollte glauben, man läse la Fontaine's Fabel vom Wolf und vom Schäfer. Wenn jemals die Träumereien unsers Philosophen Wirklichkeit erlangen sollten, so müßte man vorläufig die Regierungsformen in allen europäischen Staaten umschmelzen, was ihm ein Leichtes scheint; ferner müßten diese Unterthanen, die zu Richtern ihrer Fürsten eingesetzt werden sollen, weise und gerecht sein, welches mir unmöglich scheint; eben so die Bewerber um die Krone ohne Ehrgeiz; keine Intrigue, keine Kabale, kein Geist der Unabhängigkeit müßte das Ue-

*) Examen critique du Système de la nature.

bergewicht haben; auch müßten alle Personen der vom Thron gestoßenen Familie gänzlich ausgerottet werden, oder sie würden Bürgerkriege erregen, Anführer von Partheien werden, und stets bereit sein, sich an die Spitze der Aufrührer zu stellen, um die Ruhe des Staats zu stören. Um solchen Zerrüttungen vorzubeugen, hat man in vielen europäischen Staaten die Erbfolge angenommen und eingeführt. Man ward die Unruhen gewahr, die die Wahlen zur Folge hatten, und befürchtete mit Recht, daß eifersüchtige Nachbarn eine so günstige Gelegenheit benutzen würden, das Königreich zu unterjochen und zu verwüsten. Es war dem Verfasser leicht, die Folgen seiner Grundsätze einzusehen, er durfte nur einen Blick auf Polen werfen, wo bei jeder Königswahl ein bürgerlicher und ein auswärtiger Krieg ausbricht."

So schrieb Friedrich in den letzten Jahren seiner Regierung, und man glaube daher nicht, diese seine Grundsätze widerlegen zu können, durch Anführung von Stellen aus seinen früheren politischen Schriften, namentlich aus dem Antimachiavell, den er schon in seinem vier und zwanzigsten Jahr schrieb, der nur als eine jugendliche Uebung, zugleich als der schönsten Geleitsbrief zum Throne gelten muß. Hat er dort gegen die Fürsten, auch gegen die größten unter ihnen, heftige Ausfälle gethan, so muß man sich an das Hofleben jener Zeit an Ludwig XV. und August III. erinnern. Wahrhaft große Männer sind, zumal in der spätern Zeit, seiner Anerkennung gewiß, und im Gefühl der eignen Größe übernimmt er die Vertheidigung derer,

die er zu seines Gleichen zählt. „Nachdem der Verfasser des Systems der Natur (dies sind seine Worte) augenscheinlich bewiesen hat, daß er weder die Menschen kennt, noch die Art wie sie müssen regiert werden, wiederholt er Boileau's satyrische Declamationen wider Alexander den Großen, und macht Ausfälle auf Karl V. und seinen Sohn Philipp II., wiewohl man offenbar bemerkt, daß er Ludwig XIV. meint. Unter allen Paradoxen, welche unsere heutigen vermeinten Philosophen mit dem größten Wohlgefallen behaupten, scheint es ihnen am meisten am Herzen zu liegen, die großen Männer der vorigen Jahrhunderte herabzusetzen."

Diese von Friedrich in seinen späteren Jahren (1781) niedergeschriebenen Grundsätze, überzeugen uns hinlänglich, daß er keineswegs in dem ausschweifenden Freiheitschwindel stehen blieb, den er selbst in seinen ersten Schriften aufgeregt hatte, und bei dem die ausgezeichneten Geister Frankreichs (Rousseau u. a.) stehen blieben. Welch eine edle Richtung der jugendliche Rausch bei ihm genommen hat, sahen wir aus dem so eben angeführten. Um so werther sind uns daher die Worte, die er als Jüngling von vier und zwanzig Jahren über den damaligen „Zustand des Europäischen Staatensystems" geschrieben hat. Nachdem er hier besonders das Gefährliche der Uebermacht der französischen Politik geschildert, und auch anderen Regierungen ein strenges Urtheil gesprochen hat, schreibt er sich selbst einen Schutzbrief, ein rühmliches Zeugniß von der hohen geistigen Uebermacht, die er seinem Staate zum voraus zusicherte; kein größeres Zeichen der

Stärke und der Liberalität des Staats können wir aufweisen, als daß wir Friedrichs Werke lesen. „Sollte — so schreibt er — irgend eine Macht finden, daß ich mich zu freimüthig erklärt habe, so muß sie sich erinnern, daß die Frucht immer einen Geschmack von den Boden behält, worauf sie gewachsen ist, und daß ich, der ich in einem freien Lande geboren bin, mit einer edlen Freimüthigkeit und mit einer Aufrichtigkeit reden darf, die keiner Verstellung fähig ist, die man in dem größten Theile der Welt nicht kennt und die denen, welche in der Knechtschaft gebohren und in der Sclaverei erzogen sind, vielleicht ein Verbrechen scheint."

„Nachdem ich das Verhalten der Staatsmänner in Europa geprüft, das System der Höfe, so weit meine Einsichten reichen, entwickelt, und die gefährlichen Folgen von der Ehrsucht einiger Fürsten aufgedeckt habe: so wage ich es die Sonde noch tiefer in die Wunde des Staatskörpers zu führen: ich werde das Uebel bis auf die Wurzel verfolgen, und mich bemühen die versteckteften Ursachen desselben aufzufinden Wenn meine Reflexionen so glücklich sind das Ohr einiger Fürsten zu erreichen, so werden sie Wahrheiten darin finden, welche sie aus dem Munde ihrer Höflinge und ihrer Schmeichler nie gehört haben würden; vielleicht erstaunen sie sogar, daß diese Wahrheiten ihren Platz neben ihnen auf dem Throne genommen haben. Mögen sie also lernen, daß ihre falschen Grundsätze die höchst vergiftetete Quelle von dem Unglück Europas sind.

„Ce sont là en peu de mots les considerations que m'a fourni l'état présent de l'Europe. Si quelque puissance trouve que je me suis expliqué avec trop de liberté, elle doit savoir que le fruit conserve toujours un goût de terroir, et que né dans un pays libre, il m'est permis de m'énoncer avec une noble hardiesse, et avec une sincérité incapable de feindre, que la plupart des hommes ne connoissent point, et qui paroîtra peut être criminelle à ceux qui, nés dans la servitude, ont été élevés dans l'esclavage.

Après avoir repassé la conduite des politiques de l'Europe, après avoir développé le système des cours selon l'étendue de mes lumières, et fait voir les dangereuses suites de l'ambition de quelques princes: j'ose pousser la sonde plus avant dans la plaie de ce corps politique; je poursuivrai le mal jusque dans ses racines, et je m'efforcerai d'en découvrir les causes les plus cachées. Si mes réflexions ont le bonheur de parvenir aux oreilles de quelques princes, ils y trouveront des vérités qu'ils n'auroient jamais apprises par la bouche de leurs flatteurs: peut-être seront-ils même étonnés de voir ces vérités se placer auprès d'eux sur le trône. Qu'ils apprennent donc que leurs faux principes sont la source la plus empoisonnée des malheurs de l'Europe. Voici l'erreur de la plupart des princes. Ils croient que Dieu a créé exprès, et par une attention toute particulière pour leur grandeur, leur félicité et leur orgueil, cette multitude d'hommes dont le salut leur est commis, et que leurs sujets ne sont destinés qu'à être les instrumens et les

ministres de leurs passions déréglées. Dès que le principe dont on part est faux, les conséquences ne peuvent être que vicieuses à l'infini: et de là cet amour déréglé pour la fausse gloire, de là ce désir ardent de tout envahir, de là la dureté des impôts dont le peuple est chargé, de là la paresse des princes, leur orgueil, leur injustice, leur inhumanité, leur tyrannie, et tous ces vices qui dégradent la nature humaine. Si les princes se défaisoient de ces idées erronées et qu'ils voulussent remonter jusqu'au but de leur institution, ils verroient que ce rang dont ils sont si jaloux, que leur élévation n'est que l'ouvrage des peuples; que ces milliers d'hommes qui leur sont commis, ne se sont point faits esclaves d'un seul homme, afin de le rendre plus formidable et plus puissant; qu'ils ne se sont point soumis à un citoyen, pour être les martyrs de ses caprices et les jouets de ses fantaisies: mais qu'ils ont choisi celui d'entr'eux qu'ils ont cru le plus juste pour les gouverner, le meilleur pour leur servir de père, le plus humain pour compâtir à leurs infortunes et les soulager, le plus vaillant pour les défendre contre leurs ennemis; le plus sage, afin de ne les point engager mal à propos dans des guerres destructives et ruineuses: enfin l'homme le plus propre à représenter le corps de l'État, et en qui la souveraine puissance pût servir d'appui aux lois et à la justice, et non de moyen pour commettre impunément les crimes et pour exercer la tyrannie."

Das Ausschweifende und Ungenügende dieser Ansichten hat Friedrich, wie wir oben anführten,

selbst auf das Gründlichste widerlegt, denn er gehörte nicht zu denen, die ihre Ehre darin suchen consequent auch in dem erkannten Irrthum zu bleiben; er hielt in seinem Buch gegen Machiavel den Fürsten die ärgsten Strafpredigten, daß sie Krieg führten, um Länder zu erobern, und in demselben Jahr, wo sein Buch erschien, drang er in Schlesien ein, um die gerechten Ansprüche seiner Krone geltend zu machen.

Als die höhere Consequenz und Folgerechtigkeit galt ihm in der Wissenschaft, sich von Irrthümern frei zu machen, und in der Politik, mit raschem Entschluß das zu thun, was an der Zeit war. Wer sich nicht zu der höheren Ansicht, die ihn bestimmte, erheben kann, mag in seinen Schriften und seinen Thaten manches Widersprechende finden, versteht man ihn im Ganzen, so ist sein Wissen und sein Leben ohne Widerspruch, und so erkennt man in dem siebenzigjährigen Greise noch immer den vier und zwanzigjährigen Jüngling. Streiften auch die Stürme des Schicksals und das Messer, das er selbst schonungslos und streng anlegte, die üppigen Zweige ab von dem Lebensbaume, so blieb innerst doch das Mark kräftig und gesund und in der gereifteren Frucht, war auch noch der Duft der Frühlingsblüthen erhalten; so findet man in dem besonnenen Philosophen von Sanssouci noch immer den raschen Jüngling von Rheinsberg wieder. Und da wir eben aus einer Jugendschrift von ihm Einiges anführten, so mag hier zum Beweis der späteren abgeschlossenen Grundsätze des Königs ein Wort aus seinem Versuch „über die verschiedenen Regierungs-

formen und über die Pflichten der Regenten" stehen, den er 1781 schrieb. Auch hierin übernimmt er wieder die Vertheidigung der Monarchie, aber streng sind seine Forderungen.

Von den verschiedenen Regierungsformen sagt er: „In Aristocratien ist gewöhnlich der Misbrauch, den die ersten Mitglieder des Staats von ihrer Gewalt machen, die Ursache von den erfolgenden Revolutionen. Die Democratie der Römer ward von dem Volke selbst umgestürzt, der verblendete Haufe der Plebejer lies sich durch ehrsüchtige Bürger bestechen, und diese unterjochten sie dafür und beraubten sie ihrer Freiheit: Dies Schicksal hat auch England zu erwarten, wenn das Unterhaus nicht das wahre Beste der Nation, der schändlichen Bestechung vorzieht, wodurch es so herabgewürdigt wird. In Absicht der monarchischen Regierungsform hat es sehr verschiedene Arten gegeben. Das alte Lehnssystem, welches vor einigen Jahrhunderten in Europa beinah allgemein war, hatte seinen Ursprung in den Eroberungen der Barbaren. Der Feldherr, der eine Horde führte, machte sich zum Gebieter des eroberten Landes und vertheilte die Provinzen unter seine vornehmsten Officiere. Diese waren dem Gebieter unterworfen und mußten Truppen stellen, wenn er sie forderte; da aber manche von diesen Vasallen so mächtig wurden, als ihr Oberhaupt, so entstanden Staaten im Staate. Dies gab eine Quelle von Bürgerkriegen, deren Folge das Elend der ganzen Gesellschaft ward. In Deutschland haben sich diese Vasallen unabhängig gemacht, in Frankreich, Eng-

land und Spanien sind sie unterdrückt worden. Das einzige Bild von dieser abscheulichen Regierungsform sehen wir noch in der Republik Polen. In der Türkei ist der Regent ein Despot: er kann ungestraft die unmenschlichsten Grausamkeiten begehen; dafür begegnet es ihm auch oft, daß nach einem, bei barbarischen Völkern gewöhnlichen Wechsel, oder vermöge einer gerechten Wiedervergeltung, die Reihe erdrosselt zu werden, an ihn kömmt. Die eigentliche monarchische Regierungsform übrigens ist die schlimmste oder beste von allen, je nachdem sie verwaltet wird. Die Bürger räumten aus keinem andern Grunde einem ihres Gleichen den Vorrang ein, als weil sie wichtige Dienste von ihm erwarteten; diese Dienste bestehen darin, daß er die Gesetze aufrecht halte, die Gerechtigkeit genau handhabe, mit aller Macht dem Sittenverderbniß entgegenarbeite und den Staat gegen seine Feinde vertheidige. Die Obrigkeit muß auf die Cultur des Bodens Acht haben, der Gesellschaft Ueberfluß an Lebensmitteln verschaffen, die Betriebsamkeit und den Handel beleben, sie ist einer immerwährenden Schildwacht gleich, welche die Nachbarn und die Schritte der Feinde des Staats beobachten muß. Man fordert von ihr, daß ihre Vorsehung und Klugheit zu rechter Zeit Bündnisse schließen und die Bundesgenossen wählen soll, welche für das Wohl des Staats die schicklichsten sind. Hierzu kommt noch ein tiefes Studium der besondern Verfassung und Lage des Landes, welches diese Obrigkeit zu regieren hat und eine genaue Bekanntschaft mit dem Volksgeiste; denn wenn der

Regent aus Unwissenheit fehlt, so macht er sich eben so strafbar, als wenn er es aus Bosheit thut. Jenes ist ein Fehler der Trägheit, dieses ist Verderbniß des Herzens; aber das Uebel welches für die Gesellschaft daraus entspringt, bleibt dasselbe. Die Fürsten, die Regenten, die Könige sind also nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art von Luxus ergeben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatz brüste und mit Hohn die Einfalt der Sitten, die Armuth und das Elend niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staats, um neben sich einen Haufen von Müssiggängern zu halten, deren Nichtsthun und deren Unbrauchbarkeit alle Arten von Lastern erzeugt. Die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsform rührt von mehrern verschiedenen Ursachen her, die ihre Quelle im Characeer des Regenten haben. So wird ein Fürst, der den Weibern ergeben ist, sich von Maitressen und Günstlingen regieren lassen; diese werden die Gewalt mißbrauchen, die sie über den Geist des Fürsten haben; sie werden sich derselben bedienen, um Ungerechtigkeiten zu begehen, sittenlose Menschen in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu verkaufen und sich andere Schandthaten dieser Art zu Schulden kommen lassen. Wenn der Fürst aus Hang zum Nichtsthun die Regierung des Staats gedungenen Händen, ich will sagen seinen Ministern überläßt, so zieht der Eine zur Rechten, der andere zur Linken, niemand arbeitet nach einem allgemeinen Plane, jeder Minister stürzt um,

was er schon eingeführt findet, so gut es sein mag, um etwas Neues zu schaffen, und um seine Phantasien, oft zum Nachtheil des Allgemeinen Besten, durchzusetzen. Und da dergleichen Minister sich damit beruhigen, daß niemand ihr Verfahren untersucht, so hüten sie sich wohl ein Beispiel einer strengen Untersuchung bei ihren Unterbeamten zu geben. Statt einer Monarchie artet eine solche Regierung in eine wahre Aristocratie aus, wo die Minister und Generale ihre Geschäfte nach ihren Einfällen bearbeiten, am Ende weiß niemand mehr, was ein allgemeines System sei; jeder folgt seinen eigenen Ideen und der Sammelplatz, der Begriff der Einheit geht verloren. Aber das Uebel erreicht seinen Gipfel, wenn es verkehrten Gemüthern gelingt, den Regenten zu bereden, daß sein Interesse von dem Interesse seiner Unterthanen verschieden sei. Dann wird der Fürst der Feind seines Volks, ohne zu wissen warum, er wird aus Mißverstand hart, streng, unmenschlich, denn da die Grundsätze, von denen er ausgeht, falsch sind, so müssen es auch nothwendig die Folgen sein. Der Regent ist durch unauflösliche Bande mit dem Staatskörper verbunden, er fühlt also durch eine unausbleibliche Rückwirkung alle Uebel, welche seine Unterthanen treffen und die Gesellschaft leidet ebenfalls durch jedes Unglück, welches den Regenten zustößt. Es giebt nur ein einziges Gut, nehmlich das Wohl des ganzen Staats. Ich wiederhole daher: der Regent stellt den Staat vor, er und seine Völker bilden einen Körper, der nicht glücklich sein kann, als so ferne beide durch Eintracht verbunden sind.

Der Fürst ist für den Staat, den er beherrscht, was das Haupt für den Körper ist, er muß für das Ganze sehen, denken und handeln, um diesem alle Vortheile zu verschaffen, deren es empfänglich ist. Will man, daß die monarchische Regierungsform den Vorzug vor der republikanischen behalten soll, so ist dem Fürsten sein Urtheil gesprochen, er muß thätig und gerecht sein, und alle seine Kraft aufbieten, die Laufbahn zu vollenden die ihm geöffnet ist." In gleichem Sinne ist der Fürsten-Spiegel geschrieben, den der König dem jungen Herzog Karl Eugen von Wirtemberg bei seiner Abreise von Berlin, (16. Febr. 1754) wo er die zwei letzten Jahre seiner Minderjährigkeit verlebt hatte, mitgab. Darin heißt es: „Denken Sie nicht, das Land Würtemberg sei für Sie geschaffen, sondern glauben Sie, daß die Vorsehung sie geboren werden lies, um ein Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie das Wohl des Staats Ihrem Vergnügen vor. Wenn Sie schon in ihrem zarten Alter Ihre Wünsche dem Wohl Ihrer Unterthanen aufzuopfern wissen, so werden Sie das Vergnügen Ihres Volkes sein.

Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion in ihrem Lande, die in Rechtschaffenheit und allen sittlichen Tugenden besteht. Ihre Pflicht ist es, die Ausübung derselben, vor allen die der Menschlichkeit zu befördern, sie ist die erste Tugend jedes denkenden Geschöpfes. Die geistliche Religion überlassen Sie dem höchsten Wesen. In diesem Stück sind wir alle blind und irren auf verschiedenen Wegen. Wer wäre so kühn, daß er den rechten bestimmen wollte? Hüthen Sie sich vor

Fanatismus, und wenn auch die wahre Religion, die Menschlichkeit, sie nicht zur Duldung verbände, so muß es doch die Politik thun, da alle ihre Unterthanen Protestanten sind.“

Friedrich schrieb sich selbst ein strenges Gesetz vor, er war aber frei in dieser Beschränkung, da er sie als nothwendig und vernünftig, durch seinen Willen gesetzt, mit seinen Gedanken übereinstimmend, erkannte. So sehr er als unumschränkter Monarch erscheint, so hatte er es doch selbst erfahren, daß in einem großen Reiche nicht Alles durch seine Hand geführt werden konnte. In seinen Briefen über Vaterlandsliebe (v. J. 1779) schreibt er:

„Sie waren — so viel ich mich erinnere — der Meinung: nur in Freistaaten, nicht in Monarchieen dürfe man wahre Bürger zu finden hoffen. Erlauben Sie mir, sie von diesem Irrthume zu befreien. Die guten Monarchieen, die weise und mild regiert werden, machen heut zu Tage eine Regierungsform aus, die sich mehr der Oligargie, als dem Despotismus nähert; nur allein in ihnen herrscht das Gesetz. Gehen wir mehr in's Einzelne. Stellen Sie sich die Menge Individuen vor, die im Staatsrath, bei der Rechtspflege, der Verwaltung, den auswärtigen Angelegenheiten, bei dem Handel, dem Heer der Polizei gebraucht werden, zählen Sie noch die dazu, die in ständischen Versammlungen ihre Stimmen haben, alle diese, sage ich, nehmen an der Obergewalt Theil. Sonach ist der Souverain kein Despot, der nur von Willkühr und Eigensinn bestimmt wird. Man muß ihn als den Mittelpunkt

anschen, in dem alle Linien des Kreises zusammentreffen.

„In einem Staat von solcher Verfassung können — was in Freistaaten nicht gut möglich ist — die Berathungen geheim gehalten werden, und da die verschiedenen Abtheilungen der Staatsgewalt vereinigt sind, so gehen sie gleich den Quadrigen der Römer ihren Gang neben einander fort und bewirken wechselseitig das allgemeine Wohl des Staats. Ueberdies werden Sie in Monarchien, wenn sie an ihrer Spitze ein festmüthiges Haupt haben, weniger Parthei und Rottengeist finden, als in den Freistaaten, die oft durch die Bürger zerrissen werden, die Durchstechereien und Kabalen machen, um einander zu stürzen. Sollte sich in dem, was ich so eben auseinander setzte, in Europa irgend eine Ausnahme machen lassen, so mag dies in Rücksicht auf das Ottomannische Reich, oder irgend ein anderes gelten, das, weil es sein wahres Interesse nicht kennt, das Interesse der Unterthanen mit dem des Landesherrn nicht eng genug verknüpft hat."

Den weitgreifenden Irrthum der französischen Philosophen in der Lehre von dem gesellschaftlichen Vertrag', in so fern er in Frankreich auf das Verhältniß der Bürger zum Staat, zur Regierung angewendet wurde, hat die Geschichte gezeigt und die deutsche Rechtsphilosophie nachgewiesen. *)

Auch diese Lehre war dem Könige nicht unbekannt geblieben, aber er wußte sie auf eine weit

*) Vergl. Hegels Philosophie des Rechts. Berlin 1821.

wahrhaftere Weise auszulegen, als Rousseau. Wenn dieser die Menschen einlud, wieder in die Wälder zu ziehen, um wie die Thiere zu leben, damit sie zum Genuß der Freiheit kämen, so rief der König sie auf, in dem gesetzlichen Staat und in bürgerlicher Ordnung die Heimath der Freiheit zu suchen. Seine Auslegung der Lehre von dem gesellschaftlichen Vertrag, führte nicht zu der Auflösung einer Gleichheit, in der jede Ordnung und jeder nothwendige Unterschied untergingen; im Gegentheil befestigte er die Gesellschaft. Zwar nicht in dem Sinne, daß er überlieferte, unrechtliche Gewohnheiten in dem alten Herkommen erhalten hätte, vielmehr trieb er die Glieder des Staatskörpers, die bisher in träger Selbstsucht nur dem eignen Vortheil nachgegangen waren, an, sich einem allgemeinen Zweck, dem Wohl des Staats, für das er sich selbst dienstbar aufopferte, unterzuordnen. In den angeführten Briefen über Vaterlandsliebe sagt er:

„Mein System hat das allgemeine Wohl der Gesellschaft zum Endzweck und keine andere Absicht, als die Bande der Bürger des Staats enger zusammen zu fügen, um sie desto dauerhafter zu machen. Ich verlange von ihnen nur das, was ihr eignes wohlverstandenes Interesse heischt: daß sie treu und warm an ihrem Vaterlande hangen, und mit gleichem Eifer das Ihrige zum allgemeinen Besten beitragen; je thätiger sie sich erweisen, desto mehr Genugthuung haben sie."

„Sie fragen an: was denn der gesellschaftliche Vertrag sei? Schon in einem früheren Briefe (im sechsten) sagte ich: es sei dies eine stillschweigende

Uebereinkunft aller Bürger eines Staats, mit gleichem Eifer zum allgemeinen Wohl des Ganzen beizutragen. Daraus entspringen die Pflichten aller einzelnen Glieder desselben, jeder muß nach seinem Vermögen, Talent, Geburt an dem Wohl des gemeinschaftlichen Vaterlandes Antheil nehmen und dazu beitragen. Die Bedürfnisse des Lebens und der Eigennutz, die auf den Geist des Volks wirken, nöthigen es, seines eignen Vortheils halber, für das Wohl seiner Mitbürger zu arbeiten. Daher der Anbau der Felder, Weinberge, Gärten, daher die Viehzucht, die Manufacturen, der Handel, daher die Menge tapferer Vertheidiger des Vaterlandes, die ihm Ruhe, Gut und Blut aufopfern.

Wenn aber zum Theil der Eigennutz Triebfeder einer so edlen Thätigkeit wird, giebt es nicht weit mächtigere Beweggründe dazu, die anzuregen, anzufeuern, die eine erlauchte Geburt und edlere Gesinnung an ihr Vaterland binden? Treue zur Pflicht, Eifer für Ehr' und Ruhm, sind die mächtigen Triebfedern, von großem Einfluß auf edle Gemüther. Wer dürfte sich einbilden, daß der Reichthum dem Müssiggange zum Schilde dienen soll und daß, jemehr man besitze, desto weniger man zum Staate gehöre? — Solcher Irrthum läßt sich nicht durchsetzen; nur ein felsenhartes Herz, ein fühlloser Mensch mag ihn ausgeben, der in sich concentrirt, nur sich allein liebt und so viel als möglich sich von den andern abscheidet, mit denen ihn Pflicht, Interesse, Ehre verbinden. Hercules, so sehr Hercules ihn der Mythus vorstellt, ist allein

nicht furchtbar, er wird es nur, wenn seine Gefährten ihn beistehen und hülfreiche Hand leisten."

(Dann weiter im 8ten Briefe) „Das wechselseitige Bedürfniß der Menschen begründet den gesellschaftlichen Vertrag, da keine Gesellschaft ohne Sittlichkeit bestehen kann, mußte jeder Bürger einen Theil seines Interesse dem seines Mitbürgers aufopfern. Wollen Sie nicht hintergangen sein, so dürfen Sie nicht hintergehen, nicht bestohlen, dürfen Sie nicht stehlen. Sie verlangen in jeder Fährlichkeit Beistand, so müssen Sie dienstfertig sein, Sie verlangen, daß man nicht unbeschäftigt sei, so arbeiten Sie auch. Sie fordern, daß der Staat Sie vertheidige, nun so tragen Sie dazu durch Ihr Geld, oder was noch rühmlicher ist, durch Ihren Arm bei. Sie wünschen öffentliche Sicherheit, so stören Sie die Ruhe nicht, und verlangen Sie Ihr Vaterland blühend und glücklich zu sehen, so thun Sie das Beste, dienen Sie ihm nach allen Ihren Kräften. —

Sie sagen mir: Niemand habe Sie von diesem gesellschaftlichen Vertrage unterrichtet, mit Ihnen darüber gesprochen. — Die Schuld liegt an Ihren Eltern, Ihren Angehörigen, einen so wichtigen Gegenstand hätten Ihre Lehrer nicht vergessen sollen. Doch nur ein wenig Nachdenken, und Sie müssen ihn leicht von selbst errathen. Sie fahren fort: „ich weiß nicht, welche Schuld ich der Gesellschaft abzutragen, welches Capital sie mir lieh, dafür ich Zinsen zahlen soll? — Das Capital sind Sie, Ihre Erziehung, Ihre Eltern, Ihr Vermögen; das ist das Capital in dessen Besitz sie sich befinden. Die

Zinsen, die sie dem Staate schuldig sind, bestehen darin, daß Sie Ihr Vaterland, wie Ihre Mutter lieben, ihm alle ihre Kräfte widmen."

„Gehen wir weiter. Ihr Brief erwähnt die Idee eines Pariser Encyclopädisten. Vor einigen Jahren wurden wir mit ihren Werken überschwemmt. Aus der Hand voll guter Wahrheiten, die man darin antrifft, dünckt mich das Uebrige ein Haufen widersinniger Sätze und flüchtig hingeworfener Gedanken, die noch Durchsicht und Feile nöthig gehabt hätten, bevor man sie dem öffentlichen Urtheil vorlegte. — So behaupten Sie mit den Encyclopädisten: der Weise sei der Bürger der ganzen Welt. — Ich geb' es zu, wenn der Verfasser darunter versteht, daß die Menschen alle Brüder sind, bin aber durchaus nicht seiner Meinung, wenn seine Absicht ist, Landstreicher zu machen, Leute, die nicht Feuer nicht Heerd haben, aus Ueberdruß die Welt durchlaufen, aus Noth Betrüger werden und damit enden, irgendwo für ihr unordentliches Leben gestraft zu werden.

Solche Gedanken finden bei leichtsinnigen Köpfen leicht Eingang, lösen den gesellschaftlichen Verein und die Treue, die die Bürger dem Vaterlande schuldig sind. — Eben diese Herren Encyclopädisten haben so viel Lächerlichkeit, als nur möglich, auf die Vaterlandsliebe zu werfen gesucht, eine Liebe, die im Alterthum hoch geehrt ward und zu so hohen Thaten begeisterte. Die Herren raisonniren über diese Materie so erbärmlich, wie über viele andere; sagen Ihnen mit gelehrter Amismine, daß es kein solches Ding giebt, das Vaterland heißt, daß dies

eine leere wunderliche Idee irgend eines Gesetzgebers ist, der dies Wort erfunden hab, um die Bürger des Staats zu beherrschen, und daß folglich das, was nicht wirklich ist, nicht geliebt werden kann.

Das heißt jämmerlich schließen! Sie unterscheiden nicht, was in der Schule ens per se und ens per aggregationem heißt. — Die Stadt Paris, das heißt: ihre Einwohner, ein Heer — die Soldaten, ein Reich — der Verein der Bürger. So heißt das Land, wo wir zuerst den Tag sahen. ꝛc. unser Vaterland. Dieses Vaterland hat also Wirklichkeit, ist kein Hirngespinst, (kein Ding an sich) es besteht aus einer Menge Bürger, die insgesammt in einer Gesellschaft, unter gleichem Gesetz, in gleicher Sitte leben; und da nun unser Interesse mit dem des Vaterlandes eng verbunden ist, sind wir ihm mit Treue, Lieb' und Dienst verschuldet."

„Was könnten jene lauen und feilen Seelen, was alle Encyclopädisten der ganzen Welt anworten, wenn das Vaterland mit einem mal vor ihnen ständ' und also sprächt: „Ihr so entartete als undankbare Kinder, die ich an meinem Herzen trug, wollt Ihr fühllos bleiben, gegen die Gaben, mit denen ich Euch so rrichlich beschenkte? wer gab Euch die Voreltern? Ich, ich habe sie geboren. Wo fanden sie Nahrung? Ich war die Quelle. Wo Bildung? Mir dankten sie sie. Wo Vermögen und festen Besitz? Auf meinem Grund und Boden. Ja, ich gab Euch, gab Euren Verwandten und Freunden das Theuerste, die Freude des Daseins!"

„Meine Gerichtshöfe schützen Euch gegen Un-

bilden, vertheidigen Euer Recht, sichern Euern Besitz. Die innere Ordnung wacht für Sicherheit im Innern, gegen außen schützt Euch das Heer. Wenn ich so für das Notwendige gesorgt, füg ich das Angenehme hinzu und gönn Euch alle Freuden des Lebens. Auch für geistige Bildung findet ihr Meister und Unterricht, der Geschickte findet Amt und Würden, der Bedürftige Unterstützung und Hülfe, und für alle Gunst, die ich täglich an Euch verschwende, verlang ich keinen andern Dank von Euch als herzliche Liebe gegen Eure Mitbürger, innige Theilnahme an allem, was sie angeht. Sie sind meine Glieder, mein anderes Ich, Ihr könnt sie nicht lieben, ohne Euer Vaterland zu lieben."

„Und Eure harten, wilden Herzen verachten den Werth meiner Güte? Eine ungezähmte Thorheit ist Eure Führerin. Ihr wähnt, getrennt von der Gesellschaft, frei und unabhängig zu leben, Ihr wollt die Banden lösen, die Euch fest an mich fesseln sollten. Wenn das Vaterland Alles für Euch thut, wollt Ihr denn nichts für das Vaterland thun? Aufrührisch gegen meine treue Sorgfalt, taub gegen meinen Aufruf, bleibt Ihr ungerührt, unbewegt? Wohlan! geht in Euch, das Wohl der Andern, das eigne Interesse fordern Euch auf, mag sich Pflichtgefühl und Dank dazu gesellen, hinfort sei Euer Betragen gegen mich so, wie es die Tugend, die Ehre, der Ruhm von Euch heischen!" —

Dann würde ich dem Vaterland entgegen fliegen und ihm zurufen: „Nicht bedurfte mein, Dir geweihtes, Herz Deiner Erscheinung, Deines Wortes, um Dich zu lieben; Dir bin ich unzertrennlich

verbunden, nur mit meinem Leben wird meine Liebe enden. Dies Leben selbst ist Dein Geschenk, Du forderst es, ich geb es zurück. Für Dich sterben, heißt ewig im Gedächtniß der Menschen leben, ich kann Dir nicht dienen, ohne mich mit Ruhm zu bedecken."

Friedrichs poetische Bildung.

Dies reiche hin um Friedrichs Gedanken über Philosophie, Kirche und Staat kennen zu lernen, wir haben nun zu erwähnen, daß er auch Dichter und Musiker war; denn diesem großen Geiste genügte es nicht, nur auf ein Fach wissenschaftlicher Bildung beschränkt zu sein; den Ernst der Philosophie milderte er durch die Heiterkeit der Dichtkunst und der Töne, und daß er damit nicht eine müßige Spielerei getrieben, kann uns schon darum unbezweifelt scheinen, weil ihm die Kunst, in der härtesten Bedrängniß seines Lebens so treu geblieben, und ihn auch in den trüberen Tagen des Alters nicht verließ. Nach den verlornen Schlachten, nach dem Abfall der Bundesgenossen, dem Verrath der Verbündeten, wenn allen um ihn her bange ward, hauchte er seine Seufzer in Phantasien auf der Flöte aus, der Schmerz blieb so nicht stumm und verschlossen, die Brust ward frei; oder er schrieb den vertrauten Freunden Verse und indem er sich das Leid zum Gegenstande seines Liedes machte,

stand er siegreich darüber. Sehen wir näher den Gehalt der Gedichte Friedrichs nach, so finden wir auch hier den Widerklang der Philosophie; vor allen Dichtern seiner Zeit zeichnet ihn der Gedankenreichthum aus, er selbst hatte darüber ein ganz richtiges Bewußtsein. So schreibt er (1749) an Voltaire: „Ich schicke Ihnen eine poetische Epistel, sie enthält eine Apologie der armen Könige, die von jedermann getadelt und doch wegen ihres vermeinten Glücks hundertmal beneidet werden. Das Versemachen ist meine Erholung. Fehle ich im Ausdruck, so werden Sie doch wenigsten Gedanken in meinen Episteln finden und nicht jene unrichtigen Schlüsse, jenen Seifenschaum, der nur Worte und keine Gedanken enthält. Nur Ihr Homere und Horaze Frankreichs habt jene glückliche Wahl von harmonischen Wörtern und jene mannigfaltigen Wendungen in Eurer Gewalt, nur Ihr könnt aus dem ernsthaften Styl ungezwungen in den muntern übergehen und die Blumen der Beredsamkeit mit den Früchten der gesunden Vernunft vereinigen. Wir Ausländer thun nun wohl nicht auf unsern Antheil am Menschenverstande Verzicht, indeß empfinden wir, daß wir es nie bis zu jener Eleganz und Reinheit bringen können, welche die strengen Gesetze der Dichtkunst fordern. Dies Studium fordert, daß man sich ihm ganz widmet, und mich zerstreuen tausend Beschäftigungen, tausend Pflichten. Ich bin ein Galeerensclav, der an das Schiff des Staats geschmiedet ist, oder auch ein Steuermann, der das Steuer nicht verlassen darf. Die Musen verlangen Stille und einen gleichen Zustand, der

der Seele, den ich fast niemals genießen kann. Oft unterbricht man mich, wenn ich drei Verse gemacht habe, dann erlischt mein Dichterfeuer und mein Geist kommt nicht leicht wieder in die vorige Stimmung. Es giebt gewisse privilegirte Seelen, die im Geräusch am Hofe, wie in der Einsamkeit zu Cirey, Verse machen, und eben so gut im Gefängniß der Bastille, wie auf den Strohsäcken während einer Reise. Die meinige hat nicht die Ehre in diese Classe zu gehören, sie ist eine Ananas, die in dem Treibhause trägt und in der freien Luft ausgeht." —

Und doch waren die Musen dem Könige schon in den beiden ersten schlesischen Kriegen in das Feldlager gefolgt, und die Trommel verscheuchte sie nicht aus seinem Zelte in dem dritten Kriege; wenn alle Götter ihm den Rücken gewendet, blieben sie ihm geneigt. So sehr auch die Gedichte des Königs von den strengsten Beurtheilern mit dem größten Beifall aufgenommen wurden, so wußte er wohl, daß der Lorbeer, der ihn schmückte, eher von Mars, als von Apoll ihm gereicht war.

„Meine Verse — schreibt er 1759 an Voltaire — sind nicht für das Publicum bestimmt. Ich habe weder Schöpfungskraft noch Sprachkenntniß genug, um gute machen zu können; mittelmäßige aber sind abscheulich. Ich schicke Ihnen Verse von verschiedenen Arten, die aber sämmtlich nach ihrem Boden schmecken und Spuren von der Zeit an sich haben, in der sie gemacht wurden. Da Sie jetzt ein reicher und vornehmer Herr sind, so scheue ich mich nicht, Sie theueres Porto für meine Possen bezahlen zu

lassen und schicke Ihnen zugleich alle die mannigfaltigen Armseligkeiten, die ich von Zeit zu Zeit zu meinem Vergnügen geschrieben habe."

Als Voltaire einst den König gegen den Angriff eines alten Abbe's vertheidigen wollte, schrieb er ihm: „Ihr habt in den Hals hineingelogen, daß Ihr vor aller Welt behauptet, daß ich Euch geschrieben, Ihr solltet mich, gegen die Albernheiten vertheidigen, die ein Abbé in ic oder ac schwatzt. Ich kümmere mich sehr wenig um meine Werke, da ich nicht so viele enthusiastische Liebe dafür habe, wie die berühmten Schriftsteller für das geringste Wort, das ihnen entfällt. Weder für meine Prosa, noch für meine Verse werde ich mich schlagen und man kann davon urtheilen, was man will, ohne daß es mir schlaflose Nächte macht. (den 29. Jun. 1759.) Noch später, im Jahre 1770, schrieb er an Voltaire: „Wenn Sie Pillen eingenommen haben, so werden Sie noch immer bessere Verse von sich geben, als man gegenwärtig in Europa macht; doch ich — ich könnte allen Rhabarber aus Sibirien und alle Senesblätter aus den Apotheken einnehmen und schriebe doch niemals einen Gesang von der Henriade. Jeder wird mit einem gewissen Talent geboren. Sie haben Alles von der Natur bekommen; aber diese gute Mutter ist nicht gegen jedermann eben so freigebig gewesen. Sie schreiben Ihre Werke für den Ruhm, ich zu meinem Zeitvertreibe, es glückt uns beiden, obgleich auf verschiedene Art. Denn so lange die Sonne die Welt erleuchtet, so lange sich nur ein Anstrich von Wissenschaft, ein Funke von Geschmack findet, so lange es

noch Köpfe giebt, die erhabene Gedanken hegen, die Harmonie lieben, so lange werden ihre Werke dauern, Ihr Name wird durch alle Jahrhunderte genannt werden. Von mir wird man sagen: es ist viel, daß dieser König doch nicht ganz und gar ein Schwachkopf gewesen ist, wenn er als Privatmann geboren worden wär, so hätte er wenigstens mit Corrigiren in irgend einer Druckerei sein Brod verdienen können."

Die gehaltvollsten Gedichte schrieb der König in den Jahren 1759 u. 60, grade da, wo er sich in der größten Bedrängniß befand, drängte sich die Kraft am festesten zusammen; damals schrieb er die Ode an die Deutschen, die an innerem Gehalt, an Kraft und Wahrheit sich neben jedes Gedicht von Klopstock und Rammler stellen darf; eben so der Abschied Cato's von seinen Freunden und die letzten Worte Kaiser Otho's, die Friedrich in der bedenklichen Lage vor der Schlacht von Torgau schrieb. Von diesen Gedichten gilt, was Göthe von seinem Werther sagt, daß er diesen sich todtschießen ließ, damit er von dem Gedanken des Selbstmordes befreit würde. — Aus den ernstesten Betrachtungen ging Friedrich bald wieder zur Heiterkeit über und jene Gedichte, die er fast in Verzweiflung schrieb, schickte er seinen Freunden scherzend. *) An den Marquis d'Argens schreibt er im April 1760 —: „Heute bekommen sie keine Verse von mir, ich hebe eine ganze Menge bis zur nächsten Gelegenheit für sie auf. Der Dichterdämon ist ganz etwas fürchter-

*) Man sehe am Schluß die Gedichte.

liches, er plagt mich in jeder Lage in der ich bin und fällt mich überall an. Wenn Sie unter Ihren Bekannten einen Exorcisten haben, so schicken sie mir ihn, damit er mich von diesem bösen Geiste befreie. In derselben Zeit (Aus dem Porzellanquartier Meißen den 1. Mai 1760) schreibt er an Voltaire: „Sie verlangen Verse von mir, das ist eben so, als wenn der Ocean Wasser von einem Bache forderte. Da haben Sie denn eine Ode an die Deutschen, eine Epistel an d'Alembert, eine andere über die Eröffnung des jetzigen Feldzuges und eine Erzählung. Das Alles war gut genug, mir die Zeit zu vertreiben, aber ich wiederhole unaufhörlich: doch auch nur dazu. Man muß Verse machen, wie Sie, wie Racine und Boileau, wenn sie auf die Nachwelt kommen sollen und das, was davon gar nicht würdig ist, muß gar nicht bekannt gemacht werden. — Meinen Karl XII. werden Sie erhalten haben; ich ließ nur 12 Exemplare davon abziehen und vertheilte sie unter meine Freunde, ich habe nicht ein einziges übrig behalten. Solche Worte sind für kleine Zirkel ganz gut, aber nicht für das Publicum. Ich bin in allen Stücken ein Dilettant, kann mein Urtheil über große Meister sagen, sie richten und meine eigne Meinung von Virgils Verdienste haben, aber ich bin nicht der Mann dazu, um dergleichen auch öffentlich äußern zu können, denn ich erreichte ja den Gipfel der Kunst nicht. Mag ich mich irren oder nicht, mein nachsichtiger Zirkel wird meine Fehler zwar rügen, aber sie mir verzeihen. Mit dem Publikum ist der Fall anders, für dies muß man behutsamer schreiben, als für

seine Freunde. Meine Schriften gleichen den Reden bei Tische, wo man ganz laut denkt, wo man ohne allen Zwang spricht und wo man es nicht übel nimmt, wenn einem widersprochen wird. Wenn ich einige Augenblicke Ruhe habe, so befällt mich der Schreibekitzel und ich versage mir dies flüchtige Vergnügen nicht. Es giebt mir Zeitvertreib und Zerstreuung und überdies eine bessere Stimmung zu der Arbeit, mit der ich belastet bin."

Worin wir aber besonders das Dichtertalent Friedrichs bewundern müssen, ist dies, daß er in einer fremden Sprache schrieb. Schon in der Muttersprache zu dichten, fordert vorzügliche Gewalt über die Formen und Schwierigkeiten der Sprache, wer in gebundener Rede schreiben will, muß Kraft haben die Worte zu binden; wie sehr vergrößern sich die Schwierigkeiten, wenn wir in einer fremden Sprache schreiben, und von dieser Seite wurde auch Friedrich von den Franzosen, deren Land er nie betreten hatte, besonders bewundert. Aus dem handschriftlichen Nachlaß sehen wir, daß der König sehr rasch sein Gedicht niederschrieb, hernach aber sorgfältig daran nicht ohne Fleiß und Anstrengung besserte und feilte. Er legte sie dann seinen Freunden vor und verlangte strenge Critik, denn er war von den wenigen Großen einer, der Widerspruch forderte und vertrug, der die Antworten auf seine Fragen hörte und eben so die an ihn gerichteten Fragen beantwortete. Die Freunde des Königs waren aufrichtig genug, ihn auf das Mangelhafte aufmerksam zu machen und selbst Voltaire, den man oft für verschwenderisch im Lobe halten kann, war

ein strenger Critiker, der in den ersten Jahren dem Kronprinzen nichts durchgehen ließ. Er schreibt ihm 1737: „In den Briefen, die ich von Euer Königl. Hoheit erhielt, bemerk' ich unter so vielen Zügen eines Fürsten und eines Philosophen den, wo Sie sagen: Caesar est supra grammaticam. Das ist sehr richtig: ein Fürst braucht eben nicht Purist zu sein, aber es ziemt ihm nicht, wie ein Frauenzimmer zu schreiben und zu orthographiren. Ein Fürst muß in jeder Hinsicht die beste Erziehung gehabt haben und daraus: daß Ludwig XIV. nichts wußte, daraus, daß er nicht einmal seine Muttersprache verstand, schließe ich, daß er schlecht erzogen worden ist. Er ward mit einem guten Verstande geboren, aber man lehrte ihn nichts als tanzen und die Guitarre spielen. Er las nie und hätt er gelesen, hätt' er die Geschichte verstanden, so würden Sie weniger Franzosen in Berlin besitzen. Ihr Reich wäre nicht durch die Beute des Seinigen 1686 bereichert worden. Er würde dem Jesuiten le Tellier weniger Gehör gegeben haben." — Friedrich brachte es in der Französischen Sprache so weit, daß er sogar Voltairen auf manchen fehlerhaften Ausdruck aufmerksam machte.

Eine Ode auf den Tod seiner Schwerster, der Markgräfin von Baireuth, schickte er Voltairen mit einer scharfen Critik zurück: (Landshut d. 22 Apr. 1759) „Die Ode ist im Ganzen sehr schön, indeß sind hier einige Bedenklichkeiten, die Ihnen ein Schüler vorlegt.

„La stupide ignorance" — die Midasse und Homere und Zoiluſſe haben gar nichts mit dem Ge-

genstande der Ode zu thun und dienen nur zum Ausfüllen. Die Rede ist von meiner Schwester, aber nicht von Homer und Zoilus. —

Strophe XII. „qui font des cours les plus belles“ Abscheuliche Flickerei. Mit dem: qui font des cours — ist der Sinn geendigt und das les plus belles ist nichts als ein Lückenbüßer ohne alle Schönheit und eines Maevius, aber keines Virgils würdig. Das muß schlechterdings verbessert werden, es ist matt und niedrig.

Strophe XIII. Du temps qui fuit toujours, tu fis toujours usage.“ Die Wiederholung des toujours ist nicht angenehm. Wenn ich diesen Vers verbessern sollte, würde ich Blut und Wasser dabei schwitzen, aber Voltaire führt seinen Namen nicht umsonst.

„Lueur obscure plus affreuse que la nuit;“ das ist ein Pendant zu Miltons sichtbaren Finsternissen, über die sich der Verfasser der Henriade so oft aufgehalten hat.

Was für ein Schüler, werden Sie sagen, er mache erst selber gute Verse, ehe er sich damit abgiebt, die der Andern zu tadeln. Aber ich wiederhole Ihnen: bei meinem eigenen bin ich völlig blind; in finde sie oft schwach, habe aber nicht das Talent sie besser zu machen. Uebrigens nehmen sie nie einen General, der dem Feind gegenüber steht, zum Richter; in einem solchen Augenblick läßt sich nicht gut mit ihm umgehen. Ich habe die Plane, die Herr Daun und die Franzosen zu dem Feldzuge gemacht hatten, zerstört, beinah ohne mich von der Stelle zu rühren. Jetzt bin ich mit andern

Albernheiten von dieser Art beschäftigt und so lange dieses verwünschte Leben dauert, glauben Sie nur nicht, einen nachsichtigen Critiker an mir zu finden. Man nimmt die Denkart seines Standes an; und in diesen kriegerischen Zeiten lasse ich, wenn ich kann, die Feinde und alle Verse, die mir nicht gefallen, die meinigen ausgenommen, über die Klinge springen." — Ein andermal schreibt er über Voltaire's Mahomet: „ich weiß nicht ob es üblich ist zu sagen: écraser des étincelles; — ich glaubte es müßte éteindre oder étouffer des étincelles heißen." — Voltaire nahm die Verbesserung an.

Durch die Bekanntschaft mit den classischen Meisterwerken der Griechen und Römer, hatte Friedrich sich vornehmlich gebildet, und wenn seine geistreichen Zeitgenossen es höchstens bis zum guten Geschmack gebracht hatten, so hatte er sich schon frühzeitig eine sichre Critik erworben. „Sie fragen mich — schreibt er 1749 an Voltaire — was ich von Crebillons Catilina halte. Ich bewundere den Verfasser des Rhadamist, der Electra und der Semiramis, da diese Stücke wirklich schön sind, aber Crebillons Catilina scheint mir ein Seitenstück zu Corneilles Attila, doch mit dem Unterschiede, daß der neuere Dichter in dem Versbau seinen Vorgänger weit übertrifft. Crebillon scheint ein Stück aus der römischen Geschichte, von dem selbst die kleinsten Umstände bekannt sind, zu sehr entstellt zu haben. Von seinem ganzen Gegenstande hat er nur Catilina's Character beibehalten. Cicero, Cato, die römische Republik, der Hauptinhalt des Stücks, alles ist so sehr verändert und sogar erniedrigt, daß

man nichts daran wiedererkennt als die Namen. Und eben deshalb interessirt Crebillon seine Zuschauer nicht. Catilina ist ein unsinniger Betrüger, den man bestraft zu sehen wünschte und der römische Staat eine Gesellschaft von Schelmen, bei denen man gleichgültig bleibt. Der Dichter hätte Rom in seiner Größe und die Stützen der römischen Freiheit edelmüthig, weise und tapfer schildern sollen. Dann wären die Zuschauer vom römischen Bürgergeiste beseelt worden und hätten mit Cicero's und Catilina's verwegenen Unternehmungen gezittert. Ueberdies ist in dem Stück nicht eine einzige Stelle, worin der Zweck der Verschwörung deutlich angegeben wäre, man erfährt nicht, was Catilina denn eigentlich unternehmen will und er scheint sich wie ein Betrunkener zu betragen. Auch werden Sie bemerkt haben, daß die sprechenden Personen mit jeder Scene abwechseln, sie scheinen nur deshalb zu kommen, damit immer wieder ein Anderer mit Catilina reden kann. Ohne etwas an dem Stücke zu verändern, könnte man den Lentulus und die gallischen Gesandten daraus weglassen, da sie ganz unnütze, nicht einmal episodische Personen sind. Der vierte Act ist der schlechteste von allen und enthält nichts als Persiflage und im fünften geht Catilina in den Tempel, um sich zu tödten, blos, weil der Verfasser eine Catastrophe nöthig hatte. Es ist gar kein triftiger Grund vorhanden, der ihn dahin führen konnte und mich dünkt, er sollte Rom verlassen, wie es der wahre Catilina that. Mit einem Wort, das Stück scheint mir ein gereimter Dialog."

Auch die Trauerspiele Voltair's unterwarf Friedrich einer strengen Critik und so sehr er den großen Dichter vergötterte, so beurtheile er ihn doch unbefangen. Als Voltaire ihm 1749 sein Trauerspiel Semiramis zuschickte, antwortete er ihm: „Sie werden mir erlauben, anderer Meinung zu sein und Ihnen offenherzig zu sagen, was ich von Ihrem Trauerspiele denke. Welche Wendung Sie auch nehmen mögen, um den Knoten in der Semiramis zu verbergen, so bleibt es doch immer der Schatten des Ninus. Dieser Schatten erregt bei seiner meuchelmördrischen Wittwe nagende Gewissensbisse und erlaubt ihr doch sehr galant zur zweiten Hochzeit zu eilen. Er läßt aus seinem Grabe seinem Sohne eine seufzende Stimme hören, ja noch besser, er kommt in Person, um den Rath der Königin zu erschrecken und die Stadt Babylon in Bestürzung zu setzen. Er bewaffnet endlich seinen Sohn Ninias mit dem Dolche, womit dieser seine Mutter ermordet. Es ist nicht anders, der verstorbene Ninus macht den Knoten in ihrem Trauerspiele. Dies ist so wahr, daß ohne die verschiedenen Traumgesichte und Erscheinungen dieses irrenden Geistes, das Stück gar nicht spielen könnte; hätte ich mir eine Rolle darin zu wählen, so nähme ich das Gespenst; dies thut alles. — Soll ich Ihnen noch einige Worte über das Trauerspiel überhaupt sagen? Die großen Leidenschaften gefallen mir auf dem Theater, ich fühle ein geheimes Vergnügen, wenn es dem Verfasser gelingt durch seine starke Beredsamkeit meine Seele zu erschüttern und außer sich selbst zu setzen, aber mein Geschmack wird beleidigt, wenn

die heroischen Leidenschaften über die Gränzen der Wahrscheinlichkeit hinausgehen. Die Maschinen sind in einem vernünftigen Schauspiel am unrechten Ort; anstatt zu rühren, werden sie kindisch. Wenn ich wählen sollte, so hätte ich im Trauerspiel weniger Erhabenheit und mehr Wahrheit. Uebertriebene Größe fällt in das Phantastische. In unserm ganzen Jahrhundert hat allein Carl XII. diesen theatralischen gehabt; aber zum Glück der Menschheit sind Leute wie Carl XII. selten. Wenn mir ein Trauerspiel genügen soll, so müssen die Personen darin die Leidenschaften so äußern, wie der lebhafte, rachsüchtige Mensch sie wirklich hat. Man muß die Menschen weder als Engel, noch als Teufel schildern, denn sie sind keines von Beiden; man muß die Züge zu ihnen aus der Natur schöpfen."

Ein eben so strenges Urtheil spricht Friedrich über Shakespeare und über Göthe's Götz von Berlichingen aus, da wo er von dem deutschen Theater spricht: *) „Um sich von dem geringen Geschmack, der bis jetzt in Deutschland herrscht zu überzeugen, darf man nur das Theater besuchen. Da sieht man die abscheulichen Stücke Shakespears geben und die ganze Zuhörerschaft will sich über diese gemeinen Späße, die für die wilden von Canada wären, krank lachen. Ich nenne diese Stücke so, weil sie gegen alle Regeln des Theaters sündigen. Diese Regeln sind keinesweges beliebig, sie stehen in der Poetik des Aristoteles, wo die Einheit,

*) Sur la litterature d'Allemagne. S. 46.

des Orts, der Zeit, der Handlung als die Gesetze des Trauerspiels vorgeschrieben sind; statt dessen spielt die Scene dieser englischen Stücke mehrere Jahre hindurch. Wo bleibt da die Wahrscheinlichkeit? Da treten Sackträger und Todtengräber auf und reden ganz in ihrer Sprache; dann folgen Prinzen und Königinnen. Wie kann eine so niedrige Mischung von Gemeinheit und Hoheit, von Narrenpossen und Trauerspiel rühren und gefallen. Man muß Shakespeare diese sonderbaren Ausschweifungen vergeben, denn die Geburt der Künste ist nicht ihre Blüthenzeit. — Aber da kömmt mir nun noch so ein Götz von Berlichingen auf die Bühne, eine schändliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke und das Parterre klatscht in die Fäuste und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung solcher abgeschmackten Plattheiten!" — So hart uns jetzt dieses Urtheil erscheint, so liegt doch das Wahre darin, daß die Forderung der Kunstform, wie sie die grichischen und französischen Tragiker erfüllt haben, von Shakespeare verletzt worden ist, und daß viele Gemeinheiten, die wir jetzt streichen, für die rechte Würze gehalten wurden. Daß die Form dem Kunstwerke wesentlich sei, hat Göthe selbst bewiesen und seine Iphigenie würde vor Friedrich gewiß gerechte Anerkennung gefunden haben.

Wenn Friedrich durch Philosopie die Befreiung von dem Zwange der Welt und des Lebens durch gleichmüthigen Ernst gewann, so könnte man es die Poesie des Lebens nennen, die ihn durch heiteren, ja ausgelassenen Scherz, von manchem, was sonst den Menschen ängstiget und beengt, befreite. Frie-

drich besaß jene glückliche Gabe, die wir Humor nennen, in so reichem und schönen Maaße, daß wir bedauern müssen, daß noch kein zweiter Shakespeare ein Seitenstück zu Heinrichs IV. Jugendjahren geschrieben hat. Der wohlgelaunte Witz des Königs hat etwas so eigenthümliches, daß nirgend anders, als nur in dem großen Dichter der Britten sich das als Dichtung findet, was wir in Wahrheit besitzen. Die wesentliche Seite des ächten Humors ist: sich selbst Preis zu geben; Jean Paul ist darin Meister. Wie sehr dies Friedrich verstand, davon giebt er die schönste poetische Probe in seinem Codizill, das wir unter seinen Gedichten mittheilen. Besonders läßt der König gegen seinen Freund Jordan, der ihm als Kronprinzen oft mit Geld und Büchern unterstützt hatte, das lustige Feuerwerk seiner Laune spielen. Jordan war ein friedliebender Gelehrter von der Colonie in Berlin, Friedrich warf ihm vor, daß ihm ein schöner Horaz in Marokinleder lieber sei, als der leibhaftige Voltaire in der brokatnen Weste, er nannte ihn „Ew. Menschenfreundlichkeit" und machte ihn zum „sehr achtbaren Inspector der Armen, der Waisen, der Wahnsinnigen und des Irrenhauses." Er schreibt ihm aus dem schlesischen Feldlager: (14. Jan. 1741.) „Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein sanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Herr Jordan; ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist, daß Neiße schon bombardirt wird, ich bereite Dich auf sehr wichtige Streiche vor und kündige Dir das größte Glück an, das Fortuna's

Schooß jemals geboren hat. Sei mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache, ich will, wo es gilt, Dein Caesar sein."

„Mon cher Monsieur Jordan, mon doux Monsieur Jordan, mon paisible Monsieur Jordan, mon bon, mon benin, mon pacifique, mon humanissime Jordan.

J'annonce à ta sérénité la conquête de la Silésie, je t'avertis du bombardement de Neisse, je te prépare à des projets plus importans, et je t'instruis des succès les plus heureux que les flancs de la Fortune ayent jamais enfantés.

Voilà qui doit te suffire. Sois mon Cicéron quant au droit de ma cause, je serai ton César quant à l'exécution.

Jordan folgte einer Einladung des Königs nach Schlesien, als aber der Kanonendonner bei Mollwitz begann, hatte er sich eiligst geflüchtet und gab so Gelegenheit zu manchem Scherz. Der König schrieb ihm: „Die Ehre muß Ihre Stirn bekränzen, die Klugheit, die Sie mit Ihrem Muthe unzertrennlich verbinden, ist nicht die kleinste von Ihren bewundernswerthen Eigenschaften. —

Die Klugheit ist der rechte Quell
Von Deinem heldenhaften Muth,
Sonst ist sie eine blinde Wuth,
Nur ein Instinct im Tigerfell.

Sie wissen recht gut, daß man niemals tapfrer sein kann, als wenn uns die Behutsamkeit nur aus Nothwendigkeit oder aus Gründen Gefahren aussetzt. Da Sie nun äußerst vorsichtig sind, so thun Sie das nie, und daraus muß ich denn schließen,

daß Ihnen wenige Helden an Muth gleich kommen. Ihre Tapferkeit hat die Jungfrauschaft noch und da alles Neue besser ist, als das Alte, so muß sie denn über alle Maaßen bewundernswerth sein. Sie ist eine Knospe, die so eben aufbrechen will, und noch nichts von der Sonnenhitze und den Nordwinden gelitten hat, kurz ein so subtiles Wesen, daß der Achtung so würdig ist, als der Metaphysik und solcher schrägen Abhandlungen wie eine Marquisin sie über das Feuer schreibt. Es fehlt Ihnen blos ein weißer Federhut um die Ufer Ihrer Kühnheit zu beschatten, ein langer Säbel, große Sporen, eine etwas stärkere Stimme und siehe da! mein Held wäre fertig. Ich mache Ihnen mein Compliment darüber, göttlicher und hereischer Jordan und bitte Sie, werfen Sie von der Höhe Ihres Ruhmes einen huldreichen Blick auf ihre Freunde, die hier mit der übrigen Menschenheerde in dem böhmischen Kothe kriechen." —

So schlimm sich auch Jordan dem Könige von Seiten seiner Heldenschaft empfohlen hatte, wollte er ihm doch als Kriegsrath behüflich sein und machte ihm Vorschläge zur Verbesserung des groben Geschützes. Dies gab dem Könige Stoff zu neuem Scherze. Er schrieb ihm von Neiße, den 4. Aug. 1743. „Freund, wenn Du von Kanonen sprichst, muß Hans von Astrolabien, Grete von Neuton und seinen krummen Linien schwatzen, und ich mache dann griechische und arabische Verse. Bleibe doch jeder in seinem Kreis, man hat genug Eine Rolle zu spielen.

Damit will ich keinesweges sagen, Du seiest

nicht ein vortrefflicher Schriftsteller, ein Repertorium der Lesebibliotheken, ein jovialischer Gelehrter, ein entsetzlicher Grieche, ein Liebesritter mit allen Talenten, die weiland Lucians Esel hatte; nur behaupte ich mit aller Bescheidenheit, Du seiest in der Artillerie kein Belidor. Ich bin vor Lachen bald geborsten, als ich Deinen Brief las. Ein Drechsler erbietet sich Kanonen zu machen und wendet sich an Jordan! Willst Du mir folgen mein Freund, so verrathe Dein Geheimniß ja nicht weiter, und laß den Künstler nur für Dein Arsenal arbeiten. Bei der ersten literarischen Fehde, die Du bekommst, richte dann Dein grobes Geschütz auf Deinen Gegner und ruf ihm zu; Ultima ratio Jordani."

Lorsque tu parles de canons,
Colin doit parler d'astrolabes,
Lise, des courbes, des Newtons,
Et moi je ferai des chansons
En langues grecques et arabes:
Qu'un chacun garde ses oisons;
Crois-moi, c'est le seul parti sage:
Trop heureux, si nous remplissons,
Comme il faut, un seul personnage.

Je ne dis point que tu ne sois pas un excellent scribe, un Atlas de bibliothèque, un savant jovial, un terrible Grec, un galant doué de tous les talens que possédoit défunt l'âne de Lucien: je me renferme modestement à soutenir que tu n'es point un Bélidor en artillerie. J'ai pensé étouffer de rire en lisant ta lettre. Un tourneur s'offre à faire des canons, et s'adresse à Jordan. Crois-moi, mon ami; ne communique point ce secret, et fais travail-

ler cet artiste pour ton arsenal: à la première dispute littéraire qui te surviendra, braque ta grosse artillerie contre ton adversaire: et crie-lui: *Ultima ratio Jordani.*"

Nach jeder Schlacht erhielt Jordan den ersten Bericht, im gewöhnlichen scherzhaften Tone. Vom Schlachtfelde von Chotusitz schrieb ihm Friedrich: „Wer hätte wohl vor einigen Jahren sagen sollen: der Schüler, der von Dir Philosophie, von Cicero Rhetorik, und von Bayle denken lernte, werde eine militärische Rolle in der Welt spielen? Wer hätte geglaubt, die Vorsehung habe einen Poeten dazu erwählt, daß er das europäische Staatssystem umstürzen und die politische Rechenbücher der Könige ganz durchstreichen sollte? Es gehen viele Dinge vor, von denen man nicht weiß, woher? und diese Begebenheit kann man dreist dazu rechnen. Sie ist ein Comet, der die Laufbahn der Erde durchschneidet und sich nach einer ganz andern Direction als alle andere Planeten bewegt. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten von Dir, aber schreib ja recht viel von Gebäuden, Möbeln und Tänzern, kurz, schwatze. Dabei erhole ich mich von meinen Beschäftigungen, die zu wichtig sind, als daß sie nicht viele Mühe und Ernst erfordern sollten, ich lese so viel ich kann, und bin, das versichre ich Dich, so ein großer Philosoph als Seneka, oder wohl noch ein größerer. Wann werden wir uns unter den prächtigen Linden in Charlottenburg wiedersehen. Wann können wir nach Belieben über die Thorheit der Menschen und über die Nichtigkeit unsers Zustandes philosophiren? Ich erwarte

diese glücklichen Stunden mit vieler Ungeduld und das um so mehr, da der Mensch, wenn er alles in der Welt versucht hat, gewöhnlich zu dem Besseren wieder zurückkehrt. Leb wohl, lieber Jordan. Vergiß Deinen Freund nicht und behalte mich eben so treu in Deinem Herzen, wie Orest den Pylades."

Die Freunde.

Der Schluß des letzten Briefes führt uns unmittelbar darauf, ein Talent des Königs zu erwähnen, daß ihm nächst der Philosophie und Dichtkunst die schönste Freude des Lebens gewährte, das Talent der Freundschaft. Wir dürfen es mit vollem Recht ein Talent nennen, da ihn weder eine unbestimmte Neigung des Gefühls mit den Seinen verband, noch eine Gemeinschaft frommer Seelen gepflogen wurde, die sich selbst verlieren und aufgeben, ohne sich in ihrem seligen Untergange zu erkennen und wieder zu finden; das Band, das Friedrich an seine Freunde fesselte, war einer Seits sein treues, deutsches Herz, das er nie verleugnete, dann aber vornehmlich die Wissenschaft. Die Begegnung der Freunde, die sich redlich um das Wissen bemühen, hat seinen Grund nicht in der Aufwallung des heißen, jugendlichen Blutes, auch ist's nicht eine andächtige Versenkung in das leere Allgemeine; in der Wissenschaft finden sich die Geister wieder, es ist ein Seelentausch, wo jeder sich hingiebt, ohne sich zu verlieren und nur dies könnte die platonische Liebe genannt werden.

Man hat mit Recht die Großen unglücklich genannt, die nie die Einsamkeit einer stolzen Hoheit durch den Gruß eines Freundes erfreut sahen, und darum ist Friedrich so versöhnt mit der Menschheit, weil er treue Freunde hatte; so blieb ihm nichts, was edel ist und menschlich und gut verborgen. Nur wenigen schenkte er sein Vertrauen, es waren Auserwählte, redlich von Herzen und von gebildetem Geiste, er hat sich in keinem betrogen *), dem er sich ergab, und indem er ganz ihnen angehörte, waren sie doch ganz die Seinen. Keiner hat bei ihm Vortheil und Vorzug gesucht, er hat sie durch nichts anders ausgezeichnet, als durch sein Vertrauen, Mittheilung war ihm Bedürfniß, er bedurfte edler Gefäße, die seine Gedanken fassen konnten und wie er von manchem Kummer sich befreite, indem er ihn fortsang, so gewann er noch mehr sich selbst wieder, wenn er den Schmerz nicht nur im Flötenspiel hinaus in die allesverzehrende Luft verwies, ihm war die Beruhigung gewisser, wenn er den Freunden davon schrieb, da nahm er sich zusammen und ihre Antwort richtete ihn auf.

Nicht aber die Noth allein lehrte ihn Freunde suchen, vor allen war es die Wissenschaft, und sein Durst nach ihr, um so heftiger, da er sich zunächst davon gewaltsam getrennt sah.

Die Zahl der Freunde Friedrichs war sehr beschränkt, wir kennen sie genau, da wir ihren Briefwechsel mit dem Könige besitzen. Von Suhm, geboren in Dresden 1691, lebte als Königlich Pol-

*) Voltaire wird später erwähnt werden.

nischer Gesandter 1720 bis 30 in Berlin, der Kronprinz saß manche Nacht hindurch bei ihm, um Wolfs Metaphysik und Logik zu studiren, die er, was schon oben erwähnt wurde, für ihn übersetzte. Suhm ging hernach als Gesandter nach Petersburg, Friedrich lud ihn bei seiner Thronbesteigung an seinen Hof, um in preußischen Dienst zu treten Suhm starb auf der Reise nach Berlin in Warschau, nachdem er seinen letzten Willen in einem Briefe voll inniger Achtung an den König ausgesprochen hatte.

Während der ersten beiden schlesischen Kriege war Jordan der Freund, dem der König besonders Neigung und Vertrauen schenkte, er war mehr der literärische Geschäftsträger des Königs, als daß er gerade ernstlich die Wissenschaft mit ihm getrieben hätte; deshalb der scherzhafte Ton in den Briefen, aus denen wir Auszüge mitgetheilt haben.

Ein inniger Seelenfreund des Königs war der Marquis d'Argens, ein gelehrter Franzos, der früher französischer Officier war, hernach in Berlin lebte; ihm theilte der König am offenherzigsten seine Freude und seine Noth mit und zugleich suchte er bei ihm wissenschaftliche Erholung, die ihm immer desto größeres Bedürfniß war, je mehr die harten Schläge des Schicksals ihn trafen.

Unter die schönsten Beweise des Vertrauens Friedrichs zu seinen Freunden, gehören besonders die Briefe an den Marquis, die er in der gefahrvollsten Zeit des siebenjährigen Krieges ihm schrieb; der merkwürdigste ist wohl der v. 28 Oct. 1760, ehe die Schlacht von Torgau dem Könige die Win-

terquartiere in Sachsen sicherte: „Nennen Sie meine Gesinnungen wie sie wollen, lieber Marquis. — Sie schätzen das Leben wie ein Sybarit, und ich? ich betrachte den Tod wie ein Stoiker, nie werde ich den Augenblick sehen, der mich nöthigt, einen nachtheiligen Frieden zu schließen; keine Gründe, keine Beredtsamkeit können mich vermögen meine Schande zu unterschreiben. Unter den Trümmern meines Vaterlandes will ich mich begraben, oder, sollte dieser Trost dem Geschick, das mich verfolgt noch zu süß scheinen, so werde ich mein Unglück zu endigen wissen, wenn es sich unmöglich länger ertragen läßt. Ich handelte stets der innern Ueberzeugung und jenem Gefühl von Ehre gemäß, die alle meine Schritte leiten und thue es auch noch jetzt, mein Betragen wird allezeit mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Die Jugendjahre opferte ich meinem Vater, die männlichen meinem Vaterlande auf, nun habe ich das Recht über mein Alter zu gebieten. Ich habe es ihnen gesagt und wiederhol es noch einmal: nie wird meine Hand einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen in diesem Feldzuge alles zu wagen und die verzweifelsten Dinge zu versuchen, um zu siegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden.

Ich habe einige Betrachtungen über die kriegerischen Talente Karls XII. angestellt, aber nicht untersucht, ob er sich hätte den Tod geben sollen, oder nicht. Nach der Eroberung von Stralsund, war es für ihn Zeit aufzubrechen. Mag er aber gethan oder gelassen haben, was er will, sein Leben ist keine Regel für mich.

Es giebt Männer, die dem Schicksal folgsam sind, — dazu bin ich nicht geboren. Habe ich für andere gelebt, so will ich für mich sterben. Was man davon sagen wird, ist mir sehr gleichgültig und ich stehe ihnen sogar dafür, daß ich es nie erfahren werde. Heinrich IV. war ein jüngerer Sohn von gutem Hause, der sein Glück machte, da hatte er nun eben nicht Ursache sich zu erhängen. Ludwig XIV. war ein großer König, er hatte große Hülfsquellen und zog sich aus der Verlegenheit. Doch ich — ich bin ihm an Macht nicht gleich; aber die Ehre ist mir theurer als ihm und wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich richte mich nach Niemand. —

Seit der Erschaffung der Welt zählen wir, glaube ich, fünftausend Jahre; diese Angabe scheint mir viel geringer, als die Dauer des Weltalls. Das Brandenburgische Land hat diese ganze Zeit hindurch existirt, ehe ich auf der Welt war, eben so wird es noch da seyn, wenn ich schon todt bin. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts und so lange man noch an der Vermehrung desselben mit Vergnügen arbeitet, werden sich auch Minister oder Könige finden, die das Volk beherrschen. Etwas mehr Thorheit, etwas mehr Weisheit, — das läuft ziemlich auf eins hinaus. Die Nuanzen sind so klein, daß das Volk, im Ganzen genommen, sie kaum bemerkt.

Wiederholen Sie mir also, lieber Marquis, das alte Hofgeschwätz nicht länger, und bilden Sie sich nicht ein, daß mich die Vorurtheile der Eigenliebe und der Eitelkeit blenden, oder mich auch nur

zur kleinsten Veränderung meiner Gesinnung bringen können. Man endigt ein unglückliches Leben nicht aus Schwachheit, sondern aus überdachter Klugheit, die uns überzeugt, daß der Zustand, in welchem uns niemand schaden und nichts unsre Ruhe stören kann, der glücklichste für uns ist. Wie viele Gründe hat man nicht in einem Alter von funfzig Jahren, das Leben zu verachten! Mir bleibt keine Aussicht übrig, als daß ich ein kraftloses, schmerzhaftes Alter, Kummer Betrübniß über ehemaliges Glück, Schande und Beschimpfung haben werde.

Gewiß, wenn Sie sich in meine Lage hineindenken, werden Sie meinen Vorsatz weniger tadeln, als jetzt. Alle meine Freunde, meine geliebtesten Verwandten hab ich verloren; mich trifft jede nur mögliche Art von Unglück, mir bleibt gar keine Hoffnung übrig; ich sehe mich von meinen Feinden verspottet und ihr Stolz trifft Anstalten, mich unter die Füße zu treten. Ach! Marquis, wenn selbst die Hoffnung flieht, wenn Schande uns bedroht, dann wird das Leben Schmach, und eine Pflicht der Tod. Mehr weiß ich nicht zu sagen. Ihrer Neugier erzähl' ich, daß wir vorgestern über die Elbe gingen und morgen nach Leipzig marschieren, wo ich den 31. zu sein gedenke. Da schlagen wir uns hoffentlich, und von da sollen sie Nachrichten haben, wie die Vorfälle sie geben werden. Leben Sie wohl."

Nach d'Argens Tode nahm d'Alembert die Stelle des vertrautesten Freundes ein, er hatte den König früher besucht, schlug die Stelle eines Präsidenten der Academie in Berlin aus, erhielt aber dennoch einen Jahrgehalt in Paris. Er starb we-

nige Jahre vor dem Könige, der gegen ihn nur einmal unwillig ward, da er Briefe von ihm in das Publikum hatte kommen lassen, obwohl er sonst darin von allen der gewissenhafteste war.

Unter seinen nähern Umgebungen zeichnete Friedrich in früheren Jahren seinen Kammerherrn von Kaiserling und den Oberst von Camas aus, später den Arzt und Philosophen de la Mettrie, den General Fouqué und den Minister von Herzberg, den wir noch einmal zu erwähnen haben werden.

Wir haben unter den Freunden Friedrichs einen Mann nicht genannt, der vor allen andern wegen der Ueberlegenheit seines Genies von ihm geachtet wurde, den er aber allen andern nachsetzte, wo es das Gemüth des Freundes galt. Voltaire's Ruhm leidet gewiß dadurch keinen Abbruch, daß er sich nicht immer gegen Friedrich so betrug, wie dessen zuvorkommende Achtung gegen ihn es verdiente, gewiß aber würde Voltaire noch gewinnen, wenn wir diese Flecken in seinem Leben nicht wüßten. Friedrich eröffnete den Briefwechsel an Voltaire 1736; er sah ihn zuerst in Cleve, wohin Voltaire 1740 kam; noch in demselben Jahr besuchte er den König in Berlin auf einige Tage. Er kam 1743 wiederum auf kurze Zeit nach Potsdam, und erst nach dem Tode der Marquise du Chatelet nahm er die oft an ihn gerichtete Einladung des Königs auf längere Zeit an. Er lebte mehrere Jahre, 1750 bis 53, in Potsdam und Berlin bei dem Könige, den er auf vielfache Weise beleidigte und beunruhigte, den Juden auf Pfänder lieh, mit sächsischen Steuerscheinen speculirte und in alle diese

unangenehmen Händel den König zu verwickeln suchte, der ihn erst freundlich, dann ernsthaft zurechtwies. Er schrieb ihm (Potsdam 24. Febr. 1752.) da sich Voltaire noch bei ihm befand: „Ich nahm Sie mit Vergnügen bei mir auf, ich schätzte Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse und mußte glauben: ein Mann von Ihrem Alter sei müde, mit den Schriftstellern Federkriege zu führen, er komme also hierher, um wie in einem sichern Hafen eine Zuflucht zu suchen. Aber gleich Anfangs verlangten Sie auf eine ziemlich sonderbare Art, ich möchte Freron nicht zu meinem literarischen Correspondenten wählen. Ich war so schwach oder so gefällig, es Ihnen zu bewilligen, ob es gleich nicht Ihre Sache war, zu bestimmen, wen ich in meinen Dienst nehmen sollte. Sie sind bei dem russischen Gesandten gewesen, um mit ihm über Angelegenheiten zu reden, die Sie gar nichts angehen; und man hat geglaubt, ich hätte es Ihnen aufgetragen. Sie hatten die häßlichste Sache von der Welt mit dem Juden und erregten in der ganzen Stadt ein schreckliches Aufsehn. Die Geschichte mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen so bekannt, daß man sich sehr hart bei mir beklagt hat. Ich für mein Theil habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause mir den Frieden erhalten und sage Ihnen, daß, wenn Sie Intriguen und Cabalen lieben sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Ich liebe sanfte und friedliche Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Tauerspiels aus ihrem Betragen verbannen Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen

sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie an jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch gar nicht angenehm sein." — Voltaire gewann den Prozeß gegen den Juden und schrieb von Berlin darüber dem Könige, dieser antwortete ihm: „Ich höre hier gar nichts von Prozessen, auch von den Ihrigen nichts. Ich hoffe Sie werden künftig weder mit dem alten noch mit dem neuen Testamente Händel haben. Dergleichen unanständige Streitigkeiten entehren immer, und Sie würden mit den Talenten des ersten schönen Geistes in Frankreich doch die Flecken nicht verbergen, die ein solches Betragen Ihrem Ruf am Ende zuzöge. Ein Buchhändler Gosse, ein Violonist aus der Oper und ein jüdischer Juwelenhändler sind in der That Leute, deren Namen in gar keinem Fall neben dem Ihrigen stehn müßten. Ich schreibe Ihnen diesen Brief mit dem hausbackenen Verstande eines Deutschen, der das sagt, was er denkt, ohne sich uneigentlicher Worte und entkräftender Milderungen zu bedienen, durch welche die Wahrheit nur entstellt wird. Es ist nun Ihre Sache ihn zu nutzen."

Wir sehen, wie Friedrich, so sehr er dem Genie huldigte, vor allen darauf hielt, daß der schuldige Anstand nicht verletzt werde, wie er selbst in allem Maaß hielt, so verlangte er dies von seinen Umgebungen; auch blieben die andern Freunde in ihren Grenzen, nur Voltaire nicht. Er schrieb eine Satyre gegen Maupertuis, den Präsidenten der Berliner Academie, der König lachte darüber, aber verbot sie bekannt zu machen. Voltaire ließ sie den-

noch drucken, worauf der König ihm die harten Worte schrieb: „Ich erstaune über Ihre Unverschämtheit; Nach allem was Sie gethan haben und was so klar ist wie die Sonne, läugnen Sie noch; anstatt zu gestehen, daß Sie strafbar sind! Bilden Sie sich nicht ein, die Leute würden sich von Ihnen überreden lassen: schwarz sei weiß. Man sieht nicht immer, weil man nicht immer sehen will. Aber wenn Sie die Sache auf's Aeußerste treiben, so laß ich alles drucken, und es wird sich zeigen, daß wenn Sie für Ihre Werke Ehrensäulen verdienten, für Ihr Betragen Ketten werth wären." — Voltaire wußte sich auch diesmal den König wieder zu versöhnen, und unterzeichnete folgende Versichrung: „Ich verspreche Sr Majestät, daß ich, so lange dieselben die Gnade haben, mir Wohnung im Schlosse zu geben, gegen Niemand schreiben will, weder gegen die französische Regierung und gegen die Minister, noch gegen andere Souveraine, oder gegen angesehene Gelehrte, sondern daß ich diesen immer die Achtung erweisen werde, die ihnen gebührt. Ich werde Sr. Majestät Briefe nicht mißbrauchen, und mich so betragen, wie es sich für einen Gelehrten schickt, der die Ehre hat, Sr. Majestät Kammerherr zu sein und der mit rechtlichen Leuten lebt. Potsdam den 27 Nov. 1752." —

Das Verhältniß konnte aber nicht wieder ausgeglichen werden, Voltaire reiste zurück, der König ließ ihm in Frankfurth den Kammerherrnschlüssel und Briefe und Gedichte, die er ihm zur Durchsicht anvertraut hatte, abnehmen.

Während des siebenjährigen Krieges richtete

Voltaire öfter Gedichte an den König und als er ihm schrieb: „Sie vergaßen, daß ich ein Mensch war," hatte er Friedrich so mit sich versöhnt, daß ihm dieser nun wieder den ganzen Krieg hindurch ununterbrochen bis an seinen Tod schrieb. „Hätten Sie mir das, antwortete Friedrich, womit Sie Ihren Brief schließen, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch hier. Ohne Zweifel haben die Menschen ihre Schwachheiten und ohne Zweifel gehört Vollkommenheit nicht zu ihrem Erbtheil; auch ich empfinde das und bin überzeugt, wie unbillig man ist, wenn man von andern etwas fordert, was man selbst nicht erfüllen und erreichen kann. Damit hätten Sie anfangen sollen, so wäre alles andere überflüssig gewesen und ich hätte Sie, trotz Ihren Fehlern, geliebt, da Ihre Talente groß genug sind, um einige Schwachheiten zu bedecken." Erinnerte der König auch zuweilen noch an die Misverhältnisse, so sprach er dabei doch aus, daß alles vergeben und vergessen sei. „Ich für mein Theil (schreibt er 59) verzeihe Ihnen wegen Ihres Genies alle die Cabalen und Intriguen, die Sie mir in Berlin spielten, alle Libelle aus Leipzig und alles, was Sie gegen mich sagten oder drucken ließen. Es war stark, hart und viel, indeß hab ich nicht den geringsten Groll mehr." —

Das schönste Zeugniß, wie sehr er das Vergangene vergessen, legt der König in der Antwort ab, die er den Mitgliedern der Academie 1770 zu Paris ertheilte, auf die Einladung zur Theilnahme an dem Denkmal, das man Voltaire noch bei seinem Leben errichtete. Indem auch wir jene Mißverhältnisse

vergessen wollen und in Voltaire nur den großen Geist ehren, der den Lorbeerkranz, den er im Theater erhielt, nicht so hoch achtete, als den Zuruf eines Fischweibes, die ihn „den Vertheidiger des unglücklichen Calas" nannte, so mag hier die erwähnte Antwort Friedrichs stehen: Voltaire's schönstes Ehrendenkmal ist dasjenige, welches er sich selbst errichtet hat: — seine Schriften. Sie werden länger dauern, als die St. Peterskirche in Rom, als das Louvre und als alle die Gebäude, welche die Eitelkeit der Menschen für die Ewigkeit aufführt. Man wird nicht mehr französisch reden, wenn Voltaire noch in die, dem Französischen folgende Sprache wird übersetzt werden. Indessen könnte ich, voll des Vergnügens, welches mir seine so mannigfaltigen Geisteswerke, davon jedes in seiner Art so vollkommen ist, verschafft haben, könnte ich nur als ein Undankbarer mich Ihrem Antrage entziehen, etwas zu dem Denkmale beizutragen, welches die öffentliche Dankbarkeit ihm errichtet. Sie dürfen mich nur wissen lassen, was man von mir fodert, ich werde nichts zu dieser Statue verweigern, die den Gelehrten, welche sie ihm weihen, mehr zur Ehre gereichen wird, als Voltaire selbst. Man wird sagen, daß in diesem achtzehnten Jahrhundert, wo sich so viele Gelehrte aus Neid auf's bitterste verunglimpfen, man auch noch Gelehrte fand, die edel und großmüthig genug dachten, einen Namen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den sein Geist und seine Talente über alle Jahrhunderte erheben: daß wir es werth waren, Voltairen zu besitzen und die fernste Nachwelt wird uns noch diesen Vorzug be-

neiden. — Fahren Sie also fort, meine Herren, diejenigen zu schätzen und zu ehren, die sich denselben widmen und die in Frankreich das Glück haben, Beifall zu verdienen. Dies wird für Ihre Nation das Ruhmvollste sein, was Sie thun können und was derselben vom künftigen Jahrhunderte Verzeihung erwerben wird für einige gothische und welsche Handlungen, welche leicht Ihrem Vaterlande Schande bringen könnten." — Die Schlußworte des Königs beziehen sich auf die Behandlung, die Voltaire von den Doctoren der Theologie und den Priestern in Paris, auf deren Seite der Hof war, erfuhr. Während ihm die Verehrer Bildsäulen errichteten, verbrannten jene seine Schriften, verweigerten ihm sogar nach seinem Tode, ob er gleich einem catholischen Geistlichen gebeichtet hatte, ein Grab in Paris, ja sie erlaubten nicht einmal, daß seine Freunde der Academie, ihm eine Messe durften lesen lassen. Diese wendeten sich nun mit ihrer Bitte an den Schutzherrn der freien Geister und sie wußten, daß Friedrich Macht hatte, das zu gewähren, was der Pabst und der Erzbischof von Paris verwehrten. Friedrich sagte ihnen sogleich zu, die verlangte Messe in der catholischen Kirche in Berlin lesen zu lassen. Er schreibt an d'Alembert (d. 1 Mai 1780): Da ich das Podagra nur in den Füßen habe, so habe ich es nicht im Kopfe; mithin werde ich dadurch nicht gehindert, mein lieber d'Alembert, noch etwas von meiner ehemaligen Fröhlichkeit zu behalten. Ich mag lieber Democrits Beispiele folgen, als ewig mit dem Heraklit über Unglücksfälle weinen, die sich nicht ändern lassen;

daher machen mir alle Sorbonnische Thorheiten eben so viel Vergnügen, als Harlekin in der Wildniß in der italienischen Comödie. Von Weisen lernen und sich über Dummköpfe lustig machen, sehen Sie, das geziemt verständigen Menschen am besten. Auch thue ich es und ich versichre Sie, daß Ihre Mönche, die sich am meisten mit ihrer finsternißvollen Weisheit brüsten, gerade die rechten Leute dazu sind, um mir zu meiner Ergötzlichkeit im Stillen am Besten zu dienen. So viel sich auch ihre theologische Brut Mühe giebt, Voltairen nach dem Tode zu schänden, so sehe ich darin doch weiter nichts, als das ohnmächtige Streben einer neidischen Wuth, welche ihre eigenen Urheber mit Schande bedeckt. Mit allen den Briefschaften ausgerüstet, die Sie mir dazu übersandt haben, beginne ich jetzt in Berlin die merkwürdige Unterhandlung, wegen Voltaire's Seelenamt; und ob ich gleich keinen Begriff von einer unsterblichen Seele habe, so wird man doch für die Seinige eine Messe lesen. Die Schauspieler, welche diese Farcen spielen, sind bessere Kenner des Geldes, als guter Bücher, daher hoffe ich, daß die Jura Stolae die Gewissenszweifel überwiegen werden."

Wirklich lies der König ein feierliches Hochamt für Voltaire in Berlin halten und stattet darüber scherzhaften Bericht nach Paris ab: „Was Voltaire betrifft, so stehe ich Ihnen dafür, daß er nicht mehr im Fegefeuer ist, nach dem öffentlichen Todtenamt, das für die Ruhe seiner Seele feierlichst in der catholischen Kirche zu Berlin begangen worden ist, muß Frankreichs Virgil jetzt in Gloria strahlen. Der Haß der Theologen kann ihn nicht hindern, in

den elysäischen Gefilden, in der Gesellschaft des Socrates, Homers, Virgils, Lukrezens zu lustwandeln, dort geht er mit einer Hand auf Bailens Schulter gestützt und mit der andern auf Montaigne, er wirft einen Blick in die Ferne er sieht dort die Päbste, die Cardinäle, die Schwärmer, die Strafen eines Jrion, eines Tantalus, eines Prometheus und aller berüchtigten Verbrecher des Alterthums im Tartarus leiden. Wären die Schlüssel zum Fegefeuer blos in den Händen Ihrer französischen Bischöfe, so wäre für Voltaire alle Hoffnung verloren gewesen; allein durch Hülfe des Diedrichs, den uns die Messen für die Ruhe der Seelen verschafft haben, hat sich das Schloß geöffnet und er ist glücklich herausgekommen: zum Trotze der Beaumont, der Pompignon und ihres ganzen Anhangs." Auch in der Cathedrale von Breslau wurde für Voltaire ein feierlich Todtenamt gehalten.

Ein Pariser Bildhauer erbot sich dem Könige Voltaire's Brustbild in Mormor auszuführen, man fragte wegen des Costums an und Friedrichs Antwort war: „lassen Sie uns sein Vaterland nicht beschimpfen und ihm eine Kleidung geben, die ihn unkenntlich machen würde. Voltaire dachte als Grieche, aber er war ein Franzose. Wir wollen unsere Zeitgenossen nicht dadurch entehren, daß wir ihnen die Livrei einer Nation geben, die jetzt verächtlich und unter die Tyrannei der Türken, ihrer Sieger, herabgesunken ist." — Die Freunde Voltaire's baten den König, er möge doch dieses Bildniß zum Aerger der Sorbonne in der catholischen Kirche aufstellen; der König war nicht dazu geneigt. Er

schreibt an d'Alembert: (1 Aug. 1780) Ich komme auf Voltaire's Apotheose, dem ein Pfaffe aus dem Fegefeuer geholfen hat, ohne daß er wußte was er that. Zu dem Denkmal, welches Sie ihm zu errichten vorschlagen, würde die catholische Kirche in Berlin gar nicht passen. Diese Kirche ist nach dem Modell des Pantheons in Rom gebaut, und durch dergleichen Mausoleen würde sie nur verunstaltet werden. Dagegen aber soll Voltaire's Brustbild in der Academie stehen, wo er sich besser gefallen wird, als bei Ihren Göttermachern, bei Ihren Göttereffern, denen jener Anblick ein Greuel und ein Aergerniß sein würde, besonders wenn etwa durch ein Wunder seine belebte Bildsäule ein Epigram hören ließ." —

D'Argens und d'Alembert hatten gleiches Schicksal wie Voltaire, auch ihnen wurde ein ehrliches, christliches Begräbniß verweigert, ihre Schriften hatte man verbrant und so fanden die ausgezeichnetsten Denker und Dichter Frankreichs im Leben Schutz und Aufnahme, nach dem Tode Ehre und Heiligsprechung bei einem deutschen Könige, denn unter diesem Ehrennamen hat das Vaterland ihn zu feiern.

Das Vaterland.

Wohl ist das Reich der Wissenschaft ein Weltreich, wo Fluß und Gebirg und das ländertrennende Meer keine Grenzen gezogen haben, wo die verwandten Geister nur eine Sprache reden, und im Dienste der unsterblichen Königinn, der Philosophie, steht Vorwelt und Mitwelt beisammen, friedlich, wie die Schatten der Unterwelt. Wie aber der wirkliche Staat nur dann frei genannt werden kann, wenn auch der Bürger sich seiner Freiheit bewußt ist, so müssen auch in dem Pantheon des allgemeinen Weltgeistes die einzelnen Volksgeister ihr Ehrendenkmal erhalten; nur in dem Einzelnen erhält das Allgemeine Verwirklichung und die Kuppel des Tempels bedarf der Säulen als Träger. Wir wollen uns daher mit dem leidigen Troste: Friedrich gehöre dem allgemeinen Vaterlande, der Wissenschaft an, eben so wenig abweisen lassen, als dies ein Liebhaber thun würde, den man, wenn die Geliebte ihm verloren ging, auf die allgemeine Menschenliebe anweisen wollte. Noch weit weniger

stellen wir uns auf die Seite derer, die uns Friedrich den Großen entführen wollen und ihn einem fremden Volke übergeben, wobei sie in ihrem Ungeschick so weit gehn, das Vaterland aufzufordern, sich von dem Fürsten loszusagen, der den Deutschen in Wissenschaft, Kunst und im Staate zuerst Wahrheit und Freiheit gegeben hat. Die ewige Litanei, die man von jener Seite wiederholen hört, ist: „Friedrich war ein Franzos." Er schrieb französisch, wie es Leibnitz und andere ausgezeichnete Männer vor ihm thaten, die für ihre Gedanken ein fertiges, geläufiges Organ bedurften, wozu weder die Bibelsprache Luthers, noch die Sprache von Arndts Paradiesgärtlein und andern Hauspostillen sich schickte; die Deutschen hatten nach dem Bruch des Mittelalters kein Volksleben geführt, daher fehlte dem Volk die Sprache, am wenigsten eignete sich das Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch, das Friedrich als Umgangssprache kennen lernte, zum Ausdruck für seine Gedanken. Auch fühlte er sich bald zu ganz was anderem berufen, als den deutschen Sprachmeister zu spielen, und während er französische Verse schrieb, schlug er die Franzosen auf dem Schlachtfelde, verspottete die Thorheit ihrer Pfaffen, verwünschte die Ungerechtigkeit ihrer Parlamente, verlachte die Maitressenwirthschaft am Hofe und verachtete den Leichtsinn und die Dummheit des pariser Pöbels. Diese Feldzüge waren es, wodurch er das Franzosenthum aus Deutschland vertrieb, das Volk gewann wiederum Glauben an die eigne Kraft und Ehre, er selbst ermahnte und unterstützte und war einer bessern Zukunft der deutschen Ehre gewiß.

Der verwüstenden Spur seiner Schlachtfelder folgten die Musen unmittelbar, und der deutsche Dichter hat dem deutschen Könige das schönste und gültigste Zeugniß geschrieben.

Göthe sagt in seinem Leben, wo er von der Zeit redet, in der schon Wieland, Klopstock, Lessing, aufgetreten waren, und in der er in Leipzig studirte: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie damals fehlte, so war es ein Gehalt und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. — Indem ich nun, fährt er weiter unten fort, als ein Schäfer an der Pleisse, mich in zarte Gegenstände kindlich genug vertiefte, und immer nur solche wählte, die ich geschwind in meinen Busen zurückführen konnte, so war für deutsche Dichter von einer größeren und wichtigern Seite her gesorgt worden. Der erste wahre und eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein, oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen und dadurch viel interessanter werden, als die Götter selbst, die, wenn sie die Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopee besitzen, wozu nicht gerade die Form des

epischen Gedichts nöthig ist." — Gleims Kriegslieder, Rammlers Oden und Minna von Barnhelm, ein Schauspiel von Lessing, der sich selbst dem Hauptquartiere des preußischen Generals Tauenzien angeschlossen hatte, werden rühmlich erwähnt; er fährt dann fort: „Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einem Schatz, welcher der Gegenparthei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, bauten sie sich erst heran und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten einmal für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Colonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten, eine Masse französischer Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; eben so war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man that alles um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that was man für Recht erkannte und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Recht anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen, denn wie kann man von einem Könige, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß

er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und geniesbar zu sehn In Handwerk- und Fabriksachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waaren, sehr mäßige Surrogate aufnöthigen, aber hier geht alles geschwinder zur Vollkommenheit und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen" *)

Finden wir hier auf das bündigste die Stellung Friedrichs zur deutschen Literatur ausgesprochen, so bleibt uns nun übrig aus Friedrichs französischen Schriften selbst nachzuweisen, welch' ein echter Deutscher er war. Unter seinen Kriegern hat „der alte Fritz" nie für einen Franzosen gegolten, in jedem Wort, das er ihnen sagte, erkannten die treuherzigen Märker und Pommern ihren Landsmann und von dieser Seite zeugen hunderte von Anecdoten und Witzen, für den vaterländischen Sinn des Königs. Eben so wenig hat er jemals darum gebuhlt, von den Franzosen, selbst von den geistreichsten seiner Umgebungen, für ihren Landsmann zu gelten, und sie haben ihn nie als solchen begrüßen dürfen, er nennt sich immer „den deutschen Dichter," vertritt die Ehre der Deutschen gegen sie auf alle Weise und kränkte sie nur zu oft durch seine Geringschätzung des Franzosenpöbels, den er so sehr verachtete, daß er es weit unter seiner Würde hielt, eine Einladung nach Paris anzunehmen, ob er wohl wußte, daß er dort den größten Triumphzug hätte feiern können; denn schon in Straßburg ward er

*) Aus meinem Leben. Bd. 2. 157.

1740 mit allgemeiner Illumination und Vive le Roi! begrüßt. Wie er von dem Volke im Allgemeinen dachte, sehen wir z. B. aus folgenden Aeußerungen: An d'Alembert schreibt er (d. 7. Mai 1771): „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Ihre Franzosen mich ergötzen; diese nach lauter Neuem so begierige Nation gewährt mir beständig neue Auftritte: bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald die Beichtscheine, bald die Aufhebung des Parlaments, die Zurückberufung der Jesuiten, alle drei Monate neue Minister. Kurz sie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt — vorausgesetzt, daß sie sie geschaffen — an mich gedacht hat, so hat sie gewiß dies Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht."

Je ne saurois vous dire combien vos François m'amusent Cette nation, si avide de nouveautés, m'offre sans cesse des scènes nouvelles: tantôt ce sont les jésuites chassés, tantôt des billets de confession, le parlement cassé, les jésuites rappelés, de nouveaux ministres tous les trois mois: enfin ils fournissent seuls des sujets de conversation à toute l'Europe. Si la providence a pensé à moi en faisant le monde, (supposé qu'elle l'ait fait,) elle a créé ce peuple pour mes menus plaisirs.

(D. 6. Oct. 1772) Ihre Franzosen sind mir in Wahrheit unbegreiflich. Denken denn diese Menschen, daß der hohe Ruf, worin sie zur Zeit Ludwigs XIV. standen, auf etwas anderes gegründet war, als auf den Vorzug, denen ihnen Künste und

Wissenschaften über die anderen Nationen verschaffte — wobei man doch den Glanz der Würde mit in Anschlag bringen muß, den Ludwig XIV. allen seinen Handlungen zu geben wußte? Man sollte doch in Paris sich erinnern, daß ehedem Athen alle Nationen, selbst seine Besieger, die Römer an sich zog, die ihre Bildung ehrten und bei ihnen sich unterrichteten. Jetzt wird diese zur Barbarei herabgesunkene Stadt von Niemand mehr besucht. Dasselbe Schicksal bedroht Paris, wenn es seine Vorzüge nicht besser zu erhalten weiß." —

(D. 28 Jul. 1774.) Das Geheimniß in Frankreich Beifall zu finden besteht darin: neu zu sein. Ihre Nation war Ludwigs XIV. müde, und hätte fast seinen Leichenzug beschimpft. Eben so hat ihnen Ludwig XV. zu lange gelebt. Man sprach Gutes vom verstorbenen Herzog von Bourgogne, weil er starb, ehe er den Thron bestieg und so auch vom letzten Dauphin aus dem nehmlichen Grunde. Um Ihre Franzosen nach ihrem Geschmack zu bedienen, müssen sie alle zwei Jahr einen neuen König haben, Neuheit ist der Abgott Ihrer Nation, und ihr Beherrscher mag so gut sein als er wolle, so werden sie am Ende Mängel und Lächerlichkeiten an ihm aufsuchen, gleichsam als ob man aufhörte Mensch zu sein, wenn man König ist. — Wenn sie mich nach dieser Apologie noch nicht für einen ächten Franzosen halten, so werde ich zu meiner Rechtfertigung noch hinzufügen, daß ich ihre Welschen sehr bewundre, wenn sie Verstand und Witz haben, daß ich die Türenne, die Condé, die Luxemburg, die Gassendi, Bayle, Boileau, Racine, Bossuet und in

diesem Jahrhundert Voltaire und d'Alembert außerordentlich schätze, daß aber mein Bewundrungsvermögen in gewisse Gränzen eingeschränkt ist und ich daher unmöglich meiner Verehrungsacte mit einverleiben kann: die unzeitigen Mißgeburten des Parnasses, die Philosophen voll Paradoxien und Sophistereien, die unächten Schöngeister, die immer geschlagenen und nie schlagenden Feldherrn, die Maler ohne Colorit, die Minister ohne Redlichkeit, die u. s. w. u. s. w. Nach diesem Geständniß verdammen Sie mich, wenn Sie können; in diesem Falle werde ich mich von Aretin lossprechen lassen, der, weit entfernt alles zu bewundern, sein ganzes Lebelang alles tadelte. — Ob Paris mit Sodom, oder Sodom mit Paris verglichen werden kann, weiß ich nicht ꝛc. — Ich sehe die ganze Kühnheit ein, welche ein Deutscher begeht, der französische Verse einem Pariser Academisten und noch übrigens einem der Vierziger zusendet. Ich empfinde vollkommen die ganze Unverschämtheit, die dabei ist, einem der ersten Köpfe der französischen Literatur eine Satyre auf Abenteurer seiner Nation zu schicken. Allein wenn ich von diesen Abenteurern drei oder vier Personen von Verdienst ausnehme, so bestand der große Haufe ihrer Genossen nur aus den Hefen der letzten Abdankungen Ihrer Truppen; und da die Verse sich nicht über den Ton eines Gassenhauers erheben, so schien es mir, als wenn ein rauher Deutscher mit Unverschämtheit angethan, das Ding schon wagen könnte."

Le secret pour être approuvé en France, c'est d'être nouveau. Votre nation, lasse de Louis XIV,

pensa insulter son convoi funèbre. Louis XV. également a duré trop long-temps. On a dit du bien du feu Duc de Bourgogne, parce qu'il mourut avant de monter sur le trône, et du dernier Dauphin par la même raison. Pour servir vos François selon leur goût, il leur faut tous les deux ans un nouveau Roi; la nouveauté est la déité de votre nation, et quelque bon souverain qu'ils ayent, ils lui chercheront à la longue des défauts et des ridicules; comme si pour être roi on cessoit d'être homme.

Si après cette apologie vous ne me croyez pas encore assez bon François, j'ajouterai pour ma justification que j'admire beaucoup vos Welches, quand ils ont du bon sens et de l'esprit; que je fais grand cas des Turenne, de Condé, des Luxembourg, des Gassendi, des Bayle, des Boileau, des Racine, des Bossuet, des Deshoulières même, et dans ce siècle des Voltaire et des d'Alembert; mais que ma faculté admirative ou admiratrice étant restreinte à de certaines bornes, il m'est impossible d'englober dans ces actes de vénération, des avortons du Parnasse, des philosophes à paradoxes et à sophismes, de faux beaux esprits, des généraux toujours battus et jamais battans, des peintres sans coloris, des ministres sans probité, des etc. etc. etc. Après cette confession, comdamnez-moi, si vous le pouvez; et en ce cas je me ferai absoudre par l'Aretin, qui loin d'admirer rien, passa sa vie à tout critiquer.

Je ne sais si Paris peut se comparer à Sodome, ou Sodome à Paris; toutefois il est certain que je n'aurois envie de brûler ni l'une ni l'autre de ces

villes, et que je dirois avec l'ange Ituriel: si tout n'est pas bien, tout est passable.

(Den 8. Mai 1775) „Ich vermuthe, daß Sie die Lobeserhebungen für Scherz halten werden, die ich Ihnen von den Herren aus Frankreich gemacht habe, welche es nicht verschmähten unsern ländlichen Herd zu besuchen. Es sind wahre Christoph-Columbe, die die herzynischen Wälder durchstreichen wollen, um die Wilden aufzusuchen, die die Küsten des baltischen Meeres bewohnen. Sie waren erstaunt, uns auf unsern zwei Hinterfüßen gehen zu sehn: wir gestanden ihnen aber, daß wir diesen Vortheil den Religionseifer Ludwigs XIV. zu danken hätten, der uns mit einer Colonie Hugenotten versah, die uns eben so viel Dienste geleistet hat, als die Gesellschaft des heiligen Ignatius den Irokesen. Bei allendem sind wir doch noch sehr ungeschickt: uns ist eine Menge neologischer Redensarten unbekannt, womit die Fruchtbarkeit und die elegante Phantasie der Leute von gutem Ton die französische Sprache bereichert haben. Wie gern möchten wir uns nach der Toilettensprache bilden; wünschten über Pompons und Panaschen gelehrte Untersuchungen anstellen zu können und eine interessante Unterredung halten zu können über die Kunst Schönpflästerchen aufzulegen, Schminke gehörig aufzutragen und über hundert Dinge dieser Art, die unserm Stumpfsinne entgehen. Ach! wie sind wir gedemüthigt, wenn man mit uns von dem kleinen und großen Couvert redet, dann von dem debotte, von den petits entrées, von der Ehre den bon jour zu überbringen, daß wir vor den Leuten der großen

Welt, die uns die erhabensten Beschreibungen davon machen, ein wahres Nichts erscheinen. Wir können nicht, wie jener griechische Weltweise, sagen: ich danke den Göttern, daß sie mich zum Menschen und nicht zum Ochsen schufen, mich lieber in Athen als in Böotien geboren werden ließen und mich das Licht lieber in einem aufgeklärten Jahrhundert, als in einem Jahrhundert der Unwissenheit erblicken ließen. Wir sind nicht einmal Böotier, wir sind noch ärger als hölzerne Pfähle auf einem nördlichen Kreuzwege Deutschlands an den Ufern der Ostsee aufgepflanzt. Urtheilen sie also, welchen Eindruck auf die Bewohner eines so wenig begünstigten Landes, die Ankunft der Neu-Athener, die von Artigkeit, Witze und Zierlichkeit dufteten, machen muß. Wenigstens diene mir dies zur Schutzrede, und nie argwohne man ferner noch Bosheit bei dem Bürger eines, selbst bei den alten Römern wegen ihrer Aufrichtigkeit und Biederkeit berühmten Volkes." —

(29 Nov. 1776) „Ich kann mich immer von meinem Erstaunen nicht erholen. Ja, Frankreich besitzt Philosophen, aber ich behaupte, daß der größere Theil der Nation abergläubischer ist, als irgend eine in Europa. Diese Wuth läßt sich immer blikken, in dem Prozesse des Calas, der Sirvens, des la Barre, in dem Vorfall zu Toulon wegen d'Argens in dem Geschrei des Pnblicums wegen Nelkern. Kurz hundert Beispiele zeigen, daß der unglückliche Sauerteig des Fanatismus noch in Frankreich gährt und daß er sich in allen Europäischen Ländern dort am längsten erhalten wird. Dank sei

dem Himmel, daß Deutschland von Tage zu Tage duldsamer wird. Jener schädliche Religionseifer, der Grund so vieler blutigen Scenen erlischt, und Niemand fragt die, mit denen er umgeht, von welcher Religion sie sind. Und darum verdient Deutschland, daß der Philosoph d'Alembert einen Blick darauf werfe." (Jänner 1781) Um Ihnen einen Beweiß meiner Ruhe zu geben, schicke ich Ihnen eine kleine Abhandlung *), die die Mängel der deutschen Literatur bemerkbar machen und die Mittel sie zu heben angeben soll. Der Oberst Grimm, ein Deutscher, wird Ihnen Auskunft über diese Sprache geben, die Sie nicht gelernt haben, und die zu lernen bis jetzt nicht der Mühe verlohnte: denn eine Sprache verdient nur in Rücksicht der guten Schriftsteller, die ihr Glanz verschaffen, studirt zu werden, und daran fehlt es uns gänzlich. Vielleicht werden sie erscheinen, wenn ich in den elisäischen Feldern lustwandle, wo ich dem Schwan von Mantua, die Idyllen eines Deutschen, Gesner, und Gellerts Fabeln überreichen will. Sie werden über die Mühe spotten, die ich mir gegeben habe, einer Nation, die bisher nichts verstand, als essen, trinken, der Liebe pflegen und sich zu schlagen, einige Begriffe vom attischen Salz und Geschmack beizubringen. Indeß man will doch gern nützlich sein und oft keimt ein Wort, in einen fruchtbaren Boden gesäet und bringt Früchte über alle Erwartung hervor. — Mein Aufsatz ist die Arbeit eines Dilettanten, der an dem Ruhme seiner Nation Antheil

*) Ueber die Litteratur Deutschlands.

nimmt und den Wunsch hat, daß sie die Wissenschaften zu eben der Vollkommenheit brächte, zu welcher die benachbarten Nationen sie gebracht haben, die ihr um einige Jahrhunderte zuvorgekommen sind. Anstatt strenge zu sein, habe ich sie blos mit Rosen gezüchtigt: man muß diejenigen nicht niederdrücken, die man aufmuntern will; im Gegentheil muß man ihnen zeigen, daß sie zwar das Talent, aber nur noch nicht den Willen besitzen, es zu vervollkommnen. Und hierbei sind plumpe Pedanterie und Geschmacklosigkeit die größten Hindernisse, die ihnen im Wege stehen. Ich gestehe, daß das Genie nicht so gewöhnlich ist, wie man glaubt, und daß Leute, die in dem einen Fache Wunderdinge thun würden, in andern Fächern nicht das nämliche leisten, wenn sie außer ihrer Sphäre sind. Ihr Herr Johannes Müller *) ist hier gewesen. Ich bekenne Ihnen, daß ich ihn sehr für's Kleine fand. Er hat Untersuchungen über die Cymbern und Teutonen angestellt, für die ich ihm keinen Dank weiß. Auch hat er einen Abriß der Weltgeschichte geschrieben, in dem er sorgfältig wiederholt, was andere besser, als er, gesagt und geschrieben haben, will man blos nachschreiben, so wird man die Anzahl der Bücher ins Unendliche vermehren, ohne daß das Publikum etwas dabei gewinnt. Allein Unsern Deutschen ist das Uebel eigen, welches man Logon-Diarrhoea nennt." (Jul. 1742 an Voltaire) „Ich bekümmere mich wenig um das Geschrei der Pariser, sie sind Horniſſen, die immer umhersumsen.

*) Der König nennt ihn Meyer.

Ihre Sticheleien sind mit den Schimpfworten der der Papageien gleiches Schlages und ihre Urtheile so gründlich, wie die Entscheidung eines Sapajou (Affe) über metaphysische Gegenstände" — (Mai 1743.) „Die Midasse mit den Bischofsmützen triumphiren in diesem Jahrhundert über die Voltaire und die großen Männer! Aber es ist, wie es scheint das Jahrhundert, wo die Dummköpfe aus allen Fächern, in Frankreich, den Gelehrten und den geschickten Leuten vorgezogen werden. O tempora! o mores!

Vierzig superkluge Papageien,
Die als Herren bald und bals als Sclaven
Der Grammatik und der Mode schreien,
Wollen Dich verletzen, Dich bestrafen!

Ich glaube, daß Frankreich das einzige Land in Europa ist, wo gegenwärtig Esel und Pinsel ihr Glück machen können." — (Junius.) „Wollen Sie sich bei mir niederlassen, so sage ich Ihnen eine Lage zu, in der Sie zufrieden sein und vor allen Ruhe vor den Verunglimpfungen und Verfolgungen der Frömmlinge haben sollen. Sie haben in Frankreich zu viele Beschimpfungen erlitten, um darin mit Ehren bleiben zu können. Sie müssen ein Land verlassen, worin man meuchlings ihren Ruf täglich ermordet, und wo Midasse die ersten Stellen bekleiden." — (August) „Sie haben in dem Gemälde, das Sie mir von Frankreich geben sehr schöne Farben aufgetragen; aber sagen Sie was Sie wollen, ein Heer, das drei Jahre hinter einander flieht und überall geschlagen wird, wo es sich zeigt, ist zuverlässig kein Trupp von Essarn

oder Alexandern.“ (4 Dec.) Sie sind ja jetzt begeisterter als jemals von funfzehnhundert schäbigen Franzosen, die auf einer Rheininsel Posto faßten, und nicht das Herz haben, sie wieder zu verlassen. Sie müssen sehr arm an großen Ereignissen sein, da Sie von solchen unbedeutenden Kleinigkeiten solch ein Aufsehen machen.“ — (11. April 1759) „Es heißt jetzt, daß man in Paris Ihr Gedicht über das Naturgesetz, die Philosophie der gesunden Vernunft und den Esprit von Helvetius verbrannt hat. Hören Sie nur, wie die Eigenliebe sich schmeichelt. Ich mache mir eine Art von Ehre daraus, daß man zu eben der Zeit, da Frankreich mich bekriegt, in Paris auch gegen die gesunde Vernunft zu Felde zieht.“ —

(8. Sept. 1775) Sie behaupten mit Recht, daß unsere guten Deutschen erst die Morgenröthe ihrer Kenntnisse haben; die schönen Wissenschaften stehen jetzt bei uns auf dem Punkt, wo sie in Frankreich unter Franz dem Ersten standen, man liebt sie, sucht sie auf und sie werden von Fremden zu uns hin verpflanzt, aber der Boden ist noch nicht genug vorbereitet, daß er sie selber hervorbringen könnte. Der dreißigjährige Krieg ist für Deutschland schädlicher gewesen, als man auswärts glaubt. Man mußte wieder mit dem Ackerbau anfangen, dann zu Manufacturen und endlich zum Handel fortgehen. So wie diese festen Fuß gewinnen, entsteht Wohlstand und auf den folgt Ueberfluß, ohne welchen die Künste nicht gedeihen können. Die Musen verlangen, daß der Fluß Pactolus den Fuß des Parnassus benetze. Erst muß man etwas zu leben ha-

ben, eh man sich unterrichtet und frei denken kann. Athen that es in den Wissenschaften und schönen Künsten den Spartanern zuvor.

Deutschland wird nicht eher Geschmack bekommen, als bis man die classischen Schriftsteller der Griechen, Römer und Franzosen mit Nachdenken studirt. Dann werden zwei oder drei gute Köpfe die Sprache bestimmen, sie weniger barbarisch machen und die Meisterstücke der Fremden in ihrem Lande naturalisiren.

Ich für mein Theil werde, da meine Laufbahn zu Ende geht, diese glückliche Zeit nicht erleben. Gern hätte ich zu ihrem ersten Entstehen etwas beigetragen, aber was hat ein Geschöpf thun können, das zwei Drittheile seines Lebens hindurch von unaufhörlichen Kriegen geplagt ward, oder die Uebel, die sie verursacht, wieder gut machen mußte und überdies zu einem großen Unternehmen zu wenig Talent besitzt?"

(Meissen den 12. Mai 1760) „Ich werde die Franzosen auf alle Arten bekriegen, in die Bastille können sie mich doch nicht setzen. Bei allen übeln Gesinnungen die meine Feinde gegen mich zeigen, ist Persiflage nur eine sehr leichte Rache.

Man sagt: auf dem Grabe des Abbé Paris würden neue Bocksprünge gemacht; ferner: man verbrenne in Paris alle guten Bücher und man sei daselbst närrischer, als jemals, nicht durch eine liebenswürdige Fröhlichkeit, sondern durch düstern, stillen Wahnsinn. Ihre Nation ist die inconsequenteste in ganz Europa; sie hat viel Witz, aber ihre Ideen sind nicht zusammenhängend. So zeigt

sie sich in ihrer ganzen Geschichte. Dieser Charakter muß ihr unauslöschlich eingedrückt sein. In der langen Reihe von Regierungen giebt es keine Ausnahme, als einige Jahre unter Ludwig XIV. — Heinrich IV. Regierung war nicht ruhig und nicht lang genug, daß sie in Anschlag gebracht werden könnte. Während Richelieus Verwaltung bemerkt man Verbindung in den Planen und Kraft in der Ausführung; aber das sind in der That sehr kurze Perioden von Klugheit für eine so lange Reihe von Thorheiten.

Frankreich konnte wohl Leute wie Descartes und Mallebranche hervorbringen; aber keinen Leibnitz. Dagegen übertrefft Ihr alle andere Nationen an Geschmack und ich halte mich gern zu euern Fahnen, so bald es auf feine Unterscheidungskunst und auf scharfsinnige, kritische Wahl zwischen dem Wirklichen und Scheinbaren ankommt. Das ist ein großer Vorsprung für die Wissenschaft, aber es reicht noch nicht hin." —

(Potsdam den 1 Mai 1771.) „Was auch die Regierung in Frankreich thun mag, so schreien die Welschen, kritisiren, klagen und trösten sich zuletzt durch ein satyrisches Epigram oder durch irgend ein boshaftes Lied. Wenn der Cardinal Mazarin während seines Ministeriums eine Neurung machte, fragte er: Hat man in Paris schon die Canzonetta gesungen? Bejate man es, dann war er zufrieden." —

(D. 13. Mai 1759 an Darget in Paris) „Sie werden ungeachtet ihrer Hypochondrie lachen, wenn Sie hören, daß ich an einem und eben demselben

Tage von Maupertuis und von Voltaire Briefe bekommen habe, worin sie vom Anfang bis zu Ende auf einander schimpfen. Sie halten mich für einen Rinnstein, in den sie ihren Schmutz ausschütten können. Ich habe dem Dichter eine lakonische Antwort schreiben und den Geometer bloß daran erinnern lassen, daß sein Geist bei dem Namen des Dichters aus dem Schwerpuncte komme. Dem Himmel sei Dank, daß ich nicht so heftige Leidenschaften habe, wie diese Leute, denn sonst müßte ich mein ganzes Leben hindurch Krieg führen. Unsere guten Deutschen mit ihrem Phlegma taugen, was man auch von ihnen sagen mag, besser für die Gesellschaft, als eure schönen Geister mit ihrem Muthwillen. Freilich sind wir, wie Sie selber einmal sagten, schwerfällig, plump und so unglücklich gesunde Vernunft zu haben; aber, wenn Sie sich einen Freund wählen müßten — wo würden Sie ihn suchen? Der Witz, mein lieber Darget, ist eine Schminke, die die häßlichen Züge nur versteckt, die gesunde Vernunft glänzt zwar weniger, aber sie führt, eben durch ihre Genauigkeit zur Tugend hin und ohne diese kann keine Gesellschaft bestehen." —

(1740. an Jordan) Nun sah ich ja Deine Franzosen, die Du mir so vorlaut angerühmt hast; gewiß, Venus wird Ihre Heldenthaten am besten schreiben können. Dies Narrenvolk, stolz im Glück, im Unglück kriechend, das mir ganz unerträgliches Geschwätz vor chansonnirt, um seine Albernheit und Dummheit zu verbergen. Die Kleinigkeit verehrt es, nur dieser Göttin dient es treu, im übrigen ist's voller Unbestand. Nein, Freund Jordan, zu

diesem Volke gehörst Du nicht mehr; Du hast aus jenem trüben Pfuhl Dich herausgearbeitet und bist so fern von ihnen, als der Himmel von der Hölle; Du denkst — die aber denken nicht." Damit man nicht an der Treue der Uebersetzung zweifle, mag hier überdem noch der französische Text stehen:

A la fin j'ai vu ces Francois
Dont vous aves chanté la gloire,
A qui nous faisons le procès,
Et dont Vénus pourroit dicter l'histoire;
Ce peuple fou, léger, galant,
Superbe en sa fortune, en son malheur rampant,
Ce chansonneur impitoyable
D'un bavardage insupportable
Veut cacher son esprit aussi sot qu'ignorant.
Il adore la bagatelle;
A cette idole il est fidelle,
Mais d'ailleurs toujours inconstant.
Non, de ce peuple, ami, vous n'êtes plus du nombre;
De cette fange impure on vous vit percer l'ombre,
Et le ciel des enfers ne peut être plus loin:
Vous pensez, ils ne pensent point.

An d'Alembert. (4. Decemb. 1772) Sie klagen stets über die wenige Achtung, die jetzt Ihre Franzosen für die Wissenschaften hegen. Eine Menge Ursachen tragen dazu bei. Die Nation, die den Ruhm liebt, schätzte die ersten großen Männer, welche nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften, ihrem Vaterlande durch ihre Schriften Ehre brachten. Später sättigte man sich an diesen Meisterstücken; die Schriftsteller, nach jenen großen Männern, waren ihnen nicht gleich; die Gelehrsamkeit

ward minder gründlich, Jeder gab sich mit Schreiben und Druckenlassen ab. Der größte Theil dieser Schriftsteller war seiner Sitten wegen verschrieen und konnte die Achtung des Publikums nicht verdienen; von der Verachtung der Person geht man nur zu leicht zur Verachtung der Kunst über. Zu diesen Betrachtungen kommt noch: daß Paris ein Abgrund von Ausschweifungen ist, in den sich Ihre rasche Jugend stürzt; viele kommen darin um, oder verlieren wenigstens den Geschmack an der Arbeit. Und da die Menschen nur das lieben, worin sie etwas zu leisten hoffen, so kann diese unbesonnene Jugend, die nur die groben, sinnlichen Vergnügungen kennt, die Künste nicht lieben, mit denen sie nicht genug bekannt ist, um darüber zu urtheilen: und es fällt ihr leichter, das, was sie nicht studirt hat, zu verachten, als ihre Unwissenheit zu bekennen. Denn, welche Zeit bleibt einem Menschen, der in der großen Welt zu Paris lebt, übrig — ich will nicht sagen zum Studiren, sondern zum Denken? Des Morgens Besuche, dann ein Frühstück, dann Mittag, hernach Schauspiel, von dem zum Spiel, zum Abendessen noch einmal Spiel bis um zwei Uhr Morgens, alsdann Liebesglück und hierauf zu Bette; um eilf Uhr steht man wieder auf. Auf diese Art sind alle Augenblicke besetzt und man ist sehr beschäftigt, ohne das Geringste zu thun. Aber wo denk' ich hin? Gewiß sollte ich Ihnen nicht die Lebensart in Paris schildern, die Sie besser kennen als ich. Der Glanz den Frankreich im Jahrhundert Ludwigs XIV. von sich strahlte, war zu leuchtend, als daß er sich lange hätte erhalten

können. Es giebt einen gewissen Punct der Höhe, der nicht überflogen werden kann. — Heut zu Tage, wo nur Kompilationen oder Sammlungen von den 23,633 großen Männern und 8,566 berühmten Frauen Frankreichs erscheinen, heut zu Tage sind die Zeitschriften nicht mehr auszuhalten, die davon Auszüge liefern. Wer z. B. wird Lust haben, sich von der „neuen Methode, Klystire zu setzen," belehren zu wollen, oder von der Rasierkunst, Ludwig XV. zugeeignet, um sich selbst den Bart abnehmen zu lernen; oder wer mag die Wörterbücher und Encyclopädien aller Art. Alles dies ekelt mich an; und da ich in Athen keinen Correspondenten mehr halte, seitdem es Setines geworden ist, so will ich auch ferner keinen in Paris haben, weil man dort die Waare nicht mehr antrifft, die ich schätzte. Indessen kann ich davor ganz ruhig schlafen." —

(5. Aug. 1775) „Ich habe le Coin (den Talma jener Zeit) spielen sehn und seine Kunst bewundert. Dieser Mann würde der Roscis seines Jahrhunderts sein, wenn er etwas weniger übertriebe. Ich mag unsere Leidenschaften gern so vorstellen sehen, wie sie wirklich sind, dann bewegt das Schauspiel das Innerste des Gemüthes, sobald aber die Kunst die Natur erstickt, so läßt sie mich kalt. — Ich wette, Sie denken: „so sind die Deutschen! sie haben blos schwach angedeutete Leidenschaften; starker Ausdruck ist ihnen zuwider, für den haben sie keinen Sinn." — Das kann sein; ich will mich nicht zum Lobredner meiner Landsleute aufwerfen. Auch ist es wahr: sie reißen keine Mühlen um und

verderben keine Saat, wenn sie über Korntheurung klagen; sie haben bis jetzt weder St. Bartholomäusnächte noch rebellische Bürgerkriege ausgeübt. Da indeß die Welt nach und nach immer aufgeklärter wird, so hoffen unsere schönen Geister, daß dies mit der Zeit wohl kommen wird, zumal wenn die Welschen uns die Ehre erzeigen wollen, ihren Geist, gegen den unsrigen zu reiben. Von diesen Welschen nehme ich stets die Voltaire und die d'Alembert aus. —

Man sagt, daß ihre Franzosen jetzt anfangen, das Wort Toleranz ohne Abscheu auszusprechen: sie kommen etwas spät darauf. Zur Zeit Ludwigs XIV stand dies Wort nicht in dem theologischen Wörterbuche seines Beichtvaters. — Sie wissen wohl, wenn man allerchristlichst ist, dann hält es schwer zu gleicher Zeit allervernünftigst zu sein." —

(An Voltaire 12 Jul. 1775) „Wie mich dünkt macht die Vernunft in Deutschland weit schnellere Fortschritte als in Frankreich. Der Grund hiervon scheint mir darin zu liegen, daß die vielen einzelnen catholischen Geistlichen und Bischöfe in Deutschland sich nach und nach ihrer abergläubischen Gebräuche schämen. In Frankreich hingegen macht die Geistlichkeit ein besonderes Corps im Staate aus und jede große Gesellschaft bleibt ja bei dem alten Brauch, selbst wenn sie einsieht, wie schädlich er ist."

Da von dieser Seite die Historiker ohne Ausnahme den wahrhaften Deutschen in Friedrich verkannt haben, so war es nöthig mit besonderer ausführlichen Sorgfalt ihn durch sich selbst frei spre-

chen zu lassen, von der so hart angeschuldigten Ausländerei. Daß man Homer und Sophocles höher schätzt, als Kotzebue und Lafontaine, wird uns niemand als Landesverrätherei nachsagen, und daß Friedrich bei seiner, auf wahrhaftes Bedürfniß seiner Bildung begründeten, Vorliebe für die französ. Literatur, sich frei davon hielt, jenem Volke auch in dem zu huldigen, worin es keine Huldigung verdiente, bezeichnet ihn als einen viel rühmlicheren Patrioten, als jene rohen Herolde des Deutschthums, die sich nie mit französischer Bildung und Literatur bekannt gemacht hatten.

Friedrich war aber nicht nur so von Natur ein guter Deutscher, wie jeder andere in vaterländischer Sitte und Gesinnung aufwächst, er hatte sich dazu gebildet und frühzeitig schon eine so genaue Kenntniß der politischen Stellung Frankreichs und der Gefahr, die von dieser Seite Deutschland drohte, erworben, als sie der Reichstag zu Regensburg nie gehabt hat. — In seinen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des Europäischen Staatensystems," die er schon 1736 schrieb, giebt er folgende Darstellung der Politik Frankreichs: „Frankreich ist gegen Abend von den Pyrenäen begränzt, die es von Spanien trennen und eine Art von Vormauer bilden, die die Natur selbst erbaut Von Mitternacht weist der Ocean, von Mittag das Mittelländische Meer und die Alpen die Franzosen zurück; gegen Morgen aber hat es keine andern Grenzen, als die, welche seine Mäßigung und Gerechtigkeit ihm setzt. Der Elsaß und Lotharingen, die von dem Reiche abgerissen sind, haben die Grenzen der

Herrschaft Frankreichs bis an den Rhein vorgerückt. Sie hätten wohl Lust, daß der Rhein in seinem Thalweg die Grenze ihres Königreichs bezeichnen möchte. Dabei gäb' es denn ein kleines Herzogthum Luxemburg wegzunehmen, ein kleines Churfürstenthum Trier wäre durch einen Vertrag, ein Herzogthum L ttich durch das Recht der Zuträglichkeit zu gewinnen; die Barriere Plätze, Flandern und einige ähnliche Kleinigkeiten, müßten nothwendig in diese Einverleibung mit begriffen sein, und Frankreich würde nichts nöthig haben als ein Ministerium von einigen gemäßigten und milden Männern, die ihren Charakter der Politik ihres Hofes liehen, alle List, alle trügerischen Umschweife ihrer Kunstgriffe auf die Rechnung der untergeordneten Minister würfen, um unter dem Schilde ihres ehrwürdigen Aeußern, ihre Absichten zu einem glücklichen Ausgange zu bringen.

Frankreich übereilt sich in Nichts. Es bleibt seinem Plane immer getreu und erwartet alles von der Verbindung der Umstände; die Eroberungen müssen sich ihm, so zu sagen, von selbst anbieten; es verbirgt alles Studirte in seinen Entwürfen, und wenn man blos nach dem Anscheine urtheilt, sollte man glauben, es werde vom Glück ganz besonders begünstigt. Das darf uns durchaus nicht täuschen; das Glück und der Zufall sind Wörter, die nichts Wirkliches bezeichnen. Frankreichs wahres Glück ist der Scharfsinn, die Kunst vorherzusehen und die guten Maaßregeln seiner Minister. Man sehe nur, wie sorgfältig sich der Cardinal mit der Vermittlung zwischen dem

Kaiser und den Türken bemüht. Der Kaiser kann zur Erkenntlichkeit für diesen Dienst nichts geringeres thun, als seine Rechte auf Luxemburg an Ludwig XV. abtreten; das Herzogthum wird, allem Anscheine nach, eine von den ersten Erwerbungen sein, die auf Lothringen folgen werden. —

Ich erblicke in dem, was in Frankreichs System Platz finden kann, noch größere und mehr umfassende Entwürfe, der Augenblick der Ausführung dieser großen Absichten, scheint der Tod Sr. Kaiserlichen Majestät zu sein. Welche Zeit wäre geschickter um Europa Gesetze vorzuschreiben? Welche Verbindungen von Umständen glücklicher, um alles wagen zu können?

Alle Kurfürsten sind jetzt wegen ihres verschiedenen Interesses getrennt; einige werden, um ihre besondern Vortheile zu erreichen, sich Frankreich in die Arme werfen und das gemeinschaftliche Wohl des Reichs aufopfern; andere werden in gegenseitigen Kampf gerathen, wer die Kaiserkrone tragen soll; noch andere werden im Vertrauen auf große Bundesgenossen, die Fackel des Krieges, Unruhe und Verwirrung überall verbreiten, und die sich der überwiegenden Macht des gemeinschaftlichen Feindes widersetzen könnten, werden nichts unternehmen und ihr Schicksal dem Zufall überlassen. Ueberdies wird Frankreich, da es sich durch den letzten Friedensschluß zur Gewährleistung der pragmatischen Sanction anheischig gemacht hat, dadurch verbunden, sich nach dem Tode des Kaisers zuverlässig in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, und bei dieser Gelegenheit werden Frankreichs Schritte dadurch

viel gefährlicher als sonst, daß sie einen Anschein von Gerechtigkeit und selbst seine Gewaltthätigkeiten einen Anstrich von Billigkeit haben werden. — Laßt der französischen Politik Gerechtigkeit widerfahren, sie ist nicht so kurzsichtig, als man glauben möchte. — Aber so vortrefflich die französische Staatskunst ist, so sehr muß man auch gestehen, daß eine mannigfaltige Verkettung von Umständen zusammenkommt, sie zu begünstigen. Alle Fürsten, deren Größe und Macht ihnen furchtbar werden können, sind uneins. Frankreich darf nur die Flamme der Zwietracht nicht erlöschen lassen. Niemand steht ihm gegenüber, dessen durchdringender Geist, dessen Kühnheit und Geschicklichkeit es zu fürchten hätte. Freilich gewinnt es in dieser Rücksicht weniger Ruhm, als Heinrich IV. und Ludwig XIV.

Was würde Richelieu, was würde Mazarin sagen, wenn sie in unsern Tagen wieder aufstehen sollten? Sie würden erstaunen, keinen Philipp III. und IV. in Spanien, keinen Cromwell und König Wilhelm in England, keinen Kaiser Ferdinand in Deutschland, und beinahe keinen Deutschen mehr im Heil. Römischen Reiche zu finden; keinen Innozens II. in Rom, keinen Tilly, keinen Montecuculi, keinen Marlborough und keinen Eugen mehr an der Spitze der feindlichen Heere, kurz eine so allgemeine Ausartung unter allen, denen das Schicksal der Menschen im Frieden und im Kriege anvertraut ist, daß sie sich nicht wundern würden, wie man die Nachfolger dieser großen Männer hat überwinden und hintergehen können. Sonst mußten die Franzosen mit ganz Europa fech-

ren, welches sich gegen sie verbunden und verschwo-
ren hatte, und sie waren ihre Eroberungen allein
ihrem Muthe schuldig; jetzt verdanken sie ihre
größten Vortheile ihrer Unterhandlungskunst und
man kann den triumphirenden Lauf ihres Glücks
weniger ihrer Macht, als der Schwäche ihrer Feinde
zuschreiben. —

Was thut die französische Politik um zur Uni-
versalmonarchie zu gelangen? Mit welcher
Freiheit streut sie den Saamen der Unreinigkeit un-
ter die Reichsfürsten aus? Mit welcher Gewand-
heit hat sie die Freundschaft der Könige gewonnen,
die sie am ersten braucht, wie künstlich weiß sie den
Vortheil der kleinen Fürsten gegen die mächtigen
zu unterstützen? Man bewundre die Wendung,
welche Frankreich gewonnen hat, um die Stärke der
Seemächte zu untergraben, seine Gewandtheit, sie
mit Kleinigkeiten hinzuhalten, unterdeß es selbst
das Größere ausführt Zugleich sehe man die Mehr-
zahl der europäischen Fürsten eben so gedankenlos,
wie einst die Griechen zur Zeit Philipps von Ma-
cedonien, die es vernachlässigten durch enge Verbin-
dung ihrem sonst unabwendbaren Untergange zu
entgehen

Man verweile noch einen Augenblick bei den Kunst-
griffen der Franzosen, die die nordischen Mächte
mit Hülfsgeldern blenden, um die, welche nicht ge-
wonnen sind, gleichsam ihren eignen Hülfsquellen
zu berlassen und urtheile dann, ob dies nicht die
Folgen einer Politik sind, wie Philipp von Mace-
donien sie hatte? Man erlaube mir die Vergleis-
chung noch weiter zu treiben und es wird sich zei-

gen, daß Philipps Geschichte mehr als eine Begebenheit darbietet, die den Ereignissen in unsern Tagen völlig gleich und der Politik von Versailles würdig ist.

Jener König von Macedonien hatte schon die Thebaner, die Olinther und die Messenier gewonnen; in der Folge zwang er die Athener, die geschwächt waren und ihm wenig Widerstand leisten konnten, ihm die Städte Amphipolis und Phozis abzutreten, die ihm zur Vormauer dienten. Da er erst Phozis und die engen Pässe bei Thermopylä hatte, so besaß er gleichsam den Schlüssel von Griechenland und konnte es leicht angreifen, so oft er dies seinem Vortheil gemäß fand.

Die Geschichte Frankreichs erinnert sehr lebhaft an jene alte Zeit. Man sieht wohl, daß ich von der Wegnahme des Elsasses und Straßburgs reden will. Diese von Deutschland abgerissenen Staaten, waren für dasselbe sonst Vormauern und Thermopylen; Lotharingen kann mit Phozis verglichen werden. Philipp stand nicht still bei Thermopylä, er ging weiter. — Ich erinnere hier an die Worte, die ein Philosoph zu dem Könige von Epirus sprach, da er nach Italien aufbrach. Warum, frug er diesen Fürsten, bringst Du alle diese Waffen und dieses Gepäck zusammen? Um Italien zu erobern, antwortete Pyrrhus. Aber Herr, wenn Italien erobert ist, wohin geht es alsdann? Dann lieber Kynas, machen wir uns zu Herren von Sicilien; dort bedürfen wir nur eines guten Windes, so fällt uns Carthago in die Hände; von da werden wir die Wüste Lybiens durchziehen; Arabien und

Aegypten werden uns nicht widerstehen können, Persien und Griechenland werden ebenfalls unterworfen." Dieser König hatte keinen geringeren Plan, als seine Herrschaft über den ganzen Erdboden zu verbreiten, seine Sprache war die Sprache der Ehrsucht, und die Ehrsucht denkt und handelt immer auf einerlei Weise. Doch genug davon.

Was die Griechen betrifft, so sahen sie die Fortschritte Philipps sehr obenhin an und bildeten sich thörichter Weise ein, der Tod dieses Fürsten würde sie von einem gefährlichen Feinde befreien. Gerade dies ist die Sprache, die man jetzt in Europa führt; man schmeichelt sich, daß der Tod des geschickten französischen Staatsmannes, der französischen Staatskunst ein Ende machen, daß ihm ein anderer Minister folgen und dieser nicht dieselben Absichten, dieselben Plane haben werde; kurz man stützt sich auf kleine Hoffnungen, die gewöhnlich der Trost schwacher Seelen und kleiner Geister sind. Man erlaube mir hier den Vorwurf zu wiederholen, den Demosthenes den Athenern in seiner ersten Philippischen Rede macht. Hier seine Worte: „Philipp ist todt, wird einer sagen; nein, aber er ist krank, antwortet der andere. . . Ei, ob er todt ist, oder ob er lebt, was geht es euch an? Wenn ihr ihn nicht mehr haben werdet, Athener, so werdet ihr euch bald einen andern Philipp schaffen, wofern ihr nicht euer Benehmen ändert; denn das, was er ist, ward er nicht so wohl durch seine eigne Macht, als durch eure Sorglosigkeit. —

Eben so stimmt das Betragen der Römer vollkommen mit dem Betragen der heutigen Römer,

d. h. der Franzosen überein. Die Römer mischten sich in die Angelegenheiten der Welt, maßten es sich an, jeden Streit der Fürsten zu schlichten. Rom war das Tribunal des ganzen Erdkreises und die Könige und Fürsten hatten, ich weiß nicht wie, die Souverainetät dieses Tribunals anerkannt; sie beriefen sich bei ihren Streitigkeiten auf das Urtheil des römischen Volks, des mächtigsten und stolzesten von allen. Mit Frankreich ist es nicht anders, aber was die Römer nie gethan haben, wagte Ludwig XIV. Er errichtete ein Wiedervereinigungs-Tribunal, das unter dem Vorwande der Untersuchung alter Rechte ganze Provinzen unter das Joch seiner Botmäßigkeit brachte. — In alles, selbst in die Streitigkeiten von Genf, hat sich Frankreich gemischt; es sei nun durch Bestechung, oder auf anderem Wege geschehen, genug, die Genfer haben sich ihm in die Arme geworfen Der Krieg, den der Kaiser in Ungarn führt, wird sich ebenfalls nicht endigen, ohne daß die Rede von Frankreich gewesen ist und die Corsen werden in Kurzem von eben diesen Franzosen erfahren, welche Wendung ihr Schicksal nehmen soll. Kurz, hat man Streitigkeiten: Frankreich entscheidet sie; will man Krieg führen: Frankreich ist auf dem Platze; sollen Friedensartikel verabredet werden: Frankreich schreibt Gesetze vor und wirft sich zum Schiedsrichter des Erdkreises auf.

Eines ist noch anzuführen, die Weise der französischen Diplomaten. Sobald Frankreich zu seinem Zwecke gelangt ist und nicht mehr nöthig hat eine gewisse Mäßigung zu beweisen, bemerkt man an

seinen Diplomaten einen außerordentlichen Stolz und Uebermuth; so geschmeidig sie sind, wenn sie den Beistand der Fürsten suchen, so unerträglich hochmüthig sind sie, sobald ihr Interesse nicht mehr die Hülfe eben dieser Fürsten fordert — Man bemerke den Uebermuth und die befehlshaberische Weise, womit der französische Gesandte sich bei den Genfer Angelegenheiten betrug; man werf' einen Blick auf den Aufsatz wegen der Jülichschen Erbfolge, den Herr Fenleon den Generalstaaten übergeben hat; man erinnere sich der Streitigkeiten zwischen ihm und dem englischen Gesandten wegen des sonderbaren Vorranges am Schenktisch und man wird die ehrsüchtigen Franzosen kennen lernen ꝛc."

Von allzugroßer Vorliebe für die Franzosen wird man nach diesen Aeußerungen unsern Friedrich wohl freisprechen, und ihm das deutsche Bürgerrecht nicht ferner streitig machen, es sei denn, daß man das Bekenntniß der eignen Schwäche so sehr verrieth, daß man schon den bloßen Umgang mit den freiesten und gebildetsten Franzosen für Hochverrath ausgeben wollte, als ob nicht eben die wahrhafte, kerngesunde Kraft der Deutschen sich darin zeigte, bei allem Umgang mit den Fremden, dennoch das Einheimische zu eigenthümlicher Vollendung gebracht zu haben; universeller Bildung darf allein sich der Deutsche rühmen, gegen den die andern Völker einseitig erscheinen. So sehen wir auch die Bildung Friedrichs durchaus auf das Allgemeine gerichtet, jeder Einseitigkeit feind, und was er bei seinem Umgange mit den Franzosen gewann, verarbeitete er sogleich nach vaterländischer Weise.

Wir dürfen dabei nie vergessen, daß Friedrich in einer Zeit schrieb, wo sich sehr Wenige, in dem Verkehr mit Frankreich, den vaterländischen Stolz, wie er, zu erhalten wußten und geistreich und witzig zu sein glaubten, wenn sie nur einmal in Paris sich frisiren ließen. Friedrich schreibt dem französischen Gesandten Rothenburg in Berlin eine Epistel über das Reisen. Darin sagt er: „Wie beklag' ich jenen Vater, ich glaub' es wäre besser, er hätte seinen Sohn unter eigner Aufsicht erzogen. Sieh nun sein finsteres, furchtsames, wildes Wesen; in seinen Zügen liest man Schaam und Verwirrung. Aus Paris, der Heimath der Scherze, käm' er? Nein, du willst mich täuschen, er kömmt aus einer Carthause O! das nützliche Project, der schöne Aufwand! Was war es nöthig ihn nach Frankreich zu schicken, was weiß er? Was hat er gesehn? Was hat sein Führer aus ihm gebildet? —

Aber seht seine Kleider; sie sind vom ersten Schneider; die zierliche Frisur seiner gekräuselten Haare, erschöpft das Genie des großen Passet und seine ellenlangen Manchetten bedecken seine langen Finger. — Also, um sich zu putzen, that er die weite Reise? Wie viel Müh und Zeit wär erspart, wäre man zu den Schustern, Schneidern, Perückenmachern in Berlin gegangen, nur einen Tag hätten sie nöthig gehabt, ihn zurecht zu stutzen. Glaubst du, daß dein Sohn durch Hülfe des Anzuges, trotz seines trocknen Hirns und verblüfften Geistes, uns blenden wird? Sagt, wenn Eure Söhne, den Sitten und dem Aeussern nach, als Fremde von den kostspieligen Reisen zurückkommen, wenn sie mehr

Franzosen und Engländer, als Deutsche sind, welche nützlichen Aemter bestimmt ihnen Eure Sorgfalt? — Der Eine kömmt nach Hof und verlangt ein Richteramt; er hat in den Logen des französischen Theaters seinen Doctorhut erhalten und seine Theses vertheidigt. Aus Furcht, daß Cujaz ihm den Kopf verwirre, hat er nur den Rousi, Moncrif und Marivaux gelesen Alles, wovon geredet wird, schmückt sein fruchtbares Genie mit Stellen aus pariser Gassenliedern. O der vortreffliche Richter! Glücklich die Partheien, deren Schicksal von solchen Referenten abhängt! —

Deutschland, fruchtbar an schlechten Originalen, zählt unter den Großen die thörigsten und sinnlosesten. Für den französischen Hof eingenommen, ahmt ihr ohnmächtiger Stolz die ausschweifende Pracht der Ludwige nach. — Fürsten, deren Staat kaum 6000 Morgen enthält, verwandeln die Hälfte ihrer Felder in Gärten, und um ein Meudon, Marly, Versailles im Lande zu haben, bedrücken sie ihre unter Auflagen seufzenden Unterthanen. In ihren weitläuftigen Pallästen würde man den Fürsten mit seinem ganzen Hofstaat einen Tag lang suchen, ehe man ihn fände. Zehn Hunde machen ihre Jagd und hundert Bettler bilden ihr Heer."

Vornehmlich war es die alte Welt, zu der der König in die Schule gegangen war, an dem Leben und den Worten der Griechen und Römer hat er sich gebildet, sie hat er nach ihrem wahren Werthe erkannt und geschätzt. Mag er auch an einigen Stellen den französischen Dichtern und Geschichtschreibern damit schmeicheln, daß er sie mit den

Classikern vergleicht, sie über sie erhebt, er wußte recht wohl, was er an ihnen und an jenen hatte. Will man die Ausdauer kennen lernen, mit der Friedrich die Alten las, so muß man das Tagebuch seines Vorlesers Dantal nachsehen, der in den Jahren 1784 — 86 bei ihm war. Täglich las er ihm zwei bis drei Stunden die griechischen und römischen Redner, und Geschichtschreiber, Monate vergehen, ohne daß ein französischer Schriftsteller gelesen wird und Dantal erzählt, wie genau der König von den Alten durch vielfaches Lesen ihrer Schriften in seinen früheren Jahren unterrichtet war.

Fragt man nun immer noch, nachdem man zugestanden hat, daß Friedrich nicht mit blindem Vorurtheil den Franzosen gehuldigt habe, was er für die deutsche Literatur gethan? und ob er nicht mit befangener Partheisucht ein für allemal daran verzweifelt habe, daß die deutsche Sprache und das deutsche Volk jemals zu einer vollendeten Bildung kommen werde? so ist auf die eine Frage schon oben geantwortet, und wenn man die Dichter blos damit entschuldigen wollte, daß ihnen der Held gefehlt habe, der ihres Gesanges würdig gewesen sei, so wird es nicht schwer halten, eine Menge schlechter Oden anzuführen, die auf diesen Helden gedichtet worden sind. Der Sinn, den die Forderung hat, daß ein Held im Vaterlande erscheinen muß, wenn die Literatur blühen soll, ist der, daß etwas Tüchtiges überhaupt von dem Volke im Leben geleistet werde, jeder fühlt sich dann in seinem Berufe tüchtig, jedes Talent leistet dann das Treffliche. Unserm Friedrich genügte aber das Be-

wußtsein des Heldenthums, das er dem Vaterlande wiedergewonnen hatte, nicht allein; er verkündet ihm mit Gewißheit den noch größeren Ruhm, den es in der Literatur sich erwerben werde, und zur Beantwortung jener zweiten Frage führen wir die eignen Worte Friedrichs als das gültigste Zeugniß an, die zugleich beweisen, daß er sehr gut wußte, woran es den Deutschen fehlte.

Wir beziehen uns hier auf die Abhandlung „über die deutsche Literatur," die er 1780 dem Grafen von Herzberg zum Uebersetzen und zum Druck übergab; die nähere Veranlassung war, daß der König Zweifel geäußert, ob Tacitus könne in's Deutsche so gut wie in das Französische übertragen werden. Der Minister schickte ihm nun die Uebersetzung einiger Capitel, die dem Könige gefiel, im Uebrigen aber stimmte er nicht in das Lob ein, daß jener der deutschen Literatur ertheilte. Er schreibt ihm: „Sie sind erstaunt, daß ich meine Stimme nicht mit der Ihrigen vereinige, um die Fortschritte zu rühmen, die nach Ihrer Meinung täglich die deutsche Literatur macht. Ich liebe unser gemeinschaftliches Vaterland, so sehr wie Sie, und deswegen hüte ich mich sehr, es zu früh zu loben. — Gehen wir Deutschland durch, um unsere wahre Lage kennen zu lernen; ich finde eine halbbarbarische Volks-Sprache, die sich in so viel verschiedene Mundarten theilt, als Deutschland Provinzen hat; jeder Kreis ist überzeugt, daß sein Patois das beste sei. Noch giebt es keine Sammlung, die befestigt durch die Anerkennung des Volks, eine Auswahl der Worte und Ausdrücke enthielt, die die Reinheit

der Sprache ausmachen. Was man in Schwaben schreibt, versteht man kaum in Hamburg, und der Styl des Oestreichers scheint dem Sachsen dunkel. Man führe die Dialecte der Griechen und Römer nicht an; die Dichter, die Redner, die berühmten Geschichtschreiber haben die Sprache bestimmt. Bei uns suche ich vergebens nach Homeren, Virgilen, Anaceron, Horaz, Demosthenes, Cicero, Thucydides, Livius, ich finde nichts, meine Bemühungen sind vergeblich. Seien wir doch aufrichtig und gestehen ganz ehrlich, daß bis jetzt die schönen Wissenschaften auf unserm Boden noch nicht blühten. Deutschland hat Philosophen gehabt, die die Vergleichung mit den Alten aushalten, die sie zum Theil übertroffen haben, in den schönen Wissenschaften aber müssen wir unsere Armuth eingestehn — Weder den Geist, noch dem Talent des Volks', muß man die geringen Fortschritte zuschreiben, die wir bis jetzt gemacht haben, Verwüstung und Krieg haben uns zurückgehalten. Erst als der Flor der Städte wieder begann, blieb die Thätigkeit unsrer Landsleute nicht blos dabei stehen, das Verlorne wieder zu gewinnen, sie strebten nach etwas Höherem, sie suchten sich in dem zu vervollkommnen, was die Vorältern nur angelegt hatten. Nun sehen wir Anstand sich verbreiten, der dritte Stand unterlag nicht mehr in schmählicher Verachtung, die Väter sorgten für die Bildung der Kinder. Dies sind die Anfänge der glücklichen Revolution, die wir erwarten, die Fesseln, die den Geist unserer Vorfahren banden, sind gebrochen, schon sieht man, daß ein edler Wetteifer in den Geistern aufkeimt. Wir fühlen die

Schande, daß wir in einigen Weisen es den Nachbarn nicht gleichthun, wir suchen durch unermüdete Arbeit die Zeit wieder zu gewinnen, die uns durch Krieg und Verheerung verlohren ging; im Allgemeinen hat sich der deutsche Geschmack so sehr für alles entschieden, was den Glanz unsers Vaterlandes erhebt, daß bei solchen Anlagen die Musen uns ganz gewiß in den Tempel des Ruhmes führen werden.

Deutschland ist fruchtbar an Männern für mühsame Forschung, an Philosophen, an Talenten, an allem, was man wünschen kann; es fehlt nur der Prometheus, der das himmlische Feuer raubt, um sie zu beleben

Der Boden, der den berüchtigten De Vineis, den Canzler des unglücklichen Kaisers Friedrichs II, erzog, der, wo die Briefe der obscurorum virorum geschrieben wurden, Muster für Rabelais; der Boden, der den berüchtigten Erasmus gebar, dessen Lob der Thorheit von Witz sprüht; das Land, das Melanchthon, der eben so klug als gelehrt war, hervorbrachte; der Boden, sag ich, der so große Männer trug, ist keineswegs erschöpft, und wird noch viele andere aufstehen heißen. Wie viele große Männer kann ich jenen noch zufügen! Zu den Unsern zähl' ich ohne Scheu Cöpernick, der durch seine Berechnungen das himmlische System berichtigte, während auf einer andern Seite Deutschlands ein Mönch bei seinen chemischen Versuchen, die ungeheure Wirkung der Entzündung des Pulvers entdeckte, ein anderer erfand die Buchdruckerkunst, diese glückliche Kunst, die das Publicum in den Stand

setzt, sich für wenig Geld zu unterrichten. Wir verdanken ferner Otto Guerike, diesem erfindsamen Geiste, die Luftpumpe. Am wenigsten werde ich den berühmten Leibnitz vergessen, der Europa mit seinem Namen erfüllt hat, wenn ihn auch seine Einbildungskraft zu einigen systematischen Visionen verleitet hat, so muß man doch immer behaupten daß seine Ausschweifungen die eines großen Genies sind. Ich könnte diese Liste noch vergrößern mit den Namen Thomasius, Vilfinger, Haller und vieler anderer.

Was wir aber vor allen andern als nachtheilig in Anschlag bringen müssen, ist, daß in Italien, Frankreich und England die ersten Gelehrten in ihrer eigenen Sprache schrieben. Das Publicum las ihre Werke mit Begier und die Kenntnisse verbreiteten sich durch das ganze Volk. Bei uns war dies ganz was anderes; unsere ersten Gelehrten waren, wie überall, Menschen, die Geschichten über Geschichten in ihrem Gedächtniß aufhäuften, Pedanten ohne Urtheil, Lipsiusse, Freinshemiusse, Grouove, Gräviusse, schwerfällige Wiederhersteller einiger dunkelen Lesarten, die sich in alten Manuscripten fanden. Das mag nützlich sein bis auf einen gewissen Punct, aber sie mußten ihre Thätigkeit nicht auf solche kleinliche und deshalb gleichgültige Lumpereien richten Das betrübteste dabei war, daß die pedantische Eitelkeit dieser Herren nach dem Beifall von ganz Europa strebte, ein Theil, um mit ihrer guten Latinität Parade zu machen, der andere, um von den ausländischen Pedanten die auch nur latein schrieben, bewundert zu werden; so waren ihre

Werke fast für ganz Deutschland verlohren. Daher kamen zwei Nachtheile, der eine: daß die deutsche Sprache ungebildet, mit dem alten Roste beladen blieb, die zweite: daß die Masse des Volkes, die kein Latein verstand, nun ohne sich, bei dem Mangel der Kenntniß einer todten Sprache, unterrichten zu können, in der tiefsten Unwissenheit versunken blieb. Das sind Wahrheiten, worauf niemand antworten kann. Daß doch die Herren Gelehrten zuweilen sich erinnern möchten, daß die Wissenschaften Nahrung für den Geist sind; das Gedächtniß nimmt sie auf, wie der Magen die Speisen, aber sie verursachen Indigestionen, wenn sie das Urtheil nicht verdaut. Wenn unsere Kenntnisse Schätze sind, müssen wir sie nicht vergraben, sondern sie alle unsern Mitbürgern zum Besten geben, indem wir sie in der allgemein bekannten Sprache mittheilen.

Erst seit Kurzem haben die gebildeten Männer den Muth gewonnen, in ihrer Muttersprache zu schreiben und erröthen nicht mehr Deutsche zu sein. Vor nicht langer Zeit ist das erste deutsche Wörterbuch erschienen, ich schäme mich, daß ein so nützliches Werk nicht hundert Jahr früher zu Stande kam. Indessen sieht man, daß in den Geistern eine Wandlung sich vorbereitet, man hört wieder von dem Ruhm des Volkes reden, man bestrebt sich die Nachbarn zu erreichen, man will sich den Weg zum Parnassus, wie zu dem Tempel der Unsterblichkeit bahnen; die, welche ein feines Gefühl haben, wittern es schon. Möchte man doch die Werke der alten und neuen Classiker in unsere Sprache übersetzen. Wollen

wir, daß das Geld bei uns in Umlauf komme, müssen wir es unter das Volk vertheilen, so müssen die Wissenschaften ein gemeinsames Gut werden.

Endlich, um nichts zu vergessen, was unsere Fortschritte zurückgehalten hat, mache ich auf den geringen Gebrauch aufmerksam, den man von der deutschen Sprache an den meisten deutschen Höfen gemacht hat. Unter der Regierung Kaiser Josephs sprach man in Wien nur italienisch, unter Carl VI., spanisch, am Hofe Franz I., der ein Lotharinger war, sprach man das französische viel geläufiger, als das deutsche. Eben so war es an den kurfürstlichen Höfen. Was war hiervon der Grund? Der, ich wiederhole es, daß die italienische, spanische, französische festbestimmte Sprachen waren, die unsre nicht. Aber trösten wir uns; in Frankreich war es nicht anders. Unter Franz I., Karl IX., Heinrich III. sprach man in guter Gesellschaft mehr spanisch und italienisch als französisch und die Volkssprache kam nicht eher in Aufnahme, als bis sie gebildet, rein und zierlich wurde und eine Menge classischer Werke durch ihren Ausdruck sie verschönerten und regelfest machten. Unter Ludwig XIV. verbreitete sich das Französische durch ganz Europa und dies zum Theil aus Vorliebe für die guten Schriftsteller, die darin schrieben, theils für die guten Uebersetzungen der Alten, die man darin fand. Jetzt ist diese Sprache ein Paß, der in alle Häuser, in alle Städte führt. Man mag von Lissabon nach Petersburg, von Stockholm nach Neapel reisen, spricht man französisch, so wird man überall verstanden.

Dies sind die verschiedenen Fesseln, die uns hemmten gleichen Lauf mit den Nachbarn zu halten. Immer haben die, die zuletzt kommen, ihre Vorgänger übertroffen; dies kann bei uns schneller, als man glaubt, geschehen, wenn die Fürsten Geschmack an den Wissenschaften gewinnen, wenn sie die, die sich damit beschäftigen, ermuntern und diejenigen loben und belohnen, die das Bessere leisten; sobald wir Medizeer haben, werden wir Talente sehen. Wir werden unsere classischen Schriftsteller haben, jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, an den Höfen wird man es sehr gern (avec délice) sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen gebildet ist, sich durch die Gunst unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europa's zu dem andern verbreitet.

Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich kündige sie euch an, sie erscheinen schon; ich werde sie nicht mehr sehen, mein Alter versagt mir diese Hoffnung. Ich stehe wie Moses und sehe von fern das gelobte Land, ich werd' es nicht betreten.

Erlauben Sie mir diesen Vergleich. Ich lasse Mosen für sich, und will mich durchaus nicht mit ihm vergleichen und was die schönen Tage der Literatur betrifft, die wir erwarten, sind sie mehr werth, als die kahlen und heißen Felsen des unfruchtbaren Idumäa's."

Beilagen.

I.

Einige Gedichte Friedrichs des Großen.

Ode
an die Deutschen.
(Den 29. März 1760 in Freiberg.)

Unglücklich Volk! Du schwingst mit Raserei
Im Bürgerkrieg die blutbefleckten Fahnen,
Die Luft ertönt vom lauten Wehgeschrei,
Woran muß jeder Stein uns zürnend mahnen?
Die Fluren wandelt Ihr zu wüsten Stellen,
Und färbt mit Euerm Blut der Ströme Wellen.
Soll da dem Vaterland nicht bangen?
Ihr stürzt es in die Barbarei,
Aus der es durch die Väter frei
Und ruhmbekränzt hervorgegangen.

Im Auge Wuth, wollt ihr der Hölle Geist,
Die Zwietracht her zu eurer Rache heischen,
Ihr seid es, die das eigne Herz zerreißt,
Mit frevlem Arm bereit Euch zu zerfleischen.
Der Himmel zürnt der Ungebühr der Seinen
Und will dem bangen Leichenzug nicht scheinen.
Voll Furcht die Flammen zu entweihen,
Wie bei Thyestens grausem Mahl,
Flieht Helios, den reinen Strahl
Nicht solcher schnöden That zu leihen.

Verräther! fürchtet Ihr, daß aus dem Blut
Das Ihr verschont, uns Rettung einst erstehe?
Daß Ihr, aus Einem Haus, in blinder Wuth
Das Ausland ruft zu Eurem eignen Wehe?
Denn Euern schwarzen Frevel zu vollenden
Reicht Ihr die Waffen fremden Räuber-Händen.
Sie haben grimmig sich verschworen,
Mit Euch zu jeder That im Bund,
Es stürzt des Reiches heil'ger Grund,
Gesetz und Gleichheit geht verloren.

So sank dahin das schöne Griechenland
An Wunden, die's mit eigner Hand geschlagen
Da Bürgerkrieg den wilden Feuerbrand
Zum stolzen Sparta, nach Athen getragen.

Und da sie so am eignen Leben zehren
Vermögen sie Gewalt nicht abzuwehren.
Wie konnte sich ihr Staat befreien!
Er stürzt sich in das eigne Schwert
Und zählt, ach! nur zu sehr bethört,
Die Consuln Rom's zu seinen Treuen,

Doch Schrecken wird ihm statt der Ruh' zu
Theil,
Dem fremden Joch muß Hellas unterliegen,
Dem Ruthenbündel und dem Henkerbeil
Muß sich der Wille freier Männer fügen.
Sie konnten nicht die Leidenschaft verbannen,
Da wird der Schutzfreund ihnen zum Tyrannen.
So fällt durch eifersüchtig Wüthen,
Durch treulos schändlichen Verrath,
Der Griechen hochberühmter Staat,
Ein Land, wo Kunst und Freiheit blühten.

Ihr trätet gern Borussia in den Staub,
Frankreich und Schweden muß Euch Hülfe senden,
Dem rohen Russen bietet Ihr's zum Raub,
Ihr Armen! grabt das Grab mit eignen Händen.
Tyrannen räumtet Ihr das Land, die Rechte,
Zum Lohn dafür bedient ihr sie als Knechte.

Wie werdet Ihr einst weinen, weinen,
Daß Ihr der Feinde stolzem Heer
Mit eigner Hand geschärft den Speer,
Der Nachbar wird's nicht redlich meinen.

Bewaffnet Euch, wie zu der Väter Zeit
Und schlagt den Feind, dem allzusehr gelüstet,
Den Thronenräuber, der zum Krieg bereit,
Am Rhein, am Donaustrohm das Land verwüstet.
Was ruft den Erbfeind Ihr, bei Euch zu wohnen,
Der Euch die Freiheit raubt, das Recht, die Kronen.

Ihr schwingt die blutgen Waffen wieder,
Da jauchzt der Eumeniden Schwarm,
Und Ihr befleckt den Mörderarm
Ach! mit dem Blute Eurer Brüder?

Erobert, brecht herein durch Flandern's Schutz,
Auf! nach Hungarien, stürmt Belgrad's Mauer!
Sonst schwoll bei diesem Wort das Herz von Trutz,
Das Feld des Ruhms ist Euch ein Feld der Trauer,
Dort hat Eugen mit Heldensinn gefochten.
Dort ward ihm einst der Siegeskranz geflochten.

Und will sich nicht der Muth entzünden,
Und fühlt Ihr nicht das Herz entbrannt,
Von Liebe für das Vaterland!
Wollt Ihr Euch keinen Lorbeer winden?

Seht Ihr dort an des Bosporus Gestad
Den Sultan, der Euch höhnt mit frechem Sinnen,
Er gönnt Euch wohl ein solches blut'ges Bad,
Und Euer Hader fördert sein Beginnen.
Ihr leiht ihm Eure blutbefleckten Hände,
Daß er das Unheil von den Seinen wende.
Von seinen Thürmen schaut er freier,
In hoher Freuden Uebermaaß,
Den Falken und Adler schon zum Fraß
Im krummen Schnabel wilder Geier.

Nicht auswärts nur, Ihr nährt im eignen Schooß
Unsinn'ge dis Gefahren wie verblendet;
Die Donau zieht Euch den Tyrannen groß,
Indeß Ihr gegen mich Euch frech gewendet.
Du schmiedest, niedres Volk, die eignen Ketten,
Die Freiheit zürnt und will sich sterbend retten.
Ihr werdet noch dem Wahne fluchen,
Und was Euch sonst das Herz bethört,
Daß Ihr die schnöden Fesseln ehrt,
In die Euch Eure Kaiser schlugen.

Gedenkt der alten Zeit und jener Noth,
Wie's Kaiser Karl, dem stolzen Haupt, gelungen,
Wie er dem Reich, das Ihr getrennt, gebot,
Durch Spanier, Germanien bezwungen.

Zum Joch gewöhnt er Eure Anverwandten
Und edle Fürsten führt' er fort in Banden.
Um Rache rufen noch die Leichen,
Die Ferdinand zum Tod gebracht,
Da er des Glaubens freie Macht
Bedrohte mit Despotenstreichen.

Ich red' umsonst, sie hören mich nicht an;
Elende! — Antwort! — die Verräther schweigen,
Ach! um der Väter Tugend ist's gethan,
Nicht freie Männer find' ich unter Feigen;
Sie kriechen scheu zu des Tyrannen Füßen
Und mögen ihre Schmach in Banden büßen.
Ihr wagt es nicht dem Feind zu wehren,
Kleinmüthig seid Ihr und verzagt
Und diese Ketten, die Ihr tragt,
Nehmt Ihr, o Schande! noch für Ehren.

Auf! meine Preußen, fliehen wir dies Land,
Wo gegen Unrecht Ihr und Schande fechtet,
Im Schwindel ist der Brüder Geist entbrannt,
Deutschland hat den, der es beschützt, geächtet.
Die eigne Freiheit hat es feil geboten
Für Knechtesdienst an traurige Despoten.
Verlassen wir das Reich der Thoren,
Sie zahlen mit dem eignen Blut

Tyrannen schimpflichen Tribut
Und sind zu Sclaven nur geboren.

Hinaus, und einen mildern Himmel sucht,
Wo uns die Götter goldne Tage schenken,
Ja, selbst des Irokesen wilde Schlucht,
Das dürre Felsland, das nie Wellen tränken,
Die heißen Wüsten, wo die Tiger hausen,
Die dunkle Kluft des Kaukasus voll Grausen
Sind unsrer wunden Brust willkommen,
Ein sich'rer, frei'rer Aufenthalt,
Als diese Heimath voll Gewalt,
Die uns nie gastlich aufgenommen.

Nein, tapfre Schaar, ein edler, großer Sinn
Wird nicht in schimpflichem Gefühl verzagen,
Eh' er sie denkt, wirft er die Ausflucht hin,
Die Ehre retten wir! es gilt zu wagen!
Für Unrecht und Verrath die blut'ge Rache
Zu fordern, ist der Götter heil'ge Sache.
Heran! Ihr muthigen Geschwader,
Stürzt in die Schlacht mit frohem Herz
Und trefft mit Euerm scharfen Erz
Dem falschen Feind die Lebensader.

Mit ganzer Kraft, mit lebensfestem Muth
Fallt in der Völker dicht vereinte Banden,

In Schmach und Stolz, sie dürsten nur nach Blut
Und ziehen frech heran aus allen Landen.
Da ist der Sieg, wo Eure Fahnen wehen
Die Nachwelt rühmt die herrlichen Trophäen.
Der Rache weih' ich Euch, ihr Schaaren,
Gedenkt, von Feindes Blut gefärbt,
Daß Ihr den schönsten Lorbeer erbt,
Dort auf dem Felde der Gefahren!

Um die Leser in den Stand zu setzen, die Kraft der französischen Sprache in Friedrichs Versen zu hören, darf ich nur die zwei letzten Strophen im Original mittheilen:

Mais non, braves amis, une ame magnanime
D'un dessein si honteux et si pusillanime
Étouffe lorsqu'il naît l'indigne sentiment.
Sauvons au moins l'honneur, bravons la destinée;
Les équitables Dieux par un grand châtiment
Vengeront et Thémis, et la paix profanée.
Volez, vaillans escadrons;
Élancez-vous dans la foule;
Que le sang perfide coule,
Et lave tous vos affronts.

A tant de nations contre vous conjurées,
D'ambition, d'orgueil et d'audace enivrées,
Portez sans vous troubler les plus vigoureux coups,
Et que de vos succès le cours inaltérable
Laisse au monde un trophée unique et mémorable.
Dans l'ardeur de vous venger,
Pensez au sein du carnage,
Qu'il n'est pour un vrai courage
Point de gloire sans danger.

Cato's von Utika

letzte Worte.

(Strehlen, den 8ten December 1761.)

O Tag des Fluch's, o Tag des grausen Weh!
Dich, o mein stolzes Rom, seh ich verhöhnen,
Es sank zu Staub von seiner freien Höh'
Der Bau von deinen Göttergleichen Söhnen,
Den Sieg erkaufteſt Du mit Heldenblut.
Und im Triumphe mußten Kön'ge fröhnen,
Ein Reich der Welt gewann Dein kühner Muth
Um einen frechen Räuber nun zu krönen.

Treulos, entartet ist Dein eigner Sohn,
Das Schwert, das Du ihm gabst zum Trutz der Feinde,
Schwingt Caesar mit Gelüst zum Kaiserthron
Und vatermörderisch trifft er die Freunde.

In Rom Tyrann, der Held in Gallien war,
Empört er sich, die Freiheit zu verderben,
Der Staat, wo jeder Bürger König war,
Muß unter seinen Streichen stürzen, sterben.

Wir leben noch? wir schaun mit trübem Blick
Die Schmach, die wir vergebens nur beschworen,
Für Caesar focht der Götter blindes Glück,
Für uns das heil'ge Recht, und wir verloren.
Mit Knechten schmückt' er seinen Siegeszug,
Und schlage das entehrte Volk in Ketten,
Wer aber nie gemeine Fessel trug,
Ein edles Männerherz, weiß sich zu retten.

Ihr Helden vom Pharsalischen Gefild,
Der letzten Römer ruhmbekränzte Manen,
Aus eurem Grabe hör' ich Zorneswild,
Die Geister mich mit diesen Worten mahnen:
„Auf Cato! fliehe von dem wilden Ort,
Die Schandthat tödtet hier der Freiheit Schimmer,
Und suchst Du Ruhe vor dem Bürgermord,
Dann such' uns auf und unsre stillen Trümmer."

Ja, edle Rächer unsers freien Rechts,
Nicht weigert Cato sich der treuen Stimme,
Er theilt die Schande nicht entarteten Geschlechts
Und rettet, fern von des Tyrannen Grimme,

Fern von dem Ufer wo Carthago stand,
Fern von den Ketten, die die Feinde schmieden
Sich frei hinab zu eurem stillen Land,
Dort darf ich über mein Geschick gebieten.

Dann schwing' ich mich mit heitrer Stirn empor
Und lasse hinter mir der Erde Mühen,
Ich trete zu der Götter hohem Chor,
Dahin darf Ruhm und Recht und Freiheit fliehen.
Zu Euch, die Rom als seine Retter pries,
Zu Euch will ich mich heut, ihr Helden, wenden,
Du, Caesar, neidest meinen Tod gewiß,
Siehst Du mich so als freien Römer enden.

Genug davon; Ihr Freunde, mir das Schwert!
Ich führt' es nie die Bürger zu verderben,
Ich trug es für des Vaterlandes Herd,
Nun will ich's mit dem eignen Blute färben.
Was zaudert ihr, und haltet noch zurück?
Meint ihr, ich sollte nicht die That vollführen,
In meinem Willen ruht nur mein Geschick,
Es führen zu dem Tode tausend Thüren.

Der euch ein treuer Freund, ein Vater war,
Den wollt' ihr lebend zu dem Feinde schicken,
Ein freier Bürger unter feiger Schaar,
Soll Cato, wie ein Sclav, Triumphe schmücken?

Besinnung Freunde! daß wir uns verstehn!
Ein Weiser nimmt den Tod aus freien Händen;
Sehn wir das Vaterland in Schmach vergehn,
Der Feige lebt, es weiß ein Held zu enden.

Abschied

für das Kaiserliche Heer und den Feldmarschall Daun nach der Schlacht von Leuthen.

(Durgau, den 8ten December 1757.)

Mein Herr Feldmarschall mit Verlaub,
Nun auf, und macht Euch aus dem Staub,
Ihr kamt zu mir zwar ungeladen,
Indeß ernenn' ich Euch in Gnaden
Zum Abgesandten voller Trug und Listen
Dort bei den Regensburger Rabulisten.
Ich denk' Ihr werdet Euch wohl sputen,
So bringt denn dort den wohlgemuthen,

Gestrengen Präsidenten und den Räthen
Originaliter die Difficultäten,
Die ich bei Lissa Euch vor wenig Tagen
Höchsteigenhändig aufgetragen.
So hab ich Euch denn zum April geschickt,
Zum heil'gen, römschen Reichsfiscal,
Dem's leider diesmal nicht geglückt
So sans façon mit einem Mal
Mit Acht und Aberacht mich zu vervehmen;
Aus Eurer Hand wird er den Auftrag nehmen.
— Von da lauft, was Ihr könnt, nach Wien,
Da mögt Ihr kleine Pläne groß erziehn,
Wie Ihr die Völker mir verderben,
Und Schlesien vor meinem Tod mögt erben.
Mit derlei schönen Phantasien
Bringt Ihr mit Neuperg Euern Winter hin.
Doch wird das Wetter Nebelfrei und mild
Und grünt und blüht es im Gefild,
Dann frisch heran, neumodischer Achill,
Besuche mich in meinem Domizil,
Du sollst bei mir ganz artig wohnen,
Vergiß mir nicht die tausend Stück Kanonen,
Und Prinzen von der besten Sorte,
Panduren von der Höllen-Pforte.
Dies Land, wo sich's ganz leidlich schlägt,
Soll Euch, Ihr Herrn, stets offen stohn,

Doch lernt mir Eure Lection,
Daß wenn Ihr Euch auf's Rückwärts legt,
Euch nicht der Weg nach Böheim fehlt
Und Ihr zu lang Euch im Gebirge quält.
— Ihr findet, nach der Fastenzeit,
Euch zu empfangen, uns bereit.
Nur kurze Zeit sollt Ihr bei uns verweilen,
Den Urlaub werden wir, wie heut ertheilen.

An Gottsched. *)

Nicht mit verschwenderischer Hand
Vertheilt der Himmel seine Gaben,
Ein jedes Volk, ein jedes Land
Soll immer nur das Eine haben.
Tief sind die Britten, leicht sind die Franzosen,
Der Eine soll nicht wie der Andre seyn,

*) In einigen Ausgaben ist dieser Brief unrichtig „an Gellert" überschrieben.

Wir meinen gern, wir hätten's ganz allein
Und unsre Dornen gelten uns für Rosen.
In Sparta seht Ihr Waffen blinken,
Den Muth in Heldenherzen wehn,
Indeß die Männer von Athen
Der Künste süßen Zauber trinken.
Und die gewaltigen Germanen,
Von Sparta erbten sie den Ruhm,
In der Geschichte Heiligthum
Steh'n die Trophäen, die uns daran mahnen.
Doch, wenn sich auch der Weg wohl fand
Zum Tempel, wo die Helden glänzen,
Es welkten bald in ihrer Hand
Die Blumen, die den Sieg bekränzen.
Du aber, auf! der Sachsen Schwan,
Verfolge Deine Siegesbahn,
Bezwinge Du der Sprache rauhe Klänge
Durch Deine lieblichen Gesänge
Und zu den Siegespalmen, die die Deutschen hegen,
Wirst Du Apollons schönsten Lorbeer legen.

Antwort an den König.

Von Gottsched.

Den Cäsar dieser Zeit, im Siegen und im Schreiben,
Ehrt längst das deutsche Musenchor;
Sein eigner Werth hebt ihn empor,
Wie könnt ihr Pindus ihm die Lorbern schuldig bleiben?
Monarch, den Deines Vaters Knecht
Auch ungenannt durch manches Lied erhoben,
Ist Dir kein deutscher Reim zu schlecht,
So wird er Dich gewiß bei später Nachwelt loben;
Doch Helden pflanzen Lorbeerhaine,
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt,
Dein siegreich Schwerdt ist längst umlaubt
Und Dein Bewund'rer bleibt der

Deine
Gottsched.

Beilage 2.

Ueber die Schriften Friedrichs des Großen.

Die Ausländer, die Berlin besuchen, fragen immer zuerst nach dem Denkmal, das das dankbare Vaterland dem großen Könige in der Hauptstadt seines Reichs errichtet hat; man muß sie auf die Denkmäler verweisen, die Er sich selbst gesetzt hat: auf die Terasse von Potsdam, das neue Palais, das Opernhaus in Berlin u. s. w. Nicht mit gleicher Ehre können wir auf die Werke verweisen, in denen der König seinen Geist schriftlich niedergelegt hat; es scheint, als ob man seinem Genie das Grab angewiesen, welches er vielmehr seinem Körper bestimmt hatte. — Gibbon, der berühmte englische Geschichtschreiber, sagte einst zu dem Preußischen

Minister von Dohm *): „die Berliner Ausgabe von den Werken Ihres großen Königs macht Ihrer Nation Schande und giebt mir von der Achtung, die sie für Wissenschaft und geistige Größe hat, einen sehr nachtheiligen Begriff. Als ich sie zuerst erhielt, glaubte ich, es sei ein, in irgend einem Winkel zur Befriedigung der ersten Neugier gemachter voreiliger Abdruck, der in unrechte Hände gerathener Handschriften. Aber mit Erstaunen muß ich hören, daß dies die einzige, unter öffentlicher Autorität gegebene Ausgabe ist. Hätte je ein brittischer König solche und so viele Schriften hinterlassen, gewiß würde das Parlament (Hört! hört!) eine angemessene Summe ausgesetzt haben, um eine mit allem litterarischen Apparat versehene, durch größte Correctheit und typographische Pracht glänzende Ausgabe derselben zu veranstalten. Gelehrte und Künstler hätten gewetteifert hier mitzuwirken. An alle Souverains von Europa wäre eine solche Ausgabe zur Ehre Grosbritaniens als Nationa:-Geschenk versendet worden. Neben dieser Prachtausgabe würden noch andere zu wohlfeileren Preisen erschienen seyn, damit diese Schriften von Menschen aller Classen könnten gelesen werden.“ — Dasselbe harte, aber nur zu wahre Urtheil ist vielfältig auch in Deutschland ausgesprochen worden. „Mit Recht, sagt Johannes v. Müller, muß man wirklich zweifeln, wenn man diese Schriften durchgeht, ob irgend ein verständiges Wesen, oder der Zufall sie in die Ordnung gebracht habe, worin wir

*) S. dessen Denkwürdigkeiten ꝛc. Bd. 5. S. 53.

sie finden. „Da aber ein wirklicher, menschlicher Urheber sich den Herausgebern geoffenbart hat, um, wir wissen nicht mehr, ob 1200 oder 2000 Thaler Belohnung zu ziehen, so bleibt kein Zweifel übrig an seine Existenz, wohl aber, ob er ein verständiges Wesen sei. Wenn man die ganze Anordnung betrachtet, sollte man weit eher auf blindes Fatum, als auf die Hand eines vernünftigen Menschen rathen. Ein solcher würde auch wohl nicht Briefe an Voltaire, oder Fragmente davon, weil Verse darin sind aus der Ordnung der Correspondenz gerissen und in dieses Chaos geworfen haben. In wie fern man sagen könne, daß eine Ens rationale diese Sammlung besorgte, mögen die Theologen und Philosophen untersuchen.“ —

Herr von Dohm sagt (a. a. O. S. 42.) „Leider ist diese Sammlung (die Berliner Ausgabe) nicht mit der Aufmerksamkeit und Sorgfalt, welche der so seltene literarische Nachlaß eines solchen Königs verdiente, vielmehr mit einer wirklich unglaublichen Nachlässigkeit und Unordnung gemacht worden. Zur bleibenden Schande derer, welche dies verschuldet, verdient die Art, wie bei dieser Herausgabe verfahren worden, näher beschrieben zu werden.“ *)

Friedrich hatte nur wenige von seinen Arbeiten drucken lassen, nur einige satyrische Gedichte und Flugschriften, und einige Abhandlungen und Lobreden, die in der Academie gelesen wurden, wa-

*) Herr v. Dohm theilt nun ausführliche Nachricht, wie sie ihm aus sichern Quellen, besonders vom Königl. Bibl. Biester gegeben waren, über die Besorgung der Berliner Ausgabe mit.

ren für das größere Publicum ausgegeben worden, von andern Aufsätzen und Gedichten, lies er oft nur zehn oder zwölf Abdrücke machen, um sie an seine Freunde zu vertheilen. Es war natürlich, daß bald davon Nachdrücke in London und Paris gemacht wurden. Auch von den Briefen des Königs kam so mancher zur Kenntniß des Publicums, so sehr der König von seinen Freunden Verschwiegenheit verlangte, und sogar mit d'Alembert darüber beinah zerfallen wär; oft beklagt er sich, daß die Heiligkeit des Siegels auf den französischen Posten verletzt worden sei. Wie wenig der König das Bekanntwerden seiner Briefe, die für uns fast die wichtigsten Aufschlüsse über seinen Geist geben, da sie oft längere Abhandlungen und tiefere Untersuchungen enthalten, wünschte, sehen wir aus der Antwort, die er dem Marquis Condorcet auf die Nachricht gab, daß das Ministerium in Paris seine Briefe an d'Alembert verbrannt habe. Der König schreibt: (Potsdam d. 25 Mai 1786) „Ich betrachte das Schicksal meiner Briefe, daß sie verbrannt worden sind, als sehr günstig. Dadurch wird am sichersten verhindert, daß sie nicht bekannt werden. Es würde mir unangenehm gewesen sein, wenn Briefe, die nicht für das Publikum bestimmt waren, ihm doch in die Hände gekommen wären. Nur den Vierzig Federn, die die Reinheit der französischen Sprache bewahren, kommt es zu, Meisterstücke von aller Art zu liefern, die der Ehre gedruckt zu werden, würdig sind." — Nur seine historischen Schriften hatte Friedrich für die Nachwelt bestimmt, er selbst hat dies öfter ausgesprochen; doch hatte

er auch mehrere Abschriften von seinen Gedichten, Briefen und Abhandlungen machen lassen, und sie an verschiedene Vertraute vertheilt; z. B. an seine Vorleser und Schreiber Darget und Villaume. Geordnet und ungeordnet theils in Heften, theils in losen Blättern, fand man die Schriften des Königs nach seinem Tode auf den Schlössern zu Sanssouci und Potsdam. Der, durch die Abfassung des Religionsedicts bekannte Minister von Wöllner, wußte sich in den Besitz dieses theuren Nachlasses zu setzen; über seine weitere Besorgung giebt der glaubwürdige v. Dohm folgende Nachricht. Wöllner hatte keine andere Absicht, als durch die Bekanntmachung dieser Schriften, die ein Gegenstand allgemeiner Neugier waren, einen Gewinn zu machen. Denn dieses Mannes Denkungsart war derjenigen, welche Friedrich während seiner ganzen Regierung und in seinen Schriften kund gegeben, gerade entgegengesetzt und anstatt dem Könige Achtung erwerben zu wollen, beabsichtigte er bei Bekanntmachung der Werke desselben gerade das Gegentheil, insofern es ohne Nachtheil seines Hauptzwecks, des Gewinnes, geschehen konnte. Wöllner stand an der Spitze einer Parthei, welche Friedrich ganz eigentlich haßte, schon während dessen Leben im Stillen und nach seinem Tode sehr laut alles und jedes tadelte und gehässig mißdeutete, was von und unter ihm geschehen war, dagegen aber die neue Regierung in das glänzendste Licht zu setzen sich beeiferte.

In diesem Sinne wurde von Wöllner auch die Herausgabe der Schriften Friedrichs besorgt. Alle, auch ganz unbedeutende Gedichte, und andere Auf-

sätze, welche der König nie für ein größeres Publicum bestimmt hatte, wurden mit abgedruckt. Auch hart ausgedrückte Spöttereien über religiöse Gegenstände, die dem Könige in Aufsätzen, die er nur für sich selbst niedergeschrieben, oder auch in vertrauten Briefen entwischt waren, wurden unverändert beibehalten; so auch alle Aeußerungen über politische Gegenstände, die sein Andenken verhaßt machen konnten. Harte Urtheile über Zeitgenossen, welche den Lebenden oder deren Nachkommen wehe thun mußten, wurden ungemildert erhalten, um die Zahl der gegen Friedrich Uebelgesinnten auf alle Weise zu vermehren.

Wöllner verkaufte sämmtliche ihm geschenkte Handschriften an den Buchhändler Voß und den Hofbuchdrucker Decker und übertrug das Geschäft der Herausgabe einem gewissen de Moulines, Prediger von der französischen Colonie in Berlin, der den Druck und die Correctur höchst oberflächlich besorgte. Er ging unverantwortlich mit den Handschriften um, auf die Geschichtbücher wurde zwar noch einige Achtsamkeit verwendet, aber die Gedichte, Briefe und Abhandlungen trug der Herr Moulin in die Druckerei, ohne sie nur angesehen, vielweniger geordnet zu haben; dies blieb den Setzern überlassen. Daher finden wir alles so durcheinander geworfen, man druckte den dritten Heft der Gedichte zuerst, so, daß sich die ganze Zeitfolge dieser Lieder, die wie ein Tagebuch des Gemüthes des Königs nur in der Folge verständlich sind, verwirrt wurde. Die Verbesserungen, die der König mit eigner Hand in das Manuscript geschrieben, ließen

die Setzer weg, wenn sie ihnen zu undeutlich waren. Eben so ungeschickt wurden die Briefe gedruckt, man lies aus vielen die eingeschalteten Verse weg, und setzte sie unter die Gedichte, und anstatt die Antworten den Briefen beizufügen, hat man diese theils weggelassen, theils getrennt, und um die Verwirrung zu verbergen, wurde oft das Datum der Briefe weggelassen. So waren funfzehn Bände fertig geworden; in der Druckerei lag noch ein grosser Theil Manuscript, aber Wöllner trug jetzt Bedenken, die Arbeit weiter fortsetzen zu lassen, er hatte sich, zwar nicht in seinen Geld-, wohl aber in seinen Obscuranten-Speculationen geirrt, denn der Beifall der Lehren Friedrichs, konnte durchaus dem Religionsedicte nicht förderlich sein und Mephistopihles hatte sich auch hier als;

„den Theil von jener Kraft,
die stets das Böse will und doch das Gute schafft"

bewährt.

Die Buchhandlung berief sich auf ihren Kauf und Wöllner mußte nachgeben, daß sie noch sechs Bände unter dem Titel: „Supplément aux oeuvres posthumes pour servir de suite à l'édition de Berlin" unter dem zweideutigen Druckort „Cologne", ohne zu sagen. Cöln an der Spree, nachlieferte. In diesen sechs Bänden wurde der Gallimathias vollendet, um sie zu füllen, warf man echtes und unechtes hinein und verwahrloste diese Theile noch mehr, als die früheren. Zu spät bemerkte Wöllner, daß doch von manchen Bogen Pfeile abgedruckt wurden, gegen die seine Papiernen Schilde nicht Stich hielten. Er lies mehrere Seiten aus den ge-

druckten Exemplaren herausschneiden, aber die allgemeine Verbreitung konnte er um so weniger verhindern, da bald zu Basel ein vollständiger Nachdruck erschien. Die Manuscripte lagen beschmutzt und unordentlich lange Zeit noch in der Druckerei, später wurden sie zurückgefordert und sind in dem Königlichen Archive zu Berlin niedergelegt worden.

Der Herr von Dohm läßt die deutschen Uebersetzungen der Werke Friedrichs ganz unerwähnt, und doch verdient die Uebersetzung, die als eine „neue verbesserte und vermehrte Auflage" in Berlin 1789 erschien eine ehrenvolle Erwähnung, da sie vollständiger ist und hauptsächlich besser geordnet, als die französische Ausgabe, deren Mängel in dem Vorbericht gerügt werden. Daß die Uebersetzer nicht in Wöllners Geist arbeiteten, sehen wir aus dem Schluß der Vorrede: „die französische Sprache — heißt es S. XLVI. — worin der König geschrieben hat, wird einst, wie jede andere, aussterben, und schon früher wenigstens, solche Veränderungen erleiden, daß man seine Werke nicht so leicht, wie jetzt lesen kann, sondern sie studiren muß. Auch wird die Theilnahme an Ihm sich nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden, ausser Seinem Vaterlande vermindern; aber nie kann sie es bei den spätesten Enkeln des Volkes, dessen Fürst, dessen Vater Er war: sie werden Ihn, der ihre Größe schuf, ewig lieben und bewundern und das was er schrieb, oft von einem Jahrhundert zum andern sich zurufen. Und so wird sich die Sprache seines Volkes einst noch dafür rächen, daß er sie verachtete, und Er gerade in ihr am meisten gelesen werden."

Die bessere Ordnung und Vollständigkeit dieser Ausgabe hat mich veranlaßt die mehresten Auszüge aus ihr zu nehmen; nur die Uebersetzungen der Gedichte schienen mir verfehlt, denn wenn man sie so prosaisch wiedergeben wollte, that man besser, sie nicht in ungereimten Jamben noch mehr zu lähmen, sondern in schlichter Prosa zu übersetzen. Der Uebersetzer eines Gedichtes muß dies nothwendig noch einmal dichten. Viele vortreffliche und merkwürdige Aufsätze fehlen jedoch in dieser Ausgabe, die nur funfzehn Bände zählt; vollständiger ist die Straßburger Uebersetzung, aber die Schreibart der Berliner ist reiner und angenehmer. Von den Memoires de Brandenbourg wurde 1767 eine Pracht-Ausgabe in Quart mit schönen Kupfern veranstaltet, von den Gedichten war 1760 eine ähnliche erschienen. Außerdem gab es eine kleine Ausgabe der vermischten Schriften des Königs in 4 Bändchen.

Nach dieser Anzeige von den Ausgaben der Werke Friedrichs, will ich meine Leser mit diesen Werken selbst in einer kurzen Anzeige bekannt machen, nicht um ihren Inhalt erschöpfend anzugeben und zu beurtheilen, sondern nur um auch hier an den unermüdeten Fleiß des Königs und den Umfang seines Genies zu erinnern. Ich werde sie in der Ordnung aufzählen, die ich ihnen bei einer vollständigen Ausgabe wünschen würde.

A) Der Briefwechsel des Königs.

Voran würde ich den Briefwechsel stellen, jedem Briefe des Königs wird die Antwort des Freundes beigelegt. Dadurch gewinnen wir eine allgemeine Uebersicht des Lebens und der Bildung des Königs

und seines Zeitalters, ohne die uns seine anderen Schriften oft unverständlich bleiben.

1. Briefe an Voltaire. Sie allein würden mit den Antworten Voltaires hinreichen, den so eben angegeben Zweck zu erfüllen; sie müssen wir daher zuerst lesen, nur dürfen wir sie nicht in der ersten Berliner Ausgabe suchen, in der nicht weniger als 120 Briefe des Königs an Voltaire fehlen, die in der Kehlschen und Baselschen Ausgabe und in der Berliner Uebersetzung stehen, welche 294 enthält; in der letzteren fehlen jedoch die Antworten Voltaire's. Die Berliner hat in den Supplementen Nachträge gegeben, doch sind noch zu Paris 1802 „Lettres inédites de Voltaire à Frederic le Grand, publieés sur les originaux" erschienen. Ueber den Inhalt der Briefe und über Voltaire's Verhältniß zum Könige hab' ich schon oben gesprochen. Als Anhang zu diesen Briefen würden die an die Marquise du Chatelet sich anschließen Sie war eine geistreiche Frau, die dem verfolgten Voltaire eine Freistatt zu Cirey gab und so mit Friedrich in Verbindung kam.

2. Der Briefwechsel mit Suhm erschien einzeln 1787 in Berlin, und findet sich nicht in den Ausgaben der Werke Friedrichs. Da sie auf die frühere philosophische Bildung des Königs und auf sein Leben als Kronprinz sich beziehen, würden sie hier am rechten Orte stehen.

3. Der Briefwechsel mit Du Han de

Jandun, gehört ebenfalls zur Bildungs- und Jugendgeschichte Friedrichs und ist nicht in der Ausgabe der Werke Friedrichs enthalten. Diesem Bande könnten die Briefe, die er mit Herr und Frau von Camas gewechselt hat, beigegeben werden.

4. Briefwechsel mit Jordan, (v. d. Jahren 1739 bis 45) zeichnen sich, wie schon oben bemerkt wurde, durch ihren Humor aus.

5. Briefwechsel mit dem Marquis d'Argens (v. 1756 bis 61.) Sehr interessant für die Zeit des siebenjährigen Krieges. In Königsberg erschien 1798 eine vollständige Ausgabe.

6. Briefwechsel mit d'Alembert, Secretaire perpetuel de l'Academie francaise. (v. Jahre 1760 bis 83) Sie enthalten den Abschluß des Königs mit der Philosophie. Als Beilage zu diesem Bande gehört der Briefwechsel des Königs mit dem Marquis Condorcet.

7. Der Briefwechsel mit Darget, der früher Schreiber des Königs, hernach sein litterärischer Beauftragter in Paris (1772 — 78) war.

Der Briefwechsel mit dem alten General Fouqué, dem er, als seinen liebsten Kriegskameraden, mit kleinen, freundlichen Billet's und Geschenken erfreute, für den er sogar Balsam aus Mekka kommen lies.

Die Briefe an Darget erschienen zuerst in den Oeuvres posthumes de Fr. le Gr.

1788 Basel bei Thurneisen; die Briefe Fouqués findet man mit interessanten Nachrichten in den Mémoires du Baron de la Motte Fouqué herausgegeben vom Kriegsrath Büttner in Königsberg und von Lagarde in Berlin 1788.

8. Briefe an verschiedene Personen. Diese Briefe müßten nach der Zeitfolge geordnet werden, sie sind gerichtet an: Manteufel, Rollin, Achard, Fontenelle, Algarotti, Maupertuis, Catt u. s w. Diese Namen bürgen für den interessanten Inhalt.

B. Gedichte.

Die mehresten und besten Gedichte Friedrichs sind die Gelegenheitsgedichte, die er theils in der Form von Episteln, theils in anderer Form seinen Freunden schrieb, und deshalb lassen wir sie unmittelbar auf die Briefe folgen, weil sie, wie jene, uns den König in mancher Lage des Lebens kennen lehren. Als Gelegenheitsgedichte sind sie immer an eine wirkliche Begebenheit, an den Inhalt einer vorhandenen Welt, nicht an leere Träume und Phantasien geknüpft, und dies macht ihren bleibenden Werth aus. Schiller sagt wohl: „was sich nie und nirgend hat begeben, das allein lebt im Gesang!“ es ist ein Spruch, mit dem es dem Dichter des Wallenstein und Wilhelm Tell nicht Ernst gewesen ist, vielmehr lebt nur das im Gesang, was sich wirklich begeben hat und Göthe zeigt uns in der Dichtung

und Wahrheit seines Lebens, — (wo er dem Gelegenheits-Gedicht eine große Schutzrede hält), wie immer eine Wahrheit und Wirklichkeit zum Grunde liegen muß, wenn die Dichtung nicht im leeren Aether fliegen soll. Gelegenheit hat freilich ein jeder zu allem, aber nicht jeder die Kunst und die Kraft sie zu fassen, zu gestalten. Aus den mitgetheilten Uebersetzungen einiger Gedichte wird man sich überzeugen, daß eine Auswahl dieser Poesien, außer dem geschichtlichen, auch ein Kunst-Interesse haben würde; eine Auswahl sag ich, und welcher Dichter würde es sich wohl gefallen lassen, wenn man jede Zeile, die er von seinem achtzehnten Jahre an gereimt hat, bekannt machen wollte?

Untergeschoben ist das Lustspiel: Tantale en proces. Der Verfasser ist Pottier, ein Dichter, der an dem Hofe des Markgrafen Carl von Brandenburg lebte. An die Gedichte würde sich ein Bändchen anschließen mit den „scherzhaften Erzählungen" (Facéties), den „Todtengesprächen und der Vorrede zur Henriade von Voltaire. Auch das „Portrait de Voltaire" würde hier seine Stelle finden, wenn man es nicht als Anhang bei den Briefen mittheilen wollte.

C. Eloges. Diese Lobreden auf Verstorbene, die der König zum öffentlichen Vorlesen in der Academie schrieb, gehören auch dem besonderen Verhältniß und der Gelegenheit an; ihre

Schreibart nähert sich mehr der poetischen Darstellung.

D, Philosophie. Critik.

1. Dissertation sur l'innocence des erreurs de l'esprit. geschrieben 1738 und damals schon bekannt gemacht. (vergl. den Brief an Voltaire, Baseler Ausgabe I. 326.)
2. Essai sur l'amour propre envisagé comme principe de morale. In der Academie zu Berlin gelesen 1770. Das Suchen nach Moral-Prinzipen war damals Mode; der König hat nicht eine abstracte, kalte stoische Regel, sondern ein auf die freie Subjectivität gegründetes Prinzip ausgesprochen.
3. Extrait du Dictionaire de Bayle. 1766. Es ist nicht, wie Herr von Dohm meint, nur ein Auszug aus Bayle, den d'Argens gemacht hat, es ist vielmehr eine Critik, die uns wie alle Schriften Friedrichs überzeugt, daß er niemals auf das Wort des Meisters schwur und daß seine Gedanken sich sehr oft von Bayle's Ansichten trennten.
4) Examen de l'essai sur les préjuges. Die Schrift gegen die Friedrich hier auftritt, erschien unter dem Druckort London 1769 unter dem Titel: Essai sur les préjuges ou de l'influence des opinions sur les moeurs et sur le bonheur des hommes. Ouvrage contenant l'apologie de la Philosophie par M. D. Der Verfasser war Du Marsais. —
5) Examen critique du Systême de la Nature

(1770). Auch von diesem Werke ist schon oben gesprochen.

6) Lettres sur l'education. 1770.

7) Dialogue de Morale à l'usage de la jeune Noblesse. Beide Abhandlungen lies Friedrich selbst in den Druck geben.

8. De l'utilité des sciences et des arts dans un état. In der Academie zu Berlin bei der Anwesenheit der Königin von Schweden, der Schwester Fr., gelesen im Jahre 1772.

9. De la Litterature allemande; des défauts qu'on peut lui réprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger. 1780.

Als Einleitung dazu würde der Briefwechsel des Königs mit dem Minister Herzberg hierher gehören. Den Inhalt der Schrift haben wir oben erwähnt. Untergeschoben sind dem Könige die: „Pensées sur la religion." Diese Schrift erschien schon 1745 unter zwei verschiedenen Titeln, einmal: la vrai réligion demontrée par l'Ecriture saincte. Traduit de l'anglois de Gilbert Burnet, à London 1795 (Burnet war ein sehr würdiger Bischof v. London, dem man damit einen Streich spielen wollte.) Das andere mal: Examen de la réligion dont on cherche l'éclaircissement de bonne foi. Attribué à Mr. de St. Evremond à Trivaux aux depens des Peres de la Société de Jesus. 1745. In der Bibliothéque raisonnée T. 41 à Amsterdam 1748 p. 475 macht ein Prediger von

Mastricht, Vernede, bekannt, daß ein Officier Namens de la Serre sich ihm auf dem Todbett als Verfasser jener Schrift genannt habe. — Hätten die Herausgeber der Schriften Friedrichs des Großen in Berlin nur die geringste Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit verwendet, so hätten sie auf jeder Seite finden können, daß diese Schrift nicht von Friedrich sein konnte. Man sieht sogleich, daß sie einen Catholiken zum Verfasser hat, der nur die Vulgata kennt; Friedrich hat nicht den kleinsten Aufsatz geschrieben, ohne in den Briefen an seine Freunde davon zu sprechen und nirgend erwähnt er diese Schrift, die man gerade benutzt hat, um irrige Ansichten über ihn zu verbreiten.

E. Politik.

1. Considérations sur l'état present du corps politique de l'Europe. Schon 1736 von Friedrich als Kronprinz geschrieben aus Mittheilungen, die ihm besonders der Minister von Grumbkow gemacht haben soll.

2. Anti-Machiavel ou examen du Prince de Machiavel. Geschrieben im Jahr 1739. Friedrich schickte die einzelnen Capitel an Voltaire, doch schreibt er auch an Algarotti nach London, daß er ihm das Manuscript zum Druck senden werde. Voltaire besorgte den Druck in Amsterdam früher, als es Friedrich wünschte, und da er eben den Thron bestieg, wollte er die Schrift zurückhalten; er sah wohl, daß sie keine willkommne An-

kündigung für die Höfe war, mit denen er jetzt in Verbindung trat. Das Buch wurde bald in alle Sprachen übersetzt und verbreitete noch mehr das Vorurtheil gegen Machiavell, der seinen Principe nur in Beziehung auf das, von fremden Waffen unterjochte, Italien schrieb, dessen Rettung er nur darin sah, daß ein einheimischer Fürst sich das gespaltene Volk mit Gewalt unterwerfe.

3) Considerations sur la Russie, ouvrage posthume de Fréderic II Berlin 1791. Fragen, die Voltaire an Friedrich als Kronprinz richtete und über die dieser Suhm Aufträge giebt, sind hier beantwortet. Die Aechtheit der Schrift ist nicht ganz verbürgt. —

4. Dissertation sur les raisons d'etablir ou d'abroger les lois. (v. J 1747 und 48.) Auf Veranlassung der Justizreform geschrieben, mit der der König den Canzler Cocceji beauftragte.

5. Lettres de l'amour de la patrie. Zweite Auflage 1779. Eine treffliche, patriotische Schrift. s. oben.

6. Essai sur les formes du gouvernement, et sur les devoirs des souvereins. 1781. Ein politisches Testament, das der König für die Fürsten aller Zeiten niedergelegt hat.

7. Hier würde auch der Brief und Ermahnung die Friedrich dem jungen Herzog Eugen von Würtemberg 1744 bei dem Antritt seiner Regierung schrieb, seine Stelle finden.

F. Kriegswissenschaft.

1. Discours sur la guerre, ist mehr moralisch als militärisch.

2. Instruction militaire du roi de Prusse pour ses Généraux. Herr von Dohm scheint mit andern die Ansicht zu theilen, daß diese Schrift Erfahrungen aus dem siebenjährigen Krieg enthalte. Diesen erwähnt aber Friedrich gar nicht darin; er schrieb sie früher nur mit Bezug auf die beiden ersten schlesischen Kriege. Die Schrift war ursprünglich deutsch geschrieben, der französische Text ist von einem sächsischen Oberstlieutenant von Fäsch, der jenes Buch bei einem gefangenen preußischen Officiere 1761 fand. Scharnhorst hat es 1794 bearbeitet, und neuerdings wieder der General v. Hoyer. Wieviel in den „Geheimen Instructionen Friedrichs II." die in Leipzig 1803 und 1815 erschienen sind, dem Könige angehören mögen, läßt sich nicht bestimmen, da die Instruction, die Friedrich nach dem siebenjährigen Kriege für seine Generale schrieb, geheim gehalten worden ist.

3. Lettres secrets touchants la derniere guerre. Frankf. et Amsterdam 1772. Beziehen sich auf die Entfernung des Prinzen Aug. Wilhelm vom Heer und gehören mehr der Kriegsgeschichte als der Kriegswissenschaft an.

4. Des Marches d'armées, et de ce qu'il faut observer à cet égard — Diesen Aufsatz machte Friedrich selbst bekannt; Scharnhorst hat ihn nicht benutzt.

5. Die wichtigsten Abhandlungen über das Kriegswesen, besonders der Oestreicher in dem siebenjährigen Kriege, finden wir in den Briefen an den General-Lieutenant Fouqué 1758 — 60. Hierher würde besonders eine Abhandlung gehören, die einem Briefe (Breslau den 23. Dec. 1758) beigelegt ist.

„Betrachtungen über einige Veränderungen, in der gegenwärtigen Art Krieg zu führen" (Réflexions sur les changemens à faire dans la façon de faire la guerre.)

6. Instruction pour la direction de l'academie de nobles à Berlin. — Friedrich hatte schon damals den Gedanken, sich Offiziere zu bilden, die er in diplomatischen Geschäften versenden könnte.

7. L'art de la guerre. Ein Lehrgedicht, in dem die moralisch-historische Darstellung, die Kriegskunst zurückdrängt.

Die bestimmtesten Ansichten des Königs über Kriegführung findet man in seinen historischen Schriften.

C. Geschichtsbücher.

Wir führen sie am Schluß auf, sie enthalten Beschluß und Entschluß des Königs und was er Großes vollbracht hat

1. Memoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg. „Friedrich der Große, der mit Schwert und Scepter die Geschichte seines Reichs in die Weltgeschichte einzeichnete, war auch der Erste, der dem Vater-

lande mit würdigem Griffel eine Geschichte schrieb."

Er beschränkt sich auf das Haus der Hohenzollern, geht die älteste Geschichte flüchtig durch, „da der Strohm für ihn erst Werth hat, wo er schiffbar wird." Die erste Ausgabe erschien 1750 und schloß mit dem großen Kurfürsten; spätere Ausgaben schließen mit dem Könige Friedrich Wilhelm I. Um die Darstellung der politischen Geschichte nicht zu unterbrechen, hat Friedrich diesen Memoiren folgende Abhandlungen noch beigefügt:

1. Du Militaire depuis son institution jusqu'à a la fin du règne de Frédéric Guillaume.
2. De la Superstition et de la Réligion.
3 Des Moeurs, des Coutumes, de l'Industrie, des progrès de l'esprit humain dans les arts et dans les sciences.
4. Du Gouvernement ancien et moderne du Brandenbourg.

2. Histoire de mon tems, 2. Bd. die Jahre 1740 bis 43. In diesem Werke erkennt man den Zögling der Alten; Cäsar hat in keinem einfacheren und würdigerem Tone erzählt, die Reden Friedrichs an seine Officiere sind Muster für Napoleon zu seinen Anreden an die große Armee geworden.
3. Histoire de la guerre de sept ans. Die Vorrede ist vom 3. März 1764; das Werk selbst wurde den 17. Dec. 1763 geschlossen. Mehr aus der Erinnerung, als aus geführten Ta-

gebüchern, wie man glaubt, schrieb Friedrich die Geschichte dieses Krieges. Das erste Manuscript soll durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten zum großen Theil verbrannt sein; der König schrieb das Buch zum zweitenmal in drei Monaten fertig. So erzählt der Verfasser von „Vie de Frederic II. Roi de Prusse, à Strasbourg.“ T. VI. p. 357.

4. Mémoires depuis la paix de Hubertusburg 1763 jusqu' à la fin du partage de la Pologne 1775. (schließt mit dem Jahre 1778.) Diese Schrift giebt uns besonders wichtige Aufschlüsse über die Theilung Polens und über das was Friedrich in dem gewonnenen Theil zum Besten des Volks that. Auch in Beziehung auf die innern Verhältnisse Brandenburgs nach dem siebenjährigen Kriege finden sich belehrende Nachrichten.

5. Memoires de la guerre de 1778. Wenn auch dieser König weniger thatenreich war, als die früheren, so wußte Friedrich sehr wohl, wie erfolgreich es war, daß ein König von Preußen als Protector des deutschen Reichs erschien.

6. Reflexions sur les talens militaires et sur le caractère de Charles XII., roi de Suede. 1760. Diese Schrift scheint Friedrich in jener Zeit, wo ihm wenig Hoffnung zu einem siegreichen Ende geblieben war, geschrieben zu haben, als eine Rechtfertigung seines Krieges und dessen was er gewollt, damit man, wenn er

untergehe, ihn nicht mit jenem ſchwediſchen Abentheuer verwechsle. —

7. Abrégé de l'Histoire ecclésiastique de Fleury, (in Berlin 1766 unter dem Druckort Bern gedruckt.) Obgleich es der hohe Rath zu Bern und der heilige Vater zu Rom — die Bulle nennt es „mendacem titulum mendacissimi operis“ — verbrannten, ſo beſitzen wir es dennoch. Nur die Vorrede gehört Friedrich an, in der er ſich als den Fürſten des freien Evangeliums ausſpricht.

Beilage 3.

à Rheinberg le 30 d'October 1739.

Madame,

En vous faisant la description de notre séjour à Berlin et à Potsdam, je vous ai présenté des objets dans le goût de Rembrandt; je vais aujourd'hui vous en offrir dans le goûr de Watteau, en vous entretenant de Rheinsberg et des plaisirs dont nous y avons joui. C'est une petite Ville fort riante, quoi que située au milieu des sables les plus arides sur les frontières du Meckenbourg.

L'emplacement du Château même est très beau. Un lac immense en baigne presque les fondemens, et par delà de ce lac une très belle forêt de chênes et de hêtres se présente en Amphithéatre. L'Ancien bâtiment ne formoit qu'un Corps de logis avec une aile terminée par une vieille Tour. Cet Edifice et cette situation locale suffirent au Prince Royal pour déployer son génie et son goût, et au Baron de Knobelstorff, Intendant des bâtimens, ses talens pour l'Architecture.

Pour entrer dans la Cour intérieure on passe sous un beau portail, au dessus duquel on voit une grande cartouche avec cette Inscription que M. de

Knobelstorff y a fait graver: Frederico Tranquillitatem colenti. L'intérieur de ce Palais l'emporte encore sur les déhors, tant par la beauté et la distribution des appartemens, que par le goût et la richesse des meubles. La plus belle piéce n'est pas encore achevée, mais on y travaille à force. C'est une Salle superbe, toute revêtue de marbre feint et ornée de glaces et de bronze. Le fameux Pesne est occupé à en peindre le plat-fond.

Les jardins de Rheinsberg, qui s'étendent tout du long du lac, n'ont pas encore atteint leur perfection, n'étant plantés que dépuis peu d'années. Le plan en est grand et beau. C'est au tems à faire le reste.

Nous arrivâmes a Rheinsberg le *** d'Octobre à dix heures du matin et descendîmes à la poste; mais le Prince Royal ne nous y laissa pas long tems. Il envoya prendre notre bagage et nous assigna deux belles chambres au Château, dès que nous eumes changé d'habîts on nous conduisit dans une Salle de billard toute tapissée de marbre jaune, avec deux cheminées qui étoint brozées ainsi que les autres ornemens. Cette Salle est à rez de chaussée, et a la vue d'un côté sur la grande Allée du jardin, et de l'autre sur la Cour. Nous y trouvâmes la plupart des Cavaliers et de Officiers qui formoient la Cour du Prince, et ils nous reçurent avec beaucoup de politesse. Avant que d'aller plus loin il sera nécessaire de vous faire connoître les Cavaliers et le Dames, dont la Cour du Prince et de la Princesse Royale est composée etc, etc,

Beilage 4.

à Brunswik le 24. Aout 1738.

Toute la journée du 14. se passa en préparatifs pour la Loge, et peu après minuit nous vîmes arriver le Prince Royal accompagné du Comte de W . . . . Capitaine au Régiment du Roi à Potsdam, Le Prince nous présenta ce dernier comme un Candidat qu'il nous recommandoit, et dont il desiroit que la réception put se faire immédiatement après la sienne. Il nous pria au reste de n'obmettte dans sa propre réception aucune des cérémonies rigoureuses, qui pouvoient être usitées en pareil cas; de lui faire grace de rien: et nous permit de l'envisager cette fois comme un simple particulier. Enfin nous le reçûmes dans toutes les formes dues et réquises. J'admirai son intrépidité, sa contenence et les graces qui l'accompagnoient dans les instans mêmes les plus critiques. J'avois préparé un petit discours dont il témoigna d'être content. Après les deux réceptions nous ouvrimes la Loge, et nous procédâmes au travail. Il en parut charmé et s'acquita de tout avéc autant d'esprit que de déxtérité.

Je vous avoue, mon cher Frère, que j'ai conçu de ce Prince une grande idée pour l'avenir. Il

n'est pas d'une taille fort haute, et Dieu ne l'auroit pas choisi pour règner à la place du Roi Saül, mais en considérant la grandeur et la beauté de son génie, il mérite d'occuper le trône de Prusse, pour le bonheur des peuples. Il a les traits charmans, l'air spirituel, le port noble, et il ne tient qu'à lui de prétendre à la beauté. Un petit Maître de Paris, ne trouveroit pas sa frisure assez régulière; mais ses cheveux sont d'un beau brun, bien ajustés à l'air de son visage, et négligemment tournés en boucles. Ses grands yeux bleus ont à la fois quelque chose de sévère, de doux et de gracieux. J'ai été surpris de lui trouver un si grand air de jeunesse. Ses manières, sont tout a fait celles d'un homme de grande naissance, et c'est le mortel le plus joli du Royaume qui l'attend. Il a fait au T. V. Maître B. d O. . . les caresses les plus délicates et les plus flatteuses. Je ne vous parle point des qualités de son ame. Il seroit difficile de les déméler dans un entretien, mais je vous proteste qu'il n'a pas dit un seul mot qui ne marquât infiniment d'esprit, et un grand fond de bonté. Je m'en rapporte à cet égard à la voix publique.

Tout a été fini d abord après quatre heures du matin. Le Prince est retourné au Château du Duc. Il a paru aussi content de nous, que nous avons été enchantés de lui. Je me suis précipité dans mon lit, accablé des fatigues de cette belle journée.

Beilage 5.

Friedrichs II. Cabinetsordre über die Schulordnung.

Mein lieber Etats-Minister Frh. von Zedlitz.

Da Ich gewahr worden, daß bei den Schulanstalten noch viele Fehler sind und daß besonders in den kleinen Schulen die Rhetoric und Logic nur sehr schlecht, oder nicht gelehrt wird; dieses aber eine vorzügliche und höchstnothwendige Sache ist, die ein jeder Mensch in jedem Stande wissen muß, und das erste Fundament bei Erziehung der jungen Leute sein soll, denn wer zum besten raisoniret, wird immer weiter kommen, als einer, der falsche consequences zieht: So habe Euch hierdurch meine eigentliche Willens Meinung dahin bekannt machen wollen: Wegen der Rhetoric ist der Quinctilian, der muß verdeutscht und danach in allen Schulen informiret werden, sie müssen die jungen Leute traductions und discourse selbst machen lassen, daß sie die Sache recht begreifen, nach der Methode des Quinctilian, man kann auch ein Abregé daraus machen, daß die jungen Leute in der Schule alles desto leichter lernen, denn wenn sie nachher auf Universitaeten sind, so lernen sie davon nichts, wenn sie es nicht aus den Schulen schon mit dahin bringen. Zum Unterricht in der Logic ist die beste im Deutschen von Wolf: solche ist wohl ein bisgen weitläuftig, aber man kann sie abregiren lassen: die ersten Schulen sind immer Schuld dran, wenn die jungen Leute nichts lernen: die Lehrer lassen die jungen Leute nicht selbst arbeiten, sondern sie her-

umlaufen und halten sie nicht genug zum lernen an. Lateinisch müssen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe ich nicht ab, es muß nur darauf raffiniret werden, auf die leichteste und beste Methode, wie es den jungen Leuten zum leichtesten beizubringen. Wenn sie auch Kaufleute werden, oder sich zu was andern widmen, wie es auf das Genie immer ankömmt, so ist ihnen das doch allezeit nützlich und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können. Im Joachimsthal und in den andern großen Schulen muß die Logic durchgehends gründlich gelehrt werden auch in den Schulen der kleinen Städte, damit ein jeder lernt einen vernünftigen Schluß machen, in seinen eigenen Sachen, das muß seyn: die Lehrer müssen sich auch mehr Mühe geben mit dem Unterricht der jungen Leute und darauf mehr Fleiß wenden und mit wahrem Attachement der Sache sich widmen, dafür werden sie bezahlt und wenn sie das nicht gebührend thun und nicht ordentlich in den Sachen sind, und die jungen Leute negligiren, muß man sie auf die Finger klopfen, daß sie besser attent werden; die Rhetoric nach dem Quinctilian und die Logic nach dem Wolf, aber ein bissgen abgekürzt und das Lateinische nach den Autoribus classicis muß mit den jungen Leuten durchgegangen werden und so müssen sie unterrichtet werden und die Lehrer und Professores müssen das Lateinische durchaus wissen, so wie auch das Griechische, das sind die wesentlichste Stücke mit, daß sie das den jungen Leuten recht gründlich beibringen können und die leichteste Methode dazu ausfundig zu machen wissen. Ihr müsset daher mit der Schulverbesserung in den großen Städten, alß Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau, Magdeburg etc. zuerst anfangen: Auch ist die Elisabeth-Schule zu Breslau, wo gute Leute gezogen werden, die hernach zu Schulmeisters genommen werden können; bei den kleinen Schulen muß angefangen werden, denn da wird der Grund gelegt, die jungen Leute mögen hiernächst auf einen Juristen,

Professor, Secretair, oder was es ist studiren; so müssen sie das alles auch lateinisch wissen

Von großem Nutz würde es seyn, wenn die jungen Leute, so in einem Schulhause beständig beisammen wären, wofür die Eltern etwas gewisses bezahlen, so würden sie weit mehr lernen, als wenn sie zu Hause sind, wo sie die Eltern nur herumlaufen lassen: Wie im Joachimsthal, da können sie gut studiren, da sind sie immer bei einander.

Die Logic und Rhetoric ist für alle Stände, alle Menschen haben sie gleich nöthig, nur muß die methode des Unterrichts ein bisgen reformiret werden, damit die jungen Leute besser lernen: Und wenn ein Lehrer oder Professor, darin sich hervorthut, so muß man denn sehen, wie man dergleichen Lehrer auf eine Art avantagiret, daß sie aufgemuntert und die andern gereizt werden, damit die jungen Leute eine idée davon kriegen, was es eigentlich ist, sonst lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht. Die guten autores müssen vor allen übersetzt werden ins Deutsche, als im Griechischen und lateinischen der Xenophon, Demosthenes, Salust, Tacitus, Livius und von Cicero alle seine Werke und Schriften, die sind alle sehr gut, desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur in prosa ist. Im Französischen sind auch excellente Sachen, die müssen ebenfalls übersetzt werden; Und wenn denn die jungen Leute was gearbeitet haben, so muß das gegen die deutsche Uebersetzung gehalten und ihnen gewiesen werden, wo sie unrechte Wörter angebracht und gefehlt haben. Gegenwärtig geschieht der Unterricht nur schlecht und es wird nicht genug Attention auf die Erziehung in den Schulen gewandt, drum lernen die Kinder auch nicht viel, die ersten Fundamente sind nicht nutze. Wer zum besten raisoniren kann, wird immer zum weitesten kommen, besser als der, der nur falsche Schlüsse zieht. Vor junge Leute, die beim Commerce gehen wollen, sind so ein Hauffen gute Bücher, woraus sie das Commerce einer jeden Nation

in der ganzen Welt kennen lernen können; für Leute die Officier werden, ist die historie nöthig, auch für andere Leute und zwar muß solche gleich zum Anfang gelehrt werden: denn es sind abreges genug davon da, anfänglich muß man sie nur kurz unterrichten und bei den alten Zeiten nicht zu lange sich aufhalten, doch so, daß sie eine Kenntniß von der alten Geschichte kriegen. Aber in den neuen Zeiten, da muß man schon etwas genauer damit gehen, damit die jungen Leute solche gründlich kennen lernen und das gehet auch spielend an. In Ansehung der Geometrie, da sind schon andere Mittel um ihnen solche zu lernen. Und was die Philosophie betrifft, die muß von keinem Geistlichen gelehrt werden, sondern von Weltlichen, sonsten ist es eben so, als wenn ein Jurist einem Officier die Kriegskunst lehren soll. Er muß aber alle Systems mit den jungen Leuten durchgehen und durchaus keine neue machen. Von der Metaphysik müssen sie auch was durchgehen. Aber vom Griechischen und Lateinischen gehe ich durchaus nicht ab bei dem Unterricht in den Schulen. Und die Logic ist das allervernünftigste, denn ein jeder Bauer muß seine Sachen überlegen und wenn ein jeder richtig dächte, das wäre sehr gut: die rhetoric muß den jungen Leuten, wie schon gesagt, ebenfalls gründlich beigebracht werden. Man muß auch darauf Acht geben, daß die Kinder fleißig in die Schule kommen, und wenn das nicht geschieht, muß das den Vätern und Eltern gemeldet werden, daß sie sie dafür strafen, denn warum schicken sie sie sonst in die Schule, als daß sie was lernen sollen, sonst können sie sie ja nur zu Hause behalten.

Daß die Schulmeister auf dem Lande, die religion und die moral den jungen Leuten lehren, ist recht gut und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer religion hübsch bleiben und nicht zur Catholischen übergehen, denn die Evangelische religion ist die beste

und weit besser wie die Catholische, darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur religion behalten und sie so weit bringen, daß sie nicht stehlen und nicht morden. Diebereien werden indessen nicht aufhören, das liegt in der menschlichen Natur, denn natürlicher Weise ist alles Volk diebisch, auch andere Leute und solche, die bei den Cassen sind und sonst Gelegenheit dazu haben. Im Lauenburgischen und Bütowschen, ist es noch mehr wie an andern Orten nöthig die education der Kinder in eine bessere Ordnung zu bringen, denn da fehlt es noch sehr daran.

Im Altenburgschen ist eine sehr gute Erziehung, die Leute sind da alle so ordentlich und vernünftig. Wenn man von dorther könnte Schulmeister kriegen, die nicht so theuer wären, so würde das sehr gut seyn. Ihr werdet sehen, wie das zu machen stehet; sonsten ist es auf dem platten Lande genug, wenn sie ein bisgen lesen und schreiben lernen, wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte und *wollen* Secretairs und so was werden, deshalb muß man auf dem platten Lande den Unterricht der jungen Leute so einrichten, daß sie das nothwendige, was zu ihrem Wissen nöthig ist, lernen, aber auch in der Art, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglaufen, sondern hübsch dableiben.

Nach dieser Meiner Willens-Meinung und Vorschrift werdet Ihr daher bemüht sein, alles in den Schulen besser einzurichten und zu reguliren, damit meine landesväterliche Intention bestens erreicht wird. Ich bin übrigens Euer wohl affectionirter König Friedrich.

Posdam den 5ten September 1779.

Gedruckt bei Louis Quien, in Berlin.

Verzeichniß.

A.

Adel zur Ordnung gewiesen 27.
d'Alembert erhält Briefe von Friedrich II. 280. 369.
d'Argens, Freund Friedrichs 366.
August, König v. Polen 39. 40. 120.

B.

Briefwechsel Friedrichs des Großen 448.

C.

Cocceji, Großkanzler 239.
le Coin, Schauspieler 400.
Contract social lehrt Fr. d. Gr. 336.
la Croze 165.

D.

Dantal, Vorleser Friedrichs, 413
Deutsche Literatur von Friedrich gefördert 382. 414
Deutschland von Friedrich das Land der Freundschaft 397 und der Vernunft 401 genannt, aber reich an schlechten Originalen 412.
Doppelheirathsversuche 45 u. f.
Du Han s. Jandun.

E.

Eugen, Prinz v. Wirtemberg erhält einen Fürstenspiegel von Friedrich 334.

F.

Frankreichs Politik von Friedrich beurtheilt 402.
Franzosen als Volk von Friedrich beurtheilt 385
ein Spottreim auf sie von ihm 398.
Friedrich, König v. Schweden verwendet sich für den Kronprinzen 119.
Friedrich Wilhelm I. Beurtheilung seiner Regierung 1 — 5. Haushalt 5. 6. 9. Rekrutenkauf 7. Gemahlin 10. 11. Tabacksgesellschaft 17. Verbannung und Empfehlung des Philosophen Wolf 17. 18. 19. Des Königs Schreiben wegen der Unionskirchen 20. wegen der Studenten 21. liebt die Holländer und die Republikaner 22. 23. Freund der strengen Justiz 24. verbietet die Bauern zu prügeln 25. hebt den Nexum feudalem auf. Sorgt für Manufactur 29. haßt die Franzosen 33. Art zu reisen 34. Aufenthalt in Dresden 39. Reise nach dem Rhein 56. entdeckt die Flucht des Kronprinzen 57. Rückkehr nach Berlin 72. Antwort auf das Urtheil des Kriegsgerichtes über Katt 90. will dem Kronprinzen den Prozeß machen 109 . . . begnadigt ihn 126. 131. Feldzug 146. Krankheit 169. Testament 170. stirbt 170.

Friedrich der Große als Kronprinz: schreibt an seinen Lehrer Duhan de Jandun 13. sein Monatsgeld 13. seine Lehrer u. Erzieher 13. Musik 16. Urtheil über des Vaters Regierung 35. Heirathsangelegenheiten 45. 46. Schulden 50. Flucht 51. 53. 55. wird angehalten und übelbehandelt 56. schreibt seiner Schwester aus dem Gefängniß zu Mittenwalde 87. wird nach Cüstrin gebracht 88. sieht Katt enthaupten 99. ist selbst in Gefahr 110. auswärtige Höfe verwenden sich für ihn 115. wird begnadigt 123. Monatsrechnung in Cüstrin 128. arbeitet als Domainenrath 132. kömmt nach Berlin zurück 142. seine Vermählung 143. zieht zu Felde 146. geht nach Preußen 148. Schönheit seines Regiments 151. Geldverlegenheit 162. wird Freimaurer 164. Briefwechsel mit dem Könige 175. schickt ihm Austern und Capaune 193.

Friedrich II als König und Philosoph begrüßt 231—250. seine philosophische Bildung 252. studirt Wolf 259. bloße Erfahrung gilt ihm nicht 260. 288. gegen die Mathematiker 261 . . erster Brief an Voltaire 264. hat die Gewißheit Gott zu erkennen 267. philosophirt über Freiheit und Nothwendigkeit a priori 269. wird verdrüßlich über die Metaphysik 279. schreibt an d'Alembert 280. seine Naturphilosophie 286. Erkennt als Jüngling die Nothwendigkeit, als Mann die Freiheit 262. Philosophie des Geistes 297. — Seine Gedanken über die Religion. Geistesfreiheit 300. Fordert Achtung des Gottesdienstes 303. Toleranz und Warnung gegen Frechheit 305. Anerkennt die Reformation durch Luther 309. spricht

gegen die französischen Freigeister 314. nennt die Sittenlehre Christi die Sittenlehre aller Philosophie 315. vertheidigt die Christl. Religion 318. 19. Gedanken über den Staat; vertheidigt Erbfolge und Monarchie 323 24. gegen das Systeme de la nature. Sein Werk über den Zustand des europäischen Staatensyst. 325. rühmt Preußen als das Land der Freiheit 326. jugendliche Tirade gegen die Höfe 328. sein Werk über die verschiedenen Regierungsformen 330. Urtheil über die Türkei 331. Erklärt sich für die beschränkte Monarchie 335. Berichtigt die Lehre vom gesellschaftlichen Vertrag 336. gegen die franz. Encyclopädisten 341. Glaubt an sein Vaterland 342.

Friedrichs poetische Bildung 344. schickt Voltaire Verse 347. schreibt die besten Gedichte in der größten Noth 348 verbessert Voltairen 351 . . Critik über das französische Drama 353. über Shakespeare und Göthe 356. sein Humor 358. besonders in den Briefen an Jordan 359.

Friedrichs Freunde, sein Talent zur Freundschaft 364. Bruch mit Voltaire 371. Versöhnung 374. Beitrag zur Statue 375. läßt für ihn Seelenmesse lesen 372.

Friedrich II. ein deutscher König 380. giebt der deutschen Poesie Lebensgehalt 382. Nennt die Franzosen das Volk, das Gott zu seiner Nebenbelustigung geschaffen 385. weiteres strenges Urtheil 386. nennt sie neurungsüchtig 386. galant 389. abergläubisch, fanatisch 390. Hornissen 392. Mikasse 393. die inconsequenteste Nation von Europa 395. Spottreim auf die Franzosen 398. beur-

theilt ihre Politik 402. ihre Diplomaten 409. warnt vor dem Reisen nach Paris 411. Studirt die Alten 412. Schreibt über die deutsche Literatur 414. Fordert die Gelehrten auf, deutsch zu schreiben 418. die Höfe, deutsch zu sprechen 419. Verkündigt den Deutschen die schönste Literatur 420. Seine Ode an die Deutschen 421. Cato's Abschied 430. Abschied für den Marschall Daun 434 An Gottsched 437. Ueber die Ausgaben der Werke Fr. d. Gr. 440. Recension seiner Schriften 448. Briefwechsel 448. Gedichte 451. Philosophie, Critik 453. Politik 459.

G.

Garderobe des Kronprinzen 79.

Gedichte Fr. d. Gr 421.

Gibbon der Engländer wundert sich über die schlechte Ausgabe der Werke Fr. d. Gr. 440.

Göthe's Götz von Berlichingen von Friedrich beurtheilt 356. Göthe's Anerkennung Friedrichs als Schöpfer einer neuen Zeit in der deutschen Poesie 382.

Gottsched, Gedicht an ihn von Friedrich den Gr. und seine Antwort 437.

Grumbko, Minister v., 31. verhört den Kronprinzen. 86. geht nach Cüstrin 125. stirbt 168.

H.

Hoftrauer 192.

Hotham, englischer Gesandter in Berlin 48.

J.

Jahr- und Tagebuch des Kronprinzen v. 1725 bis 1730. S. 35.
Jagd 9.
Jandun, Egide du Han de. 11. 12. 77.
Jordan, Lustige Briefe des Königs an ihn 359. als Freund 366.

K.

Kaiserling v., Gesellschafter des Kronprinzen. 41.
Kameke, Frau v. 75.
Karl VI. Kaiser, verwendet sich für den Kronprinzen 115
v. Katte, Lieuten. Freund des Kronprinzen 43. festgenommen 65. vor den König geführt 73. schreibt Verse 89. Kriegsgericht über ihn in Cöpenick 90. Todesurtheil. Briefe von ihm 93. . . sein letzter Wille für den Kronprinzen 98. wird enthauptet 99. Relation hierüber 99. . .
v. Keith, Freund d. Kronprinz. 42. entflieht v. Wesel 58. Briefe darüber 59. 69. Rückkehr n. Berl. 71.

L.

Lagerhaus 29.
Lehnwesen unter Fr. W. I. 26.
Lepel v., in Cüstrin 129.
Lesgewang Präsident in Königsberg 148.
Lieberkühn, Goldschmidt 79.
Ludwig XIV. 409.

M.

Minister aus dem Bürgerstande unter Fr. W. I. 27.
Mirow, Prinz v. 197.
Müller, Prediger, berichtet über des Kronprinzen Aufenthalt in Cüstrin 130.

N.

Newton großer Mathematiker aber sehr schlechter Philosoph 262.

O.

Oestreichisches Gutachten 33.
Gräfin Orselska gefällt dem Kronprinzen 40.

P.

Pariser Lebensart 399.
Philosophie begrüßt Friedrich 131. Natur und Geist. Erkenne dich selbst 236. Philosophie und Geschichte 237. Historische Schule 237. 240. Herodot und Thukydides 241. Der Philosoph auf dem Throne 245. Platonischer Staat 248.
Potsdammer Leibregiment 7.
Prügelmandat v. J. 1738. S. 25.

Q.

Quanz, Flötenspieler 16. 17.

R.

Recension der Schriften Friedr. des Gr. 440.
Recruten zum Leibregiment 7. 8.
Rheinsberg 146. Leben daselbst 152.

Ritter, Dorothea Elisabeth, Geliebte des Kronprinzen 77.
Rocoules, Madame de, 11.
Ruppin, Witthum der Kronprinzessin 145.

S.

Schaaken, Oberster von, Relation über Katt's Enthauptung 99. . .
Seckendorff, Oestr. Gesandter 31. 33. 34. 168.
Stände der Kurmark 144.
Suhm v. übersetzt für den Kronprinzen Wolf's Legik. 257. als Freund 365.

T.

Tabacks-Collegium 17.

U.

Union der luther. und reform. Kirche vom König Fr. Wilh. I. empfohlen 20.

V.

Voltaire, erster Brief des Kr. Pr. an ihn 264. antwortet und meistert den Kr. P. 351. wird corrigirt 351. Lebt in Potsdam und Berlin 370. Verdruß mit dem Könige 371. 73. Versöhnung 375. Seelenmesse für ihn in Berlin 377.

W.

Wilden, Geh. Rath, kommt auf die Festung 25.
Wolden, von Herr v., berichtet über des Kronprinzen Aufenthalt in Cüstrin 136.
Wolf, Philosoph 17.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Förster, Friedrich Christoph,

Friedrich des Großen Jugendjahre, Bildung und Geist

Berlin 1823
Bor. 62 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012921-3